This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

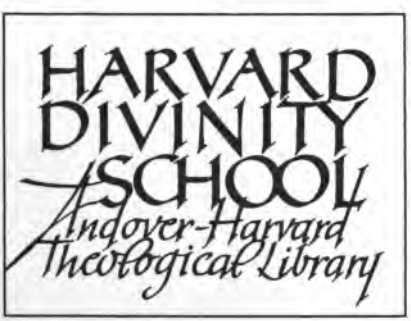
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

to

C. Yausewitz

Es ist ein Gott.

Zur Verantwortung bezeugt

von

Hermann Fick.

Zum Besten des ev.-lutherischen Waisenhauses in Boston.

New-York:
Zu haben bei J. Birkner,
102 William-Straße.

1876.

Vorwort.

„Seid allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist.“ Diese Ermahnung, welche der Apostel 1. Petr. 3, 15 an alle Christen richtet, suchen wir auch mit diesem Büchlein zu befolgen. Wir bezeugen darin gegen die Gottesleugner, daß ein Gott ist. Dies zu beweisen, bedienen wir uns nicht weitläuftiger philosophischer Deductionen, sondern wir verweisen auf die Thatsache, daß einem jeden Menschen die Wahrheiten der sogenannten natürlichen Religion kraft des angeborenen Gottesbewußtseins bekannt sind. Jeder Mensch weiß nämlich von Natur, daß ein Gott ist; daß er verpflichtet ist, das Gesetz Gottes zu erfüllen, und daß es eine ewige Vergeltung giebt.

Damit bezeugen wir nur das, was die heilige Schrift darüber lehrt. Dieselbe behauptet ausdrücklich, daß alle Menschen wissen, es ist ein Gott, indem sie sagt: „Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also, daß sie keine Entschuldigung haben. Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert.“ Röm. 1, 19. 20.

Jeder Menſch hat ferner ein Bewußtſein vom Geſetze Gottes und ſeiner Verbindlichkeit. Dies ſagt die heilige Schrift mit den Worten: „Die Heiden . . beweiſen, des Geſetzes Werk ſei beſchrieben in ihren Herzen, ſintemal ihr Gewiſſen ſie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen.“ Röm. 2, 14. 15.

Jeder Menſch weiß endlich, daß es eine weiſe Vergeltung giebt. Die lehrt die heil. Schrift Röm. 1, 32. indem es dort von allen Heiden heißt: „Die Gottes Gerechtigkeit wiſſen, daß, die ſolches thun, des Todes würdig ſind, thun ſie es nicht allein, ſondern haben auch Gefallen an denen, die es thun.“

Es iſt deshalb in der That ſo, wie die heil. Schrift ſagt: „Gott hat ſich ſelbſt nicht unbezeugt gelaſſen, hat uns viel Gutes gethan, und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, und unſere Herzen erfüllt mit Speiſe und Freude“ Ap. Geſch. 14, 17. Gewiſſen, Vernunft und Natur ſind die unbeſtechlichen Zeugen, die mit lauter Stimme unwiderleglich beweiſen: es iſt ein Gott, Schöpfer und Richter der Welt. Wohl dem, der auf ihre Stimme hört, und den Gott, welchen die Natur ihm offenbart, aus ſeinem Worte in Chriſto als ſeinen Vater erkennt.

Möchte dieſes Büchlein dazu dienen, den Leſer in der Wahrheit, die er längſt weiß, daß ein Gott iſt, zu ſtärken und zu befeſtigen. Dazu ſegne es Gott.

Der Verfaſſer.

Es ist ein Gott.

Zur Verantwortung bezeugt

von

Hermann Fick.

I.

Thorheit des Atheismus.

Nach langer Trennung waren Rudolph und Herbert, zwei Jugendfreunde, unerwartet zusammen getroffen. Die Freude des Wiedersehens war eine herzliche. Um ungetrennt zu bleiben, beschlossen sie, in derselben Stadt sich niederzulassen und ihre Abende gemeinsam zuzubringen. Sie hatten sich einander so viel zu erzählen, daß ihnen die Zeit nur zu rasch verfloß. Bald erinnerten sie sich an die seligen Tage der Kindheit und Jugend, die sie mit einander verlebt hatten; bald erzählten sie sich, was sie seitdem alles erlebt und erfahren hatten; bald besprachen sie mit einander die Pläne und Hoffnungen, welche sie für die Zukunft hegten.

Eines Abends kamen sie auch auf Religion zu sprechen. „Ich habe, sagte Rudolph, die Bibel geprüft und mich überzeugt, daß sie die göttliche Wahrheit ist; darum habe ich mich der christlichen Kirche angeschlossen."

„Bei mir, erwiderte Herbert, findet gerade das Gegentheil statt. Unsere Zeit ist eine Zeit des Fortschritts. Auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft sind die größten Entdeckungen gemacht. Unaufhaltsam strebt der Menschengeist vorwärts und verlangt nach Licht und Aufklärung. Die alten Religionen genügen nicht mehr; wir bedürfen neuer, höherer Wahrheiten. Wir stehen auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts; das Wesen der Natur wird immer gründlicher erforscht und der neueste größte Fortschritt, dem auch ich huldige, besteht in der entscheidenden Wahrheit: es ist kein Gott."

Rudolph. Auch ich freue mich über alle Fortſchritte und Entdeckungen, welche unſere Zeit gemacht hat. Wie groß iſt doch der Nutzen, welchen wir nur den Eiſenbahnen und Telegraphen verdanken. Wie wird der Handel und Verkehr dadurch erleichtert, wie innig werden dadurch die entfernteſten Völker miteinander verbunden. Kühne Forſcher dringen in das Innere Afrikas und bringen uns Kunde von Ländern und Völkern, von denen man früher nicht einmal die Namen wußte. Andere ſcheuen nicht die Kälte des höchſten Nordens, nicht die Gefahren der ſtürmiſchen Eismeere, um unſere Kenntniß der arctiſchen Regionen zu erweitern. So wird die Beſchaffenheit der Erde uns immer genauer bekannt. Immer beſſer lernt der Menſch die Kräfte der Natur erkennen und ſich dienſtbar machen. Faſt jeder Tag berichtet von neuen Erfindungen und Maſchinen, welche uns die wichtigſten Vortheile gewähren. O es iſt mir eine wahre Luſt, dies rege Schaffen des menſchlichen Geiſtes zu betrachten und zu ſehen, wie er immer mehr die Herrſchaft über die Erde gewinnt.

Herbert. Weil Du ein Freund des Fortſchritts biſt, ſo biſt Du auch gewiß ein Freund der Gottesleuguung.

R. Weit gefehlt! Die Gottesleugnung halte ich für den größten Rückſchritt, für die offenbarſte Unvernunft und für den ſicheren Weg in zeitliches und ewiges Verderben. Auch biſt Du ſehr im Irrthum, wenn Du meinſt, erſt unſere Zeit habe die Lehre, daß kein Gott ſei, entdeckt. Denn ſchon vor faſt dreitauſend Jahren hat ein königlicher Sänger geſagt: „Die Thoren ſprechen in ihrem Herzen: Es iſt kein Gott. Sie taugen nichts und ſind ein Gräuel geworden in ihrem böſen Weſen.“

H. Du wirſt beleidigend.

R. Wenn Du Dich ſelbſt nicht werth hältſt, die Wahrheit zu erkennen, ſo laß uns von etwas anderem reden.

H. Sage mir Deine Meinung, aber ohne Bitterkeit.

R. Die Wahrheit ist Dir nur dann bitter, wenn Du den Irrthum liebst. Ich will Dir die Wahrheit in Liebe sagen, und wenn Du aus der Wahrheit bist, so wirst Du sie gerne hören. Die Wahrheit gleicht einer bittern, aber heilsamen Arznei, und bringt dem, der sie annimmt, ewige Genesung.

H. Nun ich sehe, daß Du noch immer der alte ehrliche Freund bist, der mit der Sprache gerade heraus geht. Aber warum bist Du nur so entschieden gegen die Gottesleugnung? Haben doch die neueren Naturforscher unwiderleglich bewiesen, daß kein Gott ist.

R. So bist Du also auch in die Falle gegangen und betest als Wahrheit an, was die Naturforscher Dir weiß machen, ohne es vorher vernünftig zu prüfen. Freilich führen diese Herren gar prächtige Reden, indem sie prahlerisch rühmen: Die Wissenschaft hat unfehlbar gezeigt, die neuesten Resultate der Naturforschung haben unwiderleglich dargethan, alle Gelehrten haben sonnenklar bewiesen, daß kein Gott ist. Und der große Haufe schreit ihnen gedankenlos nach, was die „hochberühmten Naturforscher" ihnen vorsagen. Ich hätte nicht gedacht, daß Du Dich so leicht von ihren hochtrabenden Redensarten betrügen ließest, da Du doch sonst immer einen guten Verstand zeigtest.

H. Gerade deswegen habe ich die Lehre der neueren Naturforscher angenommen, weil sie mit meiner Vernunft übereinstimmt.

R. Nun, so laß uns einmal sehen, ob der Atheismus vor dem Richterstuhle der Vernunft bestehen kann.

H. Es ist ohne Zweifel ein richtiger Grundsatz, daß nur das wahr ist, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen. Die Sinne sind bekanntlich Schmecken, Fühlen, Sehen, Hören und Riechen. Was wir mit diesen Sinnen nicht wahrnehmen können, das existirt auch nicht. In diesem Grundsatze sind die neueren Naturforscher einig. Büchner nennt in seinem Werke: Kraft und Stoff „die sinnliche Erkennt-

Rudolph. Auch ich freue mich über alle Fortſchritte und Entdeckungen, welche unſere Zeit gemacht hat. Wie groß iſt doch der Nutzen, welchen wir nur den Eiſenbahnen und Telegraphen verdanken. Wie wird der Handel und Verkehr dadurch erleichtert, wie innig werden dadurch die entfernteſten Völker miteinander verbunden. Kühne Forſcher dringen in das Innere Afrikas und bringen uns Kunde von Ländern und Völkern, von denen man früher nicht einmal die Namen wußte. Andere ſcheuen nicht die Kälte des höchſten Nordens, nicht die Gefahren der ſtürmiſchen Eismeere, um unſere Kenntniß der arctiſchen Regionen zu erweitern. So wird die Beſchaffenheit der Erde uns immer genauer bekannt. Immer beſſer lernt der Menſch die Kräfte der Natur erkennen und ſich dienſtbar machen. Faſt jeder Tag berichtet von neuen Erfindungen und Maſchinen, welche uns die wichtigſten Vortheile gewähren. O es iſt mir eine wahre Luſt, dies rege Schaffen des menſchlichen Geiſtes zu betrachten und zu ſehen, wie er immer mehr die Herrſchaft über die Erde gewinnt.

Herbert. Weil Du ein Freund des Fortſchritts biſt, ſo biſt Du auch gewiß ein Freund der Gottesleugnung.

R. Weit gefehlt! Die Gottesleugnung halte ich für den größten Rückſchritt, für die offenbarſte Unvernunft und für den ſicheren Weg in zeitliches und ewiges Verderben. Auch biſt Du ſehr im Irrthum, wenn Du meinſt, erſt unſere Zeit habe die Lehre, daß kein Gott ſei, entdeckt. Denn ſchon vor faſt dreitauſend Jahren hat ein königlicher Sänger geſagt: „Die Thoren ſprechen in ihrem Herzen: Es iſt kein Gott. Sie taugen nichts und ſind ein Gräuel geworden in ihrem böſen Weſen.“

H. Du wirſt beleidigend.

R. Wenn Du Dich ſelbſt nicht werth hältſt, die Wahrheit zu erkennen, ſo laß uns von etwas anderem reden.

H. Sage mir Deine Meinung, aber ohne Bitterkeit.

R. Die Wahrheit ist Dir nur dann bitter, wenn Du den Irrthum liebst. Ich will Dir die Wahrheit in Liebe sagen, und wenn Du aus der Wahrheit bist, so wirst Du sie gerne hören. Die Wahrheit gleicht einer bittern, aber heilsamen Arznei, und bringt dem, der sie annimmt, ewige Genesung.

H. Nun ich sehe, daß Du noch immer der alte ehrliche Freund bist, der mit der Sprache gerade heraus geht. Aber warum bist Du nur so entschieden gegen die Gottesleugnung? Haben doch die neueren Naturforscher unwiderleglich bewiesen, daß kein Gott ist.

R. So bist Du also auch in die Falle gegangen und betest als Wahrheit an, was die Naturforscher Dir weiß machen, ohne es vorher vernünftig zu prüfen. Freilich führen diese Herren gar prächtige Reden, indem sie prahlerisch rühmen: Die Wissenschaft hat unfehlbar gezeigt, die neuesten Resultate der Naturforschung haben unwiderleglich dargethan, alle Gelehrten haben sonnenklar bewiesen, daß kein Gott ist. Und der große Haufe schreit ihnen gedankenlos nach, was die „hochberühmten Naturforscher" ihnen vorsagen. Ich hätte nicht gedacht, daß Du Dich so leicht von ihren hochtrabenden Redensarten betrügen ließest, da Du doch sonst immer einen guten Verstand zeigtest.

H. Gerade deswegen habe ich die Lehre der neueren Naturforscher angenommen, weil sie mit meiner Vernunft übereinstimmt.

R. Nun, so laß uns einmal sehen, ob der Atheismus vor dem Richterstuhle der Vernunft bestehen kann.

H. Es ist ohne Zweifel ein richtiger Grundsatz, daß nur das wahr ist, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen. Die Sinne sind bekanntlich Schmecken, Fühlen, Sehen, Hören und Riechen. Was wir mit diesen Sinnen nicht wahrnehmen können, das existirt auch nicht. In diesem Grundsatze sind die neueren Naturforscher einig. Büchner nennt in seinem Werke: Kraft und Stoff „die sinnliche Erkennt-

niß den einzig ſicheren Boden menſchlichen Begreifens.“ Ebenſo ſagt Feuerbach: „Folge den Sinnen! Wo der Sinn anfängt, hört die Religion und hört die Philoſophie auf, aber Du haſt dafür die ſchlichte, blanke Wahrheit.“ Und an einer anderen Stelle: „Wahrheit, Weſen, Wirklichkeit iſt ihm (dem Feuerbach) nur die Sinnlichkeit.“

R. Ich halte zwar dieſen Grundſatz in ſolcher Allgemeinheit für durchaus falſch, doch davon ſpäter.

H. Es thut mir leid um Dich, daß Du noch am Glauben feſt hältſt, der doch ſchon längſt ein überwundener Standpunkt iſt. Ich dagegen halte es mit dem Wiſſen und der Wiſſenſchaft, welche die Wahrheit gefunden hat und endlich ohne Zweifel triumphiren wird.

R. Triumphire nur nicht zu frühe. Worin beſteht denn Deine Wiſſenſchaft?

H. Diejenige Weltanſchauung, welche allein wiſſenſchaftlich berechtigt iſt, iſt die materialiſtiſche. Ich will ſie Dir mit den Worten des berühmten Forſchers Büchner näher beſchreiben. „Die Welt iſt unbegrenzt, unendlich.“ Sie iſt ein „unendliches Ganze, zuſammengeſetzt aus denſelben Stoffen, getragen von den nämlichen Kräften.“ „Keine Kraft ohne Stoff — kein Stoff ohne Kraft!“ „Der Stoff in ſeiner Geſammtheit iſt die Alles gebärende und Alles wieder in ſich zurücknehmende Mutter alles Seienden,“ die

„Alles gebiert und Alles verſchlingt,
Was hier nach Leben und Daſein ringt.“

„Die Welt oder der Stoff mit ſeinen Eigenſchaften, die wir Kräfte nennen, mußten von Ewigkeit ſein, und werden in Ewigkeit ſein müſſen — mit einem Worte: Die Welt kann nicht geſchaffen ſein.“ „Die Welt iſt ewig, die Materie iſt unerſchaffbar, wie ſie unzerſtörbar iſt.“ „Ebenſo unerzeugbar, ebenſo unvernichtbar, ebenſo unvergänglich, ebenſo unſterblich wie der Stoff, iſt auch die demſelben inne wohnende Kraft.“ „Iſt der Stoff unendlich in der Zeit,

d. h. unsterblich, so ist er nicht minder ohne Anfang oder Ende im Raum.“ Die Welt regiert sich selbst nach ewigen Gesetzen.“ Da nun die Welt ewig und unendlich ist, da man „nirgends die Spur Gottes gefunden“ hat, so folgt daraus, daß es keinen Gott giebt, und keinen geben kann.

R. Darf ich an diese Behauptung den Maaßstab der Vernunft legen?

H. O gewiß!

R. So erkläre ich Dir:

1. Die Gottesleugner können nicht beweisen, daß die Welt unendlich sei.

Dein Grundsatz lautet: Folge den Sinnen! Nur das ist wahr, wirklich und gewiß, was man mit den Sinnen wahrnehmen kann. Ich frage Dich demnach: mit welchem Sinne hast Du die Unendlichkeit der Welt wahrgenommen? Die Materialisten nehmen an, der „Stoff sei unendlich im Größten, wie im Kleinsten, und unabhängig von der Beschränkung durch Raum und Zeit.“ Sie behaupten, die Atome, oder kleinsten Stofftheilchen, woraus die Materie zusammengesetzt ist, seien bis „ins Unendliche theilbar.“ Hast Du je ein solches ins Unendliche sich theilendes Atom gesehen?

H. Nein.

R. Auch Büchner sagt: „Niemand hat es gesehen.“ Ja, er fügt hinzu: „Ein Salzkorn, das wir kaum schmecken würden, enthält Milliarden von Atomengruppen, die kein sinnliches Auge je erreichen wird.“ Damit erklärt er es für eine Unmöglichkeit, die kleinsten Atome jemals zu erblicken. Es ist also eine Lüge, daß der Stoff ins Unendliche theilbar, und im Kleinsten unendlich sei. Das müssen die Gottesleugner selbst zugeben, wenn sie anders so ehrlich sind. Denn sie sagen ja selbst, daß sich dafür kein Beweis aus der Erfahrung und sinnlichen Erkennt-

niß, den sie allein für überzeugend halten, beibringen lasse.

H. Um so gewisser ist, daß die Welt im Großen unendlich, unbegrenzt und unermeßlich sei, und daß der Raum, den sie erfüllt, weder einen Anfang noch ein Ende habe.

R. Das mußt Du beweisen.

H. Es ist das allerdings eine der größten Entdeckungen unsrer Zeit, die wir dem Fernrohr verdanken. „Mit kühnem Muthe dachten die Astronomen bis ans Ende der Welt vorzudringen. Aber je mehr sich ihre Instrumente vervollkommneten, um so unermeßlicher, unerreichbarer dehnten sich neue Welten vor ihrem erstaunten Blicke aus. Die leichten weißen Nebel, welche bei hellem Himmel dem bloßen Auge am Firmamente erscheinen, löste das Fernrohr in Myriaden von Sternen, von Welten, von Sonnen und Planetensystemen auf. Der Riesenteleskop des Lord Rosse hat uns gar Sterne enthüllt, deren Entfernung von uns so endlos ist, daß ihr Licht Millionen Jahre unterwegs gewesen sein muß, ehe es unsere Erde erreichte!! Aber auch diese Sterne bezeichnen nicht das Ende des mit Weltkörpern erfüllten Raumes. Jenseits der uns sichtbaren Weltkörper sind wieder andere Weltkörper befindlich — und sofort bis ins Unendliche.“ So sagt Büchner, dem ich von Herzen beistimme.

R. Woher weißt Du, daß es jenseits der uns sichtbaren Weltkörper wieder andere Weltkörper giebt und daß das so fort bis ins Unendliche geht? Hast Du vielleicht hinter die Welt gesehen und den unendlichen Raum durchschaut?

H. Das ist keinem Menschen möglich.

R. Somit giebst Du selbst zu, Du kannst nicht beweisen, daß der Stoff unendlich ist. Und dennoch schreit Ihr Gottesleugner beständig: es ist wissenschaftlich bewiesen, es ist eine ausgemachte Thatsache, die neuere Naturforschung hat unwiderleglich dargethan, daß der Stoff unendlich und der Raum unermeßlich ist. Wenn Du ferner in dieses Geschrei

einſtimmſt, ſo biſt Du ein elender Lügner. Denn Du haſt nun erkannt, daß der einzige Beweis, den ihr Materialiſten für ſtichhaltig anſeht, nämlich aus der ſinnlichen Erfahrung, ſich dafür nicht führen läßt.

H. Wenn ich es auch nicht aus der ſinnlichen Erfahrung beweiſen kann, daß der Stoff unendlich iſt, ſo muß ich es doch annehmen, denn die Geſetze des Denkens zwingen mich dazu.

R. Mit andern Worten: Du haſt kein Wiſſen von der Unendlichkeit des Stoffes, ſondern glaubſt ſie nur. Du ſchmäheſt den Glauben der Chriſten als einen längſt überwundenen Standpunkt, und ſchließlich thuſt Du ganz daſſelbe: Du glaubſt auch.

H. Freilich iſt zwiſchen meinem und der Chriſten Glauben ein himmelweiter Unterſchied.

R. Da haſt Du recht. Wir Chriſten glauben unbegreifliche Dinge, die über alle Vernunft erhaben ſind; Ihr Gottesleugner aber glaubt unſinnige Dinge, die wider die Vernunft ſind. Denn Du wirſt ſehen:

2. Es iſt wider die Vernunft, zu glauben, daß die Welt unendlich ſei.

Wie wir geſehen haben, können die Gottesleugner nicht beweiſen, daß der Stoff unendlich ſei. Aber vielleicht weißt Du einen vernünftigen Grund, der die Unendlichkeit des Stoffes wenigſtens wahrſcheinlich macht.

H. Ich bemerkte ſchon, daß die Geſetze des Denkens mich zu der Annahme zwingen, daß der Stoff unendlich ſei. Denn „die Geſetze des Denkens ſind, wie Büchner treffend ſagt, die Geſetze der Welt.“ Da ich mir nun nicht denken kann, daß die Welt endlich ſei, ſo folgt daraus, daß ſie unendlich ſei.

R. In dieſen Worten miſcheſt Du Wahrheit und Unverſtand, wie Kraut und Rüben durcheinander. Allerdings offenbart ſich in der Natur eine unendliche Vernunft, denn

ſie iſt das Werk eines allweiſen Schöpfers. Wenn wir die Natur erforſchen, ſo erkennen wir, daß ſie nach vernünftigen Geſetzen eingerichtet iſt und regiert wird. Dieſe Naturgeſetze ſind die Offenbarung eines unendlichen Verſtandes, und entſprechen den Geſetzen unſerer Vernunft. Das iſt gewiß. Aber Du beweiſeſt mir nicht aus den Geſetzen, die in der Natur wirklich gelten, daß der Stoff unendlich iſt. Sondern Du ſtellſt die unſinnige Behauptung auf: Was denkbar iſt, das iſt auch wirklich. Ich denke mir, daß der Stoff unendlich iſt, darum iſt er auch unendlich. O Thorheit! Wenn alſo nach Deiner Regel der Bettler denkt: ich bin reich, dann iſt er reich. Siehſt Du denn nicht, daß Dein Schluß wider alle Logik iſt?

H. Nun, ich weiß noch einen beſſern Grund. „Die Entfernungen," ſagt Büchner, „welche die Aſtronomen im Weltall berechnet haben, ſind ſo maßlos, daß unſer Verſtand bei deren Betrachtung ſchwindelt und ſich zu verwirren beginnt. Das Licht, welches eine Schnelligkeit beſitzt, mit der es 42,000 Meilen in einer Sekunde zurücklegt, bedurfte dennoch nicht weniger als 200 Jahre, um von der Milchſtraße bis auf unſere Erde zu gelangen!" Da nun die Erde zu einem „im Weltenraume ſchwimmenden Atome herabſinkt," da die Entfernung bis zum äußerſten uns ſichtbaren Sterne viele Millionen und Trillionen Meilen beträgt, und da wir, je mehr ſich die Fernröhre vervollkommnen, in immer neue ungeahnte Weltenräume ſchauen: ſo halte ich es für ſehr wahrſcheinlich, daß die Welt unendlich iſt.

R. Ja, ſo machen es die Gottesleugner. Da rühmen ſie, wie groß die Weltenräume ſind, welche Schnelligkeit das Licht beſitzt, wie ungeheuer die Entfernungen bis zu den äußerſten Sternen ſind, wie viel Trillionen und aber Trillionen Meilen ſie betragen. Dann werden ſie gar andächtig, dann „ſchwindelt ihnen der Verſtand und beginnt ſich zu verwirren." Dann fallen ſie vor dem Stoffe anbetend auf

ihre Kniee und rufen aus: O Stoff, du biſt groß, du biſt unendlich! Was ſind die Gottesleugner doch für kleinliche Geiſter, daß ſie nichts Herrlicheres kennen, als dieſe großen Zahlen und ungeheuren Entfernungen, und damit die Würde ihres elenden Götzen, des Stoffes, herauszuſtreichen ſuchen. Mögen die Weltkörper noch ſo gewaltig und ihre Entfernungen von einander noch ſo ungeheuer ſein, im Vergleich mit der Unendlichkeit Gottes ſind ſie doch nur wie Tropfen am Eimer und wie eine Hand breit. Wenn auch das Weltall noch ſo groß iſt, ſo iſt doch zwiſchen ſeiner Größe und der Unendlichkeit eine unermeßliche Kluft, die durch nichts ausgefüllt werden kann. Es iſt geradezu Unvernunft, die Unendlichkeit des Stoffes auch nur für wahrſcheinlich zu halten.

H. Warum?

R. Kannſt Du die Sandkörner auf Erden zählen?

H. Nein.

R. Schließeſt Du daraus, daß ihre Zahl eine unendliche ſei?

H. Gewiß nicht.

R. Ebenſo unſinnig iſt es darum zu ſagen, die Welt ſei unendlich, weil es uns unmöglich iſt, ihre Größe auszumeſſen.

H. Warum kann denn die Welt nicht unendlich ſein?

R. Das ſtreitet wider ihr Weſen. Die Behauptung, die Welt ſei unendlich, dichtet ihr eine Eigenſchaft an, die ſie nicht beſitzt und zu beſitzen nicht fähig iſt. Wenn die Welt unendlich wäre, ſo müßte ſie nothwendig in allen ihren Theilen unendlich ſein. Allein iſt das der Fall? Giebt es unendliche Steine, Pflanzen oder Thiere? Wir finden in der ganzen Natur auch nicht ein einziges Weſen, dem die Unendlichkeit eignete. Die Welt enthält nur ſolche Körper und Dinge, die räumlich begrenzt, alſo endlich ſind. Trotzdem die Unendlichkeit der Welt behaupten, iſt wider Natur, Vernunft und Erfahrung, iſt — Aberglaube. Ferner behaupte ich:

3. Es kann nicht bewiesen werden, daß die Welt ewig sei.

Die Gottesleugner sagen: wir machen es nicht, wie die Christen. Die verlangen immer Glauben. Wir aber lehren: nur das ist wahr, gewiß und unumstößlich, was man mit den Sinnen wahrnehmen kann. Nicht wahr, mein Bester, das ist doch Euer Grundsatz?

H. Allerdings.

R. Nun, dann bin ich doch sehr begierig, von Dir zu hören, mit welchem Sinne Du die Ewigkeit der Welt wahrgenommen hast.

H. Wenn ich sage, die Welt ist ewig, so meine ich damit, der Stoff und die Kraft, woraus diese Welt zusammengesetzt ist, sei ewig.

R. Beweise mir die Ewigkeit des Stoffes.

H. Dieser Stoff besteht aus ewigen mit Kraft begabten Atomen, oder kleinsten Stofftheilchen.

R. Beweise mir die Ewigkeit der Atome.

H. Die müssen ewig sein.

R. Bitte, keine Ausflüchte. Du sagst: was die Materialisten behaupten, das können sie aus der sinnlichen Erkenntniß beweisen. Nun sagst Du, die Materie sei ewig. Darum bist Du schuldig, mir zu beweisen, daß die Ewigkeit der Materie mit unseren Sinnen wahrnehmbar ist. Wenn Du das nicht beweisen kannst, so mußt Du mir zugeben, daß Euer materialistisches Princip (Grundsatz) falsch ist. Ich frage Dich also, mit welchem Sinne hast Du die Ewigkeit der Atome wahrgenommen? Hast Du sie gesehen, oder geschmeckt, oder gerochen?

H. Ja, so mußt Du auch nicht fragen.

R. Diese Frage bringt Dich wohl in Verlegenheit? Doch ich erwarte von Dir eine ehrliche und offene Antwort.

H. Die sollst Du auch haben.

R. Vielleicht hast Du mit einem Fernrohre die Ewigkeiten

durchmuſtert, und darin die Ewigkeit der Atome geſehen?

H. Das iſt unmöglich. Allein bedenke doch, ſo große Naturforſcher, wie Büchner und unzählige Andere behaupten die Ewigkeit der Welt.

R. Und dieſen Thoren haſt Du blindlings geglaubt, ohne ihre unſinnige Behauptnng erſt zu prüfen. Allein ſelbſt ein Büchner, dieſer verſtockte Gottesleugner, iſt von der Wahrheit des materialiſtiſchen Syſtems nicht vollkommen überzeugt. Denn während er ſonſt immer die Ewigkeit der Welt als eine ausgemachte Wahrheit hinſtellt, nennt er ſie S. 59 nur „eine beinahe unumſtößliche Thatſache.“ Er giebt alſo ſelbſt zu, daß unſere Sinne die Ewigkeit der Welt nicht mit völliger Gewißheit erkennen können.

H. Nun ich muß bekennen, daß es nicht möglich iſt, die Ewigkeit der Materie mit unſern Sinnen wahrzunehmen.

R. Dann mußt Du auch zugeben, daß die Welt nicht ewig iſt.

H. Die Ewigkeit der Welt ſteht mir aus andern Gründen feſt.

R. Alſo glaubſt Du die Ewigkeit der Welt. Du haſt dieſen unſinnigen Glaubensartikel wohl deshalb angenommen, weil es der „große Büchner“ ſagt.

H. Nicht deswegen, ſondern weil es die „mit den großartigſten Hülfsmitteln ausgerüſtete Wiſſenſchaft“ auf das Klarſte beweiſt. Dieſen Beweis führt Büchner ſo: „Wir verbrennen ein Holz, und es ſcheint auf den erſten Anblick, als müßten ſeine Beſtandtheile in Feuer und Rauch aufgegangen, verzehrt worden ſein. Die Wage des Chemikers dagegen lehrt, daß nichts von dem Gewichte jenes Holzes verloren worden; ſie zeigt, daß die aufgefangenen und gewogenen Producte genau alle diejenigen Stoffe wieder enthalten, aus denen das Holz vordem beſtanden hat, wenn auch in anderer Form und Zuſammenſetzung. „Der Kohlenſtoff, der in dem Holze war,“ ſagt Vogt, „iſt unver-

gänglich, er ist ewig und ebenso unzerstörbar, als der Wasserstoff und Sauerstoff, mit welchem er verbunden in dem Holze bestand. Diese Verbindung und die Form, in welcher sie auftrat, ist zerstörbar, die Materie hingegen niemals."

R. Mit demselben Rechte kannst Du auch so schließen: weil der Löwe ein wildes Thier ist, darum ist der Stoff ewig.

H. Aber es ist doch eine wissenschaftlich bewiesene Thatsache, daß die Bestandtheile des Holzes durch das Feuer nicht vernichtet werden, sondern daß wir, wenn wir sie auffangen und wiegen, das ursprüngliche Gewicht des Holzes wieder erhalten. Daraus folgt doch mit Nothwendigkeit, daß die Materie unzerstörbar, unvergänglich und ewig ist.

R. Dies Experiment lehrt nur so viel, daß die Bestandtheile des Holzes durch's Verbrennen nicht vernichtet werden. Das bezweifelt kein vernünftiger Mensch. Aber daraus die Ewigkeit der Materie zu schließen, ist completer Unsinn. So ruht das ganze materialistische System nur auf falschen Schlüssen, die aller Logik spotten.

H. Halt!. ich habe noch einen bessern Beweis für die Ewigkeit der Welt. Büchner sagt: „Die Bildung der s. g. Steinkohlenformation allein erforderte nach Bischof's Berechnung 1,004,177 (nach Chevandier's Berechnung 672,788) Jahre... Volger gar berechnet die Zeit allein, welche zur Ablagerung des uns bekannten Schichtengebäudes der Erde nöthig gewesen sein muß, auf mindestens 648 Millionen Jahre!... Im Verein mit den maßlosen Entfernungen, welche die Astronomen im Weltall ausgerechnet haben und vor denen sich unsere Phantasie zu verwirren beginnt, deuten diese fast unendlichen Zeiträume auf die Nothwendigkeit, die Unbeschränktheit von Zeit und Raum anzuerkennen, auf Ewigkeit und Unendlichkeit." Deshalb müssen wir annehmen, daß der Sternenhimmel nicht blos räumlich, wie kein Astronom bezweifelt,

ſondern auch zeitlich ohne Anfang und Ende oder ewig beſteht, daß er nie entſtanden und unvergänglich iſt.“ (Czolbe.)

R. Dieſer Beweis für die Ewigkeit der Welt taugt ebenſo viel, wie die übrigen, d. h. gar nichts. Alle dieſe Bemühungen der Geologen ſind keinen Schuß Pulver werth. Es ſind lauter lächerliche Hirngeſpinnſte, nur erſonnen, um die Ewigkeit der Welt wahrſcheinlich zu machen. Wohl werfen die Naturforſcher mit ungeheuren Zahlen um ſich. Wohl geben ſie vor, zur Bildung der Gebirge wären mindeſtens 648 Millionen Jahre nöthig. Allein welches ſind die Gründe, die uns zwingen, ihre Berechnungen für unfehlbare Wahrheit zu halten?

H. Das weiß ich nicht.

R. Oder waren ſie dabei, als das Schichtengebäude der Erde entſtand?

H. Auch nicht.

R. Achte ferner darauf, wie die Geologen ſich einander ſelbſt widerſprechen. Nach Biſchof erforderte die Steinkohlenformation 1,004,177, nach Chevandier 672,788 Jahre. So ſind ſie unter einander ſelbſt uneinig, damit beweiſen ſie nur ſo viel, daß ihre Behauptungen rein aus der Luft gegriffen ſind. Darum wäre es Wahnſinn, ihre Berechnungen für Wahrheit zu halten. Sie ſind ebenſo glaubwürdig, wie Münchhauſen's Jagdgeſchichten. Vernünftige Naturforſcher wiſſen dies und warnen davor. Der berühmte C. v. Raumer ſagt: „Der Lehrer hüte ſich vor jedem Geologen; jeder giebt, wenn auch bona fide, gerne mehr als er hat.“ Somit kann es weder durch die ſinnliche Wahrnehmung, noch durch Experimente, noch durch Berechnungen bewieſen werden, daß die Welt ewig ſei. Dazu kommt noch dies:

4. Daß die Materie den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst haben kann.

Woher ist die Welt?

H. Ich antworte mit Büchner: „Die Welt oder der Stoff mit seinen Eigenschaften, die wir Kräfte nennen, müssen von Ewigkeit sein und werden in Ewigkeit sein müssen — mit einem Worte: Die Welt kann nicht geschaffen sein." Sie wird gebildet von ewigen Atomen, die mit ewigen Kräften begabt sind.

R. Woher sind die Atome?

H. Ich sagte ja, sie mußten von Ewigkeit sein und werden in Ewigkeit sein müssen.

R. Das beweise mir.

H. „Die Ewigkeit gehört zum Wesen der Materie," wie Burmeister sagt.

R. Nun, wenn die Ewigkeit zum Wesen der Materie gehört, wenn sie ewig sein muß, dann wird es Dir ja ein leichtes sein, mir unwiderleglich darzuthun, daß die Materie den Grund ihres Daseins in sich selbst habe.

H. Daß die Materie ewig sei, ist der oberste Grundsatz der Materialisten. Darauf ruht, damit steht und fällt unser ganzes System. Daran hängt, daraus folgt alles. Die Atome existiren durch sich selbst. Das muß man nothwendig annehmen, wenn man die Entstehung der Welt vernünftig erklären will.

R. Damit sagst Du im Grunde nur dies: man muß die Ewigkeit der Materie glauben. Allein damit widersprichst Du Dir selbst. Denn Du rühmst ja immer, daß Du nur das als Wahrheit annimmst, was durch Vernunft und Wissenschaft als unwiderleglich dargethan ist. Also heraus mit Deinen Beweisen für die Ewigkeit der Materie.

H. Die Materie verdankt ihr Dasein sich selbst. Die Wahrheit dieses Satzes ist so einleuchtend, daß sie weiter keines Beweises bedarf.

R. Ja, dieſe Wahrheit leuchtet wie die ſchwärzeſte Finſterniß. Dieſer Satz iſt der Gipfel aller Unvernunft, die Grundlüge der Gottesleugner. Da Du nun dieſelbe nicht beweiſen kannſt, ſo mußt Du ſelbſt zugeben, daß es falſch iſt.

H. Ehrlich geſagt, die Ewigkeit der Materie läßt ſich mit zwingenden Gründen nicht darthun.

R. Das bekennen ſelbſt die verruchteſten Gottesleugner. Wie ich Dir ſchon ſagte, muß auch Büchner geſtehen, daß die Ewigkeit der Materie nur eine „beinahe unumſtößliche Thatſache“ ſei. Er giebt damit ſelbſt die Möglichkeit zu, daß ſie umgeſtoßen werden könne. Er glaubt alſo ſelbſt nicht unbedingt, daß ſie ewig ſei. Und doch haben dieſe gewiſſenloſen Lügner die Frechheit, die Ewigkeit der Materie zu behaupten.

H. Ich ſehe aber auch nicht ein, wie ſie widerlegt werden könne.

R. Das hätteſt Du ſchon längſt einſehen müſſen, wenn Du Deine Vernunft ein wenig gebraucht hätteſt.

H. Wohlan, wenn Du mir vernünftige Gründe bringſt, ſo laſſe ich mich gerne überzeugen. Mir iſt es nur um die Wahrheit zu thun.

R. Ich ſtelle folgende Behauptung auf: Was zufällig iſt, kann nicht ewig ſein. Nun iſt aber die Welt etwas Zufälliges, darum kann ſie nicht ewig ſein.

H. Was verſtehſt Du unter dem Zufälligen?

R. Zufällig iſt das, was nicht ſein oder auch anders ſein kann. Ein Beiſpiel möge dies deutlich machen. Sieh' jene Blätter. Vor kurzer Zeit waren ſie nicht da und nach kurzer Zeit werden ſie nicht mehr ſein. Es iſt alſo möglich, daß ſie nicht ſein können. Jetzt ſind ſie friſch und grün, bald werden ſie gelb und welk ſein. Es iſt alſo möglich, daß ſie auch anders ſein können. Ein Ding aber, das nicht ſein oder auch anders ſein kann, iſt zufällig. Solche zufällige Dinge haben den Grund ihres Daſeins nicht in ſich

ſelbſt. Darum ſind ſie auch nicht nothwendig. Ein nothwendiges Weſen aber hat den Grund ſeines Daſeins in ſich ſelbſt. Darum muß es nicht bloß immer ſein, ſondern auch immer ſo bleiben, wie es iſt. Mithin muß es ewig und unveränderlich ſein. Weil aber die zufälligen Dinge nicht ſein oder auch anders ſein können, alſo den Grund ihres Daſeins nicht in ſich ſelbſt haben, ſo können ſie auch nicht ewig ſein. Haſt Du dagegen etwas einzuwenden?

H. Nein, bis dahin iſt alles wahr. Allein ich bezweifle, daß Du von Deinem Oberſatze eine richtige Anwendung machſt.

R. Mein Unterſatz lautet: Nun aber iſt die Welt etwas Zufälliges.

H. Das beſtreite ich. Die Welt iſt nicht zufällig. „Darum, weil die Materie veränderlich erſcheint, hält der kurzſichtige menſchliche Blick, den wiſſenſchaftliche Forſchungen noch nicht aufgeklärt haben, ſie auch für endlich und vergänglich," wie Burmeiſter ſagt.

R. Was? Du leugneſt die Veränderlichkeit der Welt? Dann biſt Du ja noch raſender, als die unſinnigſten Materialiſten. Selbſt ein Burmeiſter muß in einem nüchternen Augenblicke bekennen: „Die Materie iſt nicht unveränderlich." Indem Tuttle von der Geſchichte der Erde ſpricht, ſagt er: „Große Veränderungen, ungeheure Umwälzungen haben ſich ereignet." Und Büchner bezeugt: „Fortwährend verwandelt ſich unſere Erde vor unſern Augen, wie früher; fortwährend entſtehen Erdſchichten, brennen Vulkane, zerreißen Erdbeben den Boden, entſtehen und verſinken Inſeln, tritt das Meer vom feſten Boden zurück oder überſchwemmt andere Strecken."

H. Nun ich gebe zu, daß die Welt veränderlich iſt.

R. Unter Welt verſtehen wir die Geſammtheit aller Dinge, welche in Zeit und Raum exiſtiren. Von allen dieſen Dingen behaupte ich, daß ſie zufällig ſind. Und die-

ſes beweiſe ich damit, daß ſie nicht ſein oder auch anders ſein können, d. h. vergänglich und veränderlich ſind. Selbſt die wüthigſten Atheiſten geben dieſe Veränderlichkeit aller Dinge zu, indem ſie von einem „unaufhaltſamen Kreislauf der kleinſten Stofftheilchen, dem Stoffwechſel reden. Büchner ſagt: „Daß die Wanderungen und Wandlungen, welche der Stoff im Sein des Alls durchläuft, millionen und aber millionenfach ſind. Auflöſung und Zeugung, Zerfall und Neugeſtaltung reichen ſich aller Orten einander die Hand.“ Wohin wir auch blicken, überall zeigen uns die Dinge das Gepräge der Wandelbarkeit. Der Himmel bietet uns das Schauſpiel eines ſteten Wechſels dar. Beſtändig bewegen ſich die Geſtirne und verändern ihren Ort, bald ſtrahlen ſie mit ſchwächerem, bald mit ſtärkerem Glanze, bald verfinſtern ſie ſich, bald iſt die Sonne mehr, bald weniger mit Flecken bedeckt. Ebenſo iſt die Erde ein Schauplatz unaufhörlicher Veränderungen. Die Flüſſe verändern ihren Lauf, das unabläſſig wogende Meer ſeine Ufer und die Länder werden von Erdbeben erſchüttert. Die Felſen verwittern, die Pflanzen verwelken, die Thiere vergehen, und ſelbſt der Menſch, die Krone der Schöpfung, der Beherrſcher der Erde, wie vielen Zufällen iſt er unterworfen, bis er endlich in den Staub des Todes dahin ſinkt! Nirgends erblicken wir etwas Ewiges, das unbeweglich dem nagenden Zahne der Zeiten trotzt. Alles hat einen Anfang und ein Ende. Alles Sichtbare iſt vergänglich, wandelbar und veränderlich. Ueberall ein ſteter Wechſel von Entſtehen und Vergehen, Blühen und Verwelken, Leben und Sterben, Kurz, alles Irdiſche vergehet und fährt wie ein Strom dahin.

H. Was folgerſt Du daraus?

R. Ich habe Dir damit bewieſen, daß die Welt zufällig iſt, denn alle Dinge, welche dieſe Welt ausmachen, können nicht ſein oder auch anders ſein. Sie ſind alſo der Ver-

H. Ich erkenne immer deutlicher, daß die Gottesleugnung der finſterſte und wahnſinnigſte Aberglaube iſt, der den Menſchen unter das Vieh erniedrigt.

C. Bei der Gottesleugnung bleibt uns endlich nichts anders übrig, als zu verzweifeln. Ich hoffe, daß es eine Wahrheit giebt, welche den Menſchen erhebt und beſeligt. Laß uns nicht eher ruhen, als bis wir dieſe Wahrheit gefunden haben. Ich werde künftig Euren Geſprächen beiwohnen.

Als Rudolph am nächſten Abend kam, fragte Herbert: „Woher kommt es doch, daß jetzt ſo Viele das Daſein Gottes leugnen?“

Der Grund davon, erwiderte der Angeredete, iſt muthwillige Bosheit. Es giebt einen heiligen und gerechten Gott, der die Uebertreter ſeines Geſetzes einſt richten und ſtrafen wird. Das weiß jeder Menſch. Wenn er nun ſündigen will, ſo warnt ihn ſein Gewiſſen und droht ihm: Thue es nicht! ſonſt wird Gott dich ſtrafen. Hat er geſündigt, ſo ſtraft und verklagt ihn ſein Gewiſſen: Wehe dir! die gerechte Strafe Gottes iſt dir gewiß. So geräth der Menſch in eine quälende Furcht vor Gott. Dieſe Furcht iſt nun den Gottloſen darum höchſt unangenehm und unbequem, weil dieſelbe ſie hindert, frei und luſtig darauf los zu ſündigen. Darum wünſchen ſie, es möchte keinen Gott, kein Gericht, keine Hölle geben. Um nun dieſe quälende Furcht vor Gott los zu werden, ſagen ſie wider eigenes beſſeres Wiſſen und Gewiſſen: Es iſt kein Gott. Auf dieſe Weiſe hoffen ſie es dahin zu bringen, daß ſie endlich ganz ſicher und ſorglos den böſen Lüſten ihres Fleiſches dienen können. Darum rühmen ſich die Gottesleugner auch ſo gerne ihrer Freiheit, weil ſie wünſchen, ſich von dem Gedanken an Gott zu befreien.

Dies wußten ſchon die Heiden. Plutarch ſagt: „Die Abſicht, warum man die Gottheit leugnet, iſt dieſe: damit man ſich nicht zu fürchten brauche.“ Uebrigens bekennen

dies auch die heutigen Ungläubigen ſelbſt. Neulich hielten die Gottesleugner eine Zuſammenkunft in New-York. Da erklärte ein gewiſſer Treat für ihre Lehre Folgendes: „Glückſeligkeit zu genießen, iſt das größte Gut der Menſchen; ſie nicht genießen, die Summe alles Uebels. Der Menſch muß daher aus dem Wege räumen, was ihn im Genuß der Glückſeligkeit ſtört. Geſtört werden die Menſchen in ihrem Genuß durch die Gedanken an Gott, Teufel, Sünde, Tod, Gericht, Ewigkeit, Himmel, Hölle; dieſe Namen allein ſchon erfüllen die Menſchen mit Angſt und Schrecken. Darum hinweg mit ihnen!“ Ein anderer, C. S. Murray, ſagte: „Die Welt bedürfe ſolcher Heilande, welche ſie von Unwiſſenheit und Furcht erlöſen.“

Es iſt das freilich eine vergebliche Arbeit, welche die Gottesleugner unternehmen. Denn es bleibt ewig wahr, was ein Heide, Seneca, geſagt hat: „Das Glück befreit Viele von der Strafe, aber Niemanden von der Furcht.“ Die Stimme des Gewiſſens läßt ſich nicht ertödten. Hat der Atheiſt heute verſucht, das Daſein Gottes zu leugnen, und ſich in eine ſüße Sicherheit einzuwiegen, ſo erwacht das Gewiſſen doch bald wieder, und jagt ihm neue Furcht ein. Es ſagt ihm ſtets auf's Neue: Gott iſt doch dein Schöpfer und Herr, darum biſt du ſchuldig, ihm zu dienen. Und weil er das nicht will, ſo fürchtet er immer, das Schwert der gerechten Strafe werde ihn ereilen.

Auch verrathen die Gottesleugner ſelbſt nur zu deutlich, daß ſie eine faule Sache und ein böſes Gewiſſen haben. Denn man findet faſt nie, daß ſie ihre Gottesleugnung in ruhiger unbefangener Weiſe vertreten. Sie können es nicht laſſen, ſie müſſen den Gott, von dem die Bibel zeugt, auf alle Weiſe verſpotten und verläſtern. Ein Gottesleugner iſt in der Regel auch ein Spötter und Gotteslästerer. Und was hat ihnen doch die Bibel zu Leide gethan? Sie offenbart uns einen heiligen und barmherzigen Gott; darum hat wahr-

lich niemand eine gerechte Urſache, ſie ſo ſchändlich zu verläſtern, wie die Gottesleugner thun.

Zugleich beweiſen ſie ihren blinden Unverſtand. Sie glauben, wenn ſie nur das Daſein Gottes leugnen, dann müßte Gott auch aufhören zu exiſtiren. Sie gleichen dem thörichten Vogel Strauß. Von ihm erzählt die Sage, daß er, wenn er verfolgt wird, den Kopf in einen Buſch ſteckt, und wenn er dann den Jäger nicht ſieht, ſich einbildet, derſelbe ſei auch gar nicht da. Gerade ſo machen es auch die Gottesleugner. Sie fürchten ſich vor dem gerechten Gott und meinen, ſie brauchen ihn nur zu leugnen, dann ſei er nicht mehr da. Die blinden Thoren! Wenn auch alle Menſchen das Daſein der Sonne leugneten, ſo würde doch die Sonne darum unbekümmert ihre glänzende Bahn am Himmel dahin ziehen. Mögen die Atheiſten leugnen, läſtern und ſpotten, ſo viel ſie können: ihr ohnmächtiges Geſchwätz kann doch die Sache nicht ändern. Gott bleibt trotzdem dennoch der, der da iſt, der da war und der da ſein wird.

H. Sollten es aber die Gelehrten unter den Gottesleugnern nicht beſſer wiſſen; wie ein Vogt, Moleſchott, Büchner und andere Naturforſcher?

R. Sie ſollten es billig. Allein ſie ſind leider keine ehrlichen Forſcher, ſondern nur elende Pfuſcher, aufgeblaſene Halbgelehrte. Es bewährt ſich an ihnen der Ausſpruch des berühmten Baco: „Eine nur oben abgeſchöpfte Philoſophie führt von Gott ab, aber bis auf den Grund ausgetrunken, führt ſie wieder zu ihm zurück.“ Alles, was ſie gegen das Daſein Gottes vorbringen, ſind ſo ſeichte, einfältige Gründe, daß die Haltloſigkeit derſelben ihnen unmöglich verborgen geblieben ſein kann. Dazu iſt der Materialismus in neuerer Zeit von vielen Gelehrten gründlich widerlegt. Ich nenne von ihnen nur v. Reichenbach, E. Huſchke, F. Hoffmann, Carriere, C. P. Fiſcher, Volkmann, Perty, Andreas

und Rudolph Wagner, S. Henrici, F. M. Tittmann, A. Weber, H. Fichte und Fabri.

Die Lehre des berüchtigten Vogt ist längst als Lüge aufgedeckt, und von R. Wagner als „Köhlerglauben und completer Unsinn“ gebrandmarkt. Ebenso ist Moleschott, der das Dasein der Seele leugnet, zu Schanden geworden. Er behauptete, in den Gehirnfetten Phosphor gefunden zu haben; meinte, dieser brennbare Stoff brächte die geistige Thätigkeit hervor und rief triumphirend in die Welt hinaus: Ohne Phosphor kein Gedanke! Nun aber tritt der Meister der Chemie, J. v. Liebig mit folgender Erklärung auf: „Die Ehre der Erfindung, daß Phosphor im Gehirn sei, gehört nicht mir, sondern Herrn Dr. Moleschott an, und ich habe in meinen chemischen Briefen erklärt, daß sie falsch sei, und durch keine einzige Thatsache begründet werden könne.“ Trotzdem aber fahren diese Gottesleugner fort, ihren abgeschmackten Blödsinn als Wahrheit anzupreisen, und beweisen damit unwiderleglich, daß es muthwillige Bosheit ist, die sie treibt.

Dies zeigt auch recht deutlich die folgende Geschichte:

III.

Der überführte Gottesleugner.

In den neunziger Jahren trat der junge Pastor W. auf einer Reise in seine Heimath unerwartet in das Haus seiner Schwester, als dort eine größere Tischgesellschaft bei einander war, und fand nach kurzer Vorstellung als Bruder der Hausfrau seinen Platz einem Regierungsrath gegenüber, dessen geröthete Gesichtsfarbe auf häufigen Weingenuß deutete, und dessen lautes absprechendes Reden die Gesellschaft beherrschte. Neben ihm saß eine junge Dame, die bald ein Zwiegespräch mit dem ihr, wie den Meisten unbekannten neuen Gaste anknüpfte, und sich mit großer Wärme über die Predigt eines

neuangeſtellten Paſtors in M. ausſprach, den ſie vor kurzem gehört habe. Dies aber ſchien dem Regierungsrath zu ärgerlich zu ſein, als daß er dazu hätte ſchweigen ſollen. „Mich wundert," fiel er ihr in die Rede, „daß ſie noch an dem düſtern Aberglauben ein Gefallen haben. Man iſt doch heutigen Tages viel zu aufgeklärt, um ſich um dergleichen zu kümmern, was die Pfaffen von einem Gott ſchwatzen. Es gibt keinen Gott; und ſolch eine friſche, lebensfrohe Dame, wie Sie, ſollte lieber von einem luſtigen Ball oder dem Theater erzählen." Die Hausfrau, peinlich berührt, verſuchte dies Geſpräch abzubrechen und warnte den Spötter: „Nehmen Sie ſich in Acht; Sie müſſen wiſſen, dort mein Bruder iſt ſelbſt Paſtor." Dadurch aber nicht im geringſten geſtört, wandte ſich der Genannte an dieſen, und fuhr fort: „Ach, mein Herr Paſtor, wir verſtehen uns ſchon. Ich ſehe Sie darauf an, daß Sie als gebildeter Mann mir Recht geben. Sie müſſen ja freilich von Amtswegen immer noch das alte Zeug vortragen, und für das dumme Bauernvolk mag das auch ganz gut und nöthig ſein; aber — nicht wahr? im Grunde Ihres Herzens ſtimmen Sie mir bei." Der junge Paſtor ſah einen Augenblick den unverſchämten Frager ruhigen, forſchenden Blickes an, dann ſprach er alſo:

„Ehe ich Ihnen antworte, will ich Ihnen drei Fragen vorlegen. Sie ſagen: es gibt keinen Gott; Sie ſind Atheiſt. Solche Leute hat es von jeher gegeben, doch man unterſcheidet dreierlei Arten derſelben. Zu der erſten gehören ſolche Denker, die mit großem Ernſt nach Gewißheit verlangten; ſie wollten aus eigner Vernunft und Kraft das Weſen Gottes erforſchen. Aber nachdem ſie lebenslang geſonnen und gegrübelt, ward ihnen alles wieder ungewiſſer; ſo verzweifelten ſie zuletzt daran, die Wahrheit zu finden, und ſprachen: Es iſt kein Gott. — Iſt es Ihnen ſo ergangen?"

Der Angeredete wies lachend dieſe Frage zurück: „Ach

nein, das iſt am wenigſten nach meinem Geſchmack. Ein Philoſoph bin ich nicht."

„Nun dann weiter," fuhr der Paſtor fort. „Es hat ſchon öfter Zeiten gegeben, und wir leben jetzt in ſolcher Zeit, daß der Unglaube ſeine Wortführer findet, die Alles umreißen wollen, was bisher jedermann für gewiß und heilig hielt, und weil ſie ſich überall in Rede und Schrift damit breit machen, ſo fällt die Menge ihnen zu, die ihnen blind nachbetet? Da ſucht denn mancher eine Ehre darin, nach neueſter Mode den Glauben zu verſpotten und eine frivole Sprache zu führen. — Steht es ſo mit Ihnen?"

„Nein," erwiderte der Regierungsrath, ſichtbar erbittert, „nein! ein Nachbeter bin ich nicht."

„Die dritte Klaſſe, die ich meine," ſprach der junge Paſtor ruhig weiter, „iſt dieſe: Es ſind Menſchen, die ohne Scheu und Reu den Lüſten und Wollüſten des Lebens nachgingen und ſich im Schmutz der Sünde wälzten. Es kommt aber eine Zeit, da der heilige Geiſt ihr Gewiſſen rührt; da möchten ſie die mahnende Stimme betäuben, und aus Furcht vor Tod und Gericht reden ſie ſich ein: es gibt keinen Gott, es gibt kein vergeltendes Gericht, mit dem Tode iſt alles aus." — Nochmals zu fragen: iſt dies der Fall? brauchte der Paſtor nicht. Aller Augen waren auf den Regierungsrath gerichtet, der ſtumm und ſtarr daſaß und kein Wort zu erwidern wagte. Aber die lautloſe Stille, die eintrat, die ernſte Miene aller Anweſenden bezeugte: So iſt es!

IV.

Giebt es Atheiſten?

H. Du ſagſt: Wer das Daſein Gottes leugnet, der redet wider ſein Gewiſſen. Ein ſolcher weiß ganz gut, daß ein Gott ſei; darum ſpricht er, indem er ihn leugnet, wider ſeine

eigene beſſere Ueberzeugung. Hieraus würde ja folgen, daß es im Grunde gar keine Gottesleugner gibt?

R. Es iſt allerdings ein Unterſchied unter den Gottesleugnern. Viele leugnen das Daſein Gottes aus muthwilliger Bosheit. Allein es gibt auch Viele, die den Andern nur aus Unverſtand nachſprechen, ſo z. B. die Kinder und jungen Leute, die von ihren gottesleugneriſchen Eltern und Lehrern nichts anderes hören. Nun bleibt es ja freilich immer ein entſetzlicher Greuel, wenn jemand das Daſein Gottes leugnet. Die Meiſten bringen es jedoch nicht weiter als zu dem Wunſche, daß es keinen Gott geben möchte, und ſelbſt während ſie mit dem Munde es ausſprechen, daß kein Gott ſei, ſo ſchlägt ihnen dabei doch das Gewiſſen und bezeugt ihnen das Gegentheil.

Dies beweiſen viele Beiſpiele. Der bekannte engliſche Atheiſt, Graf von Rocheſter, hat noch kurz vor ſeinem Tode ſeine Gottloſigkeit mit Mund und Feder widerrufen. Er geſtand offenherzig: „Er habe allezeit einen Eindruck von dem höchſten Weſen in ſeinem Gemüthe übrig behalten. Und wie er ſich nimmer habe bereden können, daß die Welt nur durch Zufall entſtanden ſei, alſo habe er wegen des regelmäßigen Laufs der Natur ſich dieſen Gedanken nie aus dem Sinne ſchlagen können, es müſſe eine ewige Macht ſein, die alle Dinge gemacht habe. Er habe auch keinen einzigen wahren Atheiſten gekannt, welcher gar keinen Gott geglaubt hätte.[1]

Wie oft iſt es geſchehen, daß ein Menſch in Glück und guten Tagen Gott leugnete, wenn er aber in große Noth gerieth, Gott um Hülfe anrief, nach empfangener Hülfe jedoch ruchlos weiter ſpottete. Von ſolchen ſagt der franzöſiſche Dichter Boileau:

Der unerſchrock'ne Mann, der vor Erſchrecken bebt,
Und wenn ſein Fieber brennt, glaubt: Gott im Himmel lebt,—
Er hält die Hände ſtets zum Himmel bei dem Wetter;
Doch iſt der Himmel klar, iſt er der größte Spötter.[2]

Damit beweisen diese elenden Spötter selbst, daß sie im Grunde des Herzens vom Dasein Gottes überzeugt sind und nur aus Muthwillen vom Spotten nicht ablassen wollen.

Doch schier unzählig sind die Fälle, daß Gottesleugner im Angesichte des Todes zur Erkenntniß ihrer Thorheit kamen. Dies geschah selbst bei gottesleugnerischen Heiden. Bion hatte sich verleiten lassen, über die Gottheit ein ausgelassenes Gespött zu führen. Als er jedoch in eine Krankheit verfiel, rief er die Götter an: „Ich habe gesündigt, schont meiner Frevel.“[3] Aehnliches wird auch von dem römischen Könige Tullus Hostilius[4] erzählt.

Des-Barreaux, ein französischer Freigeist, der in gesunden Tagen das Dasein Gottes für eine Fabel erklärte, hat endlich die Thorheit und den Ungrund des Unglaubens erkannt, und in seiner Krankheit noch an einen Gott zu glauben angefangen.[5] Henault, ein französischer Arzt, rühmte sich öffentlich der Gottesleugnung, und hatte eine förmliche Wuth, sie überall zur Schau zu tragen; in seiner Todesstunde wurde er jedoch ein großer Verehrer der Religion.[6] Ueberhaupt sagt Sainthiball, ein berüchtigter Spötter, von den französischen Gottesleugnern: „Sie bringen uns keine Ehre, wenn sie sich auf dem Todbette sehen: sie schimpfen sich selbst, sie strafen sich Lügen, sie sterben wie alle andern mit richtig abgelegter Beichte und genossenem Sakrament.“[7]

Indeß haben sich einige von diesen Gottesleugnern vor ihrem Tode noch wahrhaft bekehrt. Doch will ich nur das Ende von John Wilmot, Grafen von Rochester, erzählen. Er hatte eine treffliche christliche Erziehung genossen, fiel aber in der Folge in die schrecklichsten Sünden und Laster. Mit unglaublicher Verwegenheit spottete er öffentlich Gottes und Jesu Christi. Eine Krankheit, die Folge seines lasterhaften Lebens, brachte ihn endlich zur Selbsterkenntniß. Mit tiefer Reue beweinte und verabscheute

er ſein ehemaliges Leben. Um das gegebene große Aergerniß ſo viel wie möglich wieder gut zu machen, ſchrieb er kurz vor ſeinem Tode ein Bekenntniß nieder, welches bei ſeiner Leichenfeier vorgeleſen werden mußte und alſo lautete:

„Allen denen zum Beſten, welche ich durch das Beiſpiel meines Lebens zur Sünde gereizt habe, lege ich vor dem Angeſichte Gottes, der das Innere aller Herzen kennt, und vor deſſen Gericht ich nunmehr treten ſoll, dieſes Bekenntniß ab. Ich verabſcheue und verfluche vom Grunde meiner Seele meinen ganzen, vorhin geführten, gottloſen Lebenswandel; und kann mich über Gottes Güte nicht genug wundern, die mich meine ſchändlichen Meinungen und mein gottloſes Leben einſehen ließ. Denn ich wandelte ohne Gott in der Welt, war ein Feind Jeſu Chriſti und ein Verächter des heiligen Geiſtes. Um meine jetzige Liebe zu Gott zu beweiſen, will ich Andere im Namen Gottes ermahnen, die Wohlfahrt ihrer unſterblichen Seele zu bedenken, ſein Daſein und ſeine Vorſehung nicht zu leugnen, ſeine Gnade nicht zu verachten, mit der Sünde nicht zu ſcherzen, und den köſtlichen, lebendigen Glauben an den Erlöſer der Welt nicht zu verſpotten, durch deſſen Verdienſt allein ich, einer der größten Sünder, Gnade und Vergebung zu erhalten hoffe.“ Verſiegelt in Gegenwart von John Rocheſter, Anna Rocheſter, Robert Parſon, den 19. Juni 1680. Mit dieſen Geſinnungen ſtarb er am 16. Juli deſſelben Jahres.[8]

Doch erzählt die Geſchichte auch von ſolchen Gottesleugnern, die ſogar noch kurz vor ihrem Tode das Daſein Gottes bekannten, welches ſie Zeit ihres Lebens geleugnet hatten, darauf aber in der erſchrecklichſten Verzweiflung dahin gefahren ſind. So berichtet ein Landprediger in einer angeſehenen Zeitſchrift Deutſchlands:

„Ein Menſch, der ein ruchloſes Leben geführt hatte, wurde öfters von mir angeredet, ſein Ende zu bedenken, aber er antwortete gewöhnlich: „Laſſen Sie mich —, wenn [illegible]er

Mensch stirbt, so ist es aus mit ihm.“ Er gab vor, er glaube nicht, daß ein Gott im Himmel sei. Er verfiel in eine langwierige Krankheit; ich besuchte ihn, aber von Gebet wollte er nichts wissen, und blieb dabei, wenn der Mensch stirbt, so ist es aus. Die Krankheit nahm zu. Aus einer wilden Ehe hatte er ein Kind, ein Mädchen, das bereits confirmirt war und von dem frommen Schulmeister Heilsames gelernt hatte; die kam zu mir und bat, ich möchte doch kommen, weil der Vater so sehr leide; als er mich aber sah, legte er sich nach der Wand herum und wehrte mit der Hand ab. Ich ward noch einmal gerufen, aber er wandte sich ab und als ich ihn fragte, ob er noch nicht wisse, daß ein Gott sei, schüttelte er das Haupt. In einer Nacht kam das Mädchen und sagte, sie könne es nicht mehr mit ansehen. Ich ging mit ihr, und als ich an seinem Bette stand und ihn fragte, ob er zuhören wolle, wenn ich bete, sah er mich mit den halbgebrochenen Augen an, zog dann die zitternden Hände unter dem Deckbette hervor, hob sie in die Höhe und mit durchdringender Stimme rief er: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen:“ die Hände sanken nieder und er war todt. So hatte er denn doch schon lange gewußt, daß ein Gott im Himmel sei und daß er in das Gericht gehe.“

H. Das ist in der That entsetzlich. Indeß waren aber diese, von denen du bisher erzählt hast, nur zeitweilige Gottesleugner, da das Gottesbewußtsein doch am Ende in ihnen wieder aufleuchtete. Hat es aber auch wirkliche Atheisten gegeben, d. h. solche, die mit dem Bekenntnisse, daß kein Gott sei, gestorben sind?

R. Die Geschichte berichtet allerdings auch von solchen. Der Florentiner Cosimus Ruggeri hat mit runden Worten bekannt, daß er als ein Atheist sterbe. Denn als einige Capuciner ihn noch kurz vor seinem Tode von der Atheisterei abzubringen suchten, so gab er ihnen zur Antwort: „Ihr Narren, packet euch aus meiner Kammer und wisset, daß es

keine andern Teufel in der Welt gibt, als unſere Feinde, die uns bei unſern Lebzeiten Böſes verurſachen, und daß kein anderer Gott iſt, als die Könige und Fürſten, welche uns Gutes thun: ich habe in dieſem Glauben gelebt und in dieſem Glauben will ich auch ſterben."

Es gibt alſo, wie wir geſehen haben, in der Gottesleugnung verſchiedene Grade und Stufen. Der Anfang derſelben iſt der böſe Wunſch des Herzens, es möge keinen Gott geben. Aehnlich wünſcht auch der Uebelthäter, es möge keinen Richter, kein Gefängniß, keinen Galgen geben, damit er ungeſtraft ſündigen könne. Die Meiſten kommen allerdings über ſolches Wünſchen nicht hinaus. Darum ſagt auch die Bibel treffend: „Die Thoren ſprechen in ihrem Herzen: Es iſt kein Gott." Pſ. 14. Das Herz iſt der Sitz der Affecte, Wünſche und Begierden. Wenn ſie demnach auch das Daſein Gottes leugnen, ſo wiſſen ſie doch ſelbſt, daß ſie damit nur einen Wunſch ausſprechen, der ewig unerfüllt bleibt.

Allein es giebt auch einen Zuſtand der Verſtocktheit und Verhärtung, worin der Menſch wirklich glaubt, es ſei kein Gott. In denſelben geräth zuletzt Derjenige, welcher fort und fort wider ſein Gewiſſen ſündigt und die Stimme desſelben muthwillig betäubt und unterdrückt. Ein ſolcher kann es endlich dahin bringen, daß das Gewiſſen, dieſe Stimme Gottes in ſeinem Herzen, völlig verſtummt. Es verhält ſich mit dem Gewiſſen ähnlich wie mit der Sehkraft. Wer ſeine Augen muthwillig beſchädigt, iſt endlich ſelbſt Schuld, daß ſie erblinden und nichts mehr ſehen können. So ergeht es zuletzt dem muthwilligen Gottesleugner. Weil er nicht abläßt wider ſein Gottesbewußtſein zu freveln, ſo erliſcht endlich das Licht des Gewiſſens in ſeinem Innern und er verſinkt in die grauenvollſte Finſterniß. Der Gewohnheitslügner bringt es durch ſein beſtändiges Lügen dahin, daß er am Ende ſeinen eigenen Lügen glaubt. Zur Strafe dafür, daß der Gottesleugner die Wahrheit in Ungerechtig-

keit aufhält, muß er endlich der Lüge glauben. Das iſt das ſchreckliche Gericht der Verſtockung, der höchſte Grad der Gottesleugnung. Mit dem Verluſt des Gottesbewußtſeins erfolgt zugleich die größte Schändung der menſchlichen Natur; weiter kann die Entmenſchung und Verthierung nicht getrieben werden. Denn damit verliert der Menſch zugleich allen Adel der Seele, allen Sinn für das Göttliche und alles Gefühl für Recht und Unrecht. In dieſem Zuſtande iſt der Menſch zu jedem Verbrechen fähig, weil er mit dem Gottesbewußtſein zugleich den letzten ſittlichen Halt verliert. Es iſt kein Wunder, wenn ein ſolcher auch im Tode noch Gott leugnet und läſtert, und endlich in thieriſcher Dumpfheit und Stumpfheit dahin fährt.

V.

Das angeborene Gottesbewußtſein.

R. Es giebt Wahrheiten, die für jeden vernünftigen Menſchen ſo ſonnenklar ſind, daß ſie gar keines Beweiſes bedürfen. So zum Beiſpiel iſt es nicht nöthig, Dir weitläufig darzuthun, daß es eine Sonne giebt, oder daß Du wirklich exiſtirſt; denn das weißt Du ſelbſt viel beſſer, als es Dir irgend jemand beweiſen kann. Ebenſo verhält es ſich auch mit der Wahrheit, daß es einen Gott giebt.

H. Warum iſt denn dieſe Wahrheit ſo gewiß?

R. Weil ſie einem jeden Menſchen angeboren iſt. Niemand kann ſich der Erkenntniß, daß ein Gott ſei, entziehen. Dieſe Wahrheit drängt ſich einem jeden Menſchen unwillkürlich auf. Wir müſſen Gott denken. Dazu nöthigt uns unſere Natur. Wir kommen nicht erſt durch gelehrte Schlußfolgerungen auf den Satz, daß ein Gott iſt. Es ſteht auch gar nicht in unſerem freien Willen, ob wir Gott denken wollen oder nicht. Denn vor allem Denken und Wollen ſteht es in jedem menſchlichen Geiſte mit unmittelbarer Gewißheit

feſt, daß ein Gott iſt. Dies erkannten auch ſchon die Heiden. Immblichus ſagt: „Vor allem Gebrauche der Vernunft denken wir Gott, zwar nicht durch irgend eine beſondere Erkenntniß, ſondern durch ein gewiſſes Gefühl, welches gewiſſer iſt, als alle Erkenntniß.

H. Du meinſt alſo: ehe wir anfangen, über das Daſein Gottes nachzudenken, und die Gründe dafür und dawider zu prüfen, ſagt uns ſchon unſer Herz, daß ein Gott ſei.

R. Allerdings. Jedes Kind weiß, ſobald ſeine Vernunft erwacht, daß es exiſtirt und daß die Welt wirklich da iſt, wenn es dies auch nicht beweiſen kann. So weiß auch jeder Menſch von Natur, daß ein Gott iſt, wenn er gleich nicht im Stande wäre, dafür Gründe anzuführen. Denn das iſt ihm unmittelbar gewiß. Dieſe unmittelbare Gewißheit des Gottesbewußtſeins beſchreibt ein Heide, Cicero, treffend mit den Worten: „Wenn jemand dieſes (das Daſein Gottes) bezweifelt, ſo ſehe ich wahrlich nicht ein, warum er nicht auch zweifeln könnte, ob eine Sonne ſei oder nicht. Denn weshalb iſt dieſes gewiſſer als jenes?“ [2] Wie es für jeden vernünftigen Menſchen eine ausgemachte Thatſache iſt, daß es eine Sonne giebt, ſo auch, daß ein Gott iſt.

H. Entſteht alſo dieſes Gottesbewußtſein im Menſchen ganz von ſelbſt?

R. Gewiß. Frage doch nur Deine eigene Erfahrung. Woher haben wir den Gottesgedanken? Aus uns ſelbſt. Denn ſobald wir zum Bewußtſein kommen, vernehmen wir in uns die Wahrheit, daß ein Gott ſei. Wir erlangen dieſe Erkenntniß, ohne daß wir ſie ſuchen. Ein unausſprechliches, aber gewiſſes Gefühl kündigt uns das Daſein eines höchſten Weſens an, und wir nehmen dieſe Wahrheit an als eine Sache, die ſich ganz von ſelbſt verſteht. Auch fällt es uns gar nicht ein, wenn wir zuerſt uns Gottes bewußt werden, ſein Daſein zu bezweifeln oder demſelben zu widerſprechen. Das Gottesbewußtſein iſt zugleich Gottesgewißheit

Der unbefangene Glaube an Gott iſt in jedem Menſchen immer das Erſte. Niemand wird als Gottesleugner geboren.

H. Damit ſtimmt meine Erfahrung überein. So lange ich denken kann, war in meinem Innern immer der Gedanke an Gott vorhanden. Wie aber derſelbe in mir entſtanden iſt, das weiß ich nicht.

R. Durch eine Anlage, die einem jeden Menſchen angeboren iſt. Wie jedoch das Gottesbewußtſein in uns entſteht, das entzieht ſich unſerer Erkenntniß. Das Kind entwickelt ſich nach beſtimmten Geſetzen, die in ſeiner Natur niedergelegt ſind, und lernt nach und nach die Fähigkeiten gebrauchen, welche anfangs in ſeiner Seele gleichſam ſchlummerten. So kommt auch für daſſelbe einmal der Zeitpunkt, wo es Gottes inne wird, und ſein Herz ihm ſagt, daß ein Gott ſei.

H. Die Gottesleugner behaupten dagegen, der Glaube an Gott ſei etwas äußerlich angelerntes, was die Lehrer und Erzieher den Menſchen einpflanzten.

R. Woher kommt es denn aber, daß auch ſolche Heiden, die ohne allen Religionsunterricht aufwachſen, den Gottesbegriff haben? Von unzähligen Beweiſen dafür will ich nur einen anführen. Als ein Miſſionar unter den Kaffern eine Frau taufte, theilte ſie ihm folgende merkwürdige Erfahrung mit, indem ſie ſagte: „Den Kummer des Herzens, den ich gegenwärtig empfinde, fühlte ich zuerſt als junges Mädchen, ehe das Wort Gottes in dieſes Land kam. Indem ich eines Tages nahe bei meines Vaters Kraal im Felde war, mußte ich auf einmal an den großen Gott denken. Ich ſchaute zum Himmel empor, fiel auf meine Kniee nieder, konnte aber nichts ſagen, denn ich fühlte, daß mein Herz ſchlecht ſei.“ [3] Aehnliche Erfahrungen, wie die jener Heidin: Ich mußte auf einmal an den großen Gott denken, kommen im Leben eines jeden Menſchen vor. Sie beweiſen, daß der Gottesbegriff nichts zufälliges, und von außen an-

gelerntes iſt, ſondern daß er mit innerer Nothwendigkeit aus unſerem Geiſte hervorgeht. Dies wußten ſchon die Heiden. Dio Chryſoſtomus ſagt: „Von den Göttern der ganzen Natur und am meiſten von dem Beherrſcher der ganzen Welt iſt von jeher eine Meinung und Gedanke, der dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gemein iſt, auf gleiche Weiſe bei den Griechen und bei den Barbaren, der ihnen nothwendig iſt und angeboren, und in einem jeden vernünftigen Weſen von Natur ohne einen ſterblichen Lehrmeiſter oder einen Lehrer der Geheimniſſe.“

H. Mir iſt das Zeugniß eines Heiden darum ſo wichtig, weil er gleichſam als ein Unpartheiiſcher daſteht. Denn von ihm können doch die Gottesleugner nicht vorgeben, daß er ein Pfaffenknecht geweſen ſei oder zu Gunſten der Pfaffen geredet habe. Was ſagt er alſo?

R. Er ſagt: jeder vernünftige Menſch weiß von Natur, ohne einen ſterblichen Lehrmeiſter, daß ein Gott ſei. Denn die religiöſe Anlage, oder die Fähigkeit, Gott zu denken, iſt ein nothwendiger, jedem Menſchen angeborener Beſtandtheil unſeres Weſens. Gleichwie die Vernunft zum Weſen des Menſchen gehört, ebenſo gehört auch das Gottesbewußtſein dazu.. Das ſagen alle verſtändigeren Heiden, ſelbſt ſolche, die das Chriſtenthum haſſen.

H. Demnach kommt uns die Erkenntniß, daß ein Gott ſei, nicht von außen?

R. Sieh doch jene Pflanze an. Woher hat ſie die Blume? Hat der Gärtner ſie ihr von außen angeſetzt oder angeklebt?

H. Es wäre lächerlich, ſo etwas zu behaupten. Bekanntlich iſt die Natur der Pflanze ſo eingerichtet, daß ſie zu ihrer Zeit aus ſich ſelbſt nothwendig eine Blume hervorbringen muß.

R. Ganz daſſelbe iſt mit dem Menſchen der Fall. Denn das Gottesbewußtſein iſt uns nicht von außen angelernt

oder eingeimpft, ſondern es geht nothwendig aus unſerem Weſen hervor, wie die Blume aus der Pflanze. Die menſchliche Natur iſt ſo beſchaffen, daß ſie aus ſich ſelbſt den Gedanken, daß ein Gott ſei, erzeugen muß.

H. Demnach iſt es eine ſchändliche Lüge zu ſagen, wir kämen erſt durch Erziehung, Unterricht und andere menſchlichen Einrichtungen auf den Gedanken, daß es einen Gott gebe.

R. Gewiß. Die Gottesleugner ſollten ſich ſchämen, ſolche abgedroſchenen Lügen immer wieder aufzuwärmen und vorzubringen, da ſie ſchon von den Heiden entſchieden verworfen wurden. Cicero ſagt von dem Glauben an das Daſein Gottes: „Weder eine Verabredung, noch ein Uebereinkommen der Menſchen bringt denſelben hervor; dieſe Meinung iſt nicht durch Einrichtungen, nicht durch Geſetze feſtgeſtellt. In jeder Sache aber iſt die Uebereinſtimmung aller Völker für ein Naturgeſetz zu halten.“ [5]

H. Alſo ein Naturgeſetz zwingt uns, das Daſein Gottes anzuerkennen, nicht eine äußerliche menſchliche Einrichtung.

R. Daſſelbe behauptet Cicero auch in folgender Stelle, worin er von dem Glauben an einen Gott ſagt: „Da dieſe Meinung nicht durch irgend eine Einrichtung, noch durch eine Sitte, noch durch ein Geſetz eingeführt iſt, und da die Uebereinſtimmung aller ohne Ausnahme beſtändig bleibt, ſo muß man nothwendig daraus abnehmen, daß es Götter gebe, weil wir davon eingepflanzte oder vielmehr angeborene Begriffe haben. Worüber aber die Natur Aller übereinſtimmt, das muß nothwendig wahr ſein. Man muß daher nothwendig bekennen, daß es Götter gebe. Weil dies im Allgemeinen unter allen ausgemacht iſt, nicht bloß bei den Philoſophen, ſondern auch bei den Ungelehrten, ſo laßt uns bekennen, es ſtehe auch ferner feſt, daß wir dieſen Vorbegriff oder dieſen vorgefaßten Gedanken von den Göttern haben.“ [6]

H. Nun deutlicher kann es doch nicht ausgeſprochen werden, daß wir vor allem Unterricht ſchon eine Erkenntniß von Daſein Gottes haben. Das Gottesbewußtſein iſt mithin nicht eine Frucht der Erziehung, ſondern es iſt uns angeboren. Das iſt mir jetzt außer allem Zweifel.

R. Dabei wird es Dich nicht befremden, wenn Cicero von Göttern redet. Denn er meint damit die Gottheit, deren Weſen er freilich als ein Heide nicht kannte.

Conſtanze. Ich erlaube mir eine Frage: was ſagt die Bibel hierüber?

R. Sie ſagt von allen Menſchen: „Daß man weiß, daß Gott ſei, iſt ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbart.“ Röm. 1, 19. Und zwar heißt es daſelbſt nach dem Grundtext eigentlich: die Erkenntniß, daß ein Gott ſei, iſt *in ihnen* offenbar, d. h. in ihr Herz geſchrieben. Die heilige Schrift lehrt ſomit, daß alle Menſchen ein Wiſſen vom Daſein Gottes haben, welches ihnen angeboren iſt.

C. Das iſt die reine Wahrheit.

VI.

Ein merkwürdiger Beweis dafür, daß das Gottesbewußtſein einem jeden Menſchen angeboren iſt.

Sintenis, ein deutſcher Gelehrter und Schriftſteller hatte die Stadt bewohnt, und zog ſich auf ſein kleines Beſitzthum auf dem Lande zurück. Er trauerte eben über den Verluſt einer zärtlich geliebten Gattin, und beſaß von ihr einen Sohn, der noch im Kindesalter war. Um nun durch Erfahrung zu erproben, ob der Menſch mit Religion, d. h. mit der Idee von Gott und dem Bedürfniß, ihm zu dienen geboren werde, erzog er dieſen Sohn in gänzlicher Abgeſchiedenheit, und richtete es ſo ein, daß er den Namen Gottes weder leſen, noch hören konnte. Der Unterricht fand gewöhnlich unter freiem Himmel ſtatt im Angeſichte der Ge

genſtände und Erſcheinungen der Natur, auf welche ſich der Unterricht hauptſächlich bezog. Schon war der junge Sintenis 10 Jahre alt, und noch hatte er den Namen Gottes weder gehört, noch geleſen. Aber ſiehe, es machte ſich trotzdem ein Bedürfniß nach Gott im Innern des Schülers fühlbar. Er ſuchte im Stillen einen Gott, und glaubte ihn in der Sonne gefunden zu haben. Aber der Knabe behielt dies ganz für ſich, es war dies ſein Geheimniß. Bei ſchönem Wetter ging er alle Morgen heimlich in den Garten. Der Vater fing an, etwas zu merken. Eines Tages überraſchte er den Knaben, wie er knieend und die Hände gen Himmel erhoben der Gottheit, welche er ſich gemacht hatte, ſein Gebet und ſeinen Dank darbrachte.

Dieſe Geſchichte beweiſt, daß jedem Menſchen eine religiöſe Anlage angeboren iſt, welche ſich zu ihrer Zeit entwickelt und ihn zum Bewußtſein der Wahrheit bringt, daß es einen Gott giebt.

VII.

Die Stimme des Gewiſſens.

R. Einem jeden Menſchen ſagt ſein Herz, daß es einen Gott giebt. Das iſt das angeborene Gottesbewußtſein. Dieſes bethätigt ſich nun mit beſonderer Kraft im Gewiſſen. Und zwar ſetzt daſſelbe das Daſein Gottes immer ſchon voraus. Es läßt ſich daher gar nicht darauf ein, erſt weitläufig zu beweiſen, daß es einen Gott giebt. Es iſt etwas anderes, was das Gewiſſen dem Menſchen vorhält.

H. Was iſt dieſes?

R. Achten wir nur auf unſere eigene Erfahrung, ſo werden wir dies leicht erkennen. Was iſt es doch, was unſer Gewiſſen ohne Unterlaß von uns verlangt? Immerdar mahnt und erinnert es uns: Du ſollſt Gott als deinen Herrn und Schöpfer anerkennen, und ihn als deinen gerechten Richter und ewigen Vergelter fürchten und ehren. Immerdar

ſtellt es uns vor: du biſt von Gott abhängig und ihm verantwortlich. Indem das Gewiſſen unſer ganzes Weſen umfaßt, ſucht es uns beſtändig unter den Gehorſam Gottes zu zwingen. Daher fordert es: du darfſt nicht thun und laſſen, was du willſt, du darfſt nicht walten und ſchalten nach Belieben, ſondern du biſt ſchuldig und verpflichtet, Gott zu dienen, alles auf ihn zu beziehen und dein ganzes Leben nach dem Willen deines Herrn und Geſetzgebers einzurichten. Wenn du auch im Verborgenen handelſt, wenn auch keines Menſchen Auge dich ſiehet: Gott ſiehet dich und er wird dich einſt vor ſein Gericht ſtellen und dir vergelten nach deinen Werken.

H. Es iſt wahr, das ſagt mir und einem jeden Menſchen ſein Gewiſſen.

R. Mit Recht heißt deshalb das Gewiſſen die Stimme Gottes im Menſchen. Wir fühlen es: wenn unſer Gewiſſen redet, ſo redet Gott in uns und mit uns. Seine Stimme iſt uns unmißverſtändlich. Sie bezeugt ſich uns als eine göttliche. Sie fordert unbedingten Gehorſam. Wenn Menſchen uns etwas gebieten, ſo fragen wir erſt, ob wir auch verbunden ſind, ihnen zu gehorchen. Wenn aber unſer Gewiſſen uns gebietet, ein Gebot Gottes zu erfüllen, ſo fällt dieſe Frage weg. Denn dann fühlen wir ſogleich mit unmittelbarer Gewißheit: dieſe Stimme deines Gewiſſens iſt Gottes Stimme, darum biſt du heilig verpflichtet, ihr zu gehorchen.

H. Daher wohl der Name Gewiſſen?

R. Allerdings. Im Gewiſſen bezeugt Gott dem Menſchen ſeinen heiligen Willen und ſpricht zu ihm: Ich bin dein Herr, mir ſollſt du dienen. Indem der Menſch nun dieſes Zeugniß Gottes hört, fühlt er ſich überzeugt: das iſt Gottes Stimme! das hat mir Gott geſagt. Das Gewiſſen iſt alſo das Vermögen, in uns den Willen Gottes zu vernehmen. Und da Gott ſelbſt uns ſeinen Willen offenbart,

und uns denſelben in das Herz geſchrieben hat, ſo iſt unſer Wiſſen deſſelben ein göttlich gewiſſes.

H. Was verſtehſt Du unter dem Willen Gottes, den das Gewiſſen uns vorhält?

R. Das Geſetz Gottes, welches uns in's Herz geſchrieben iſt. Dies Geſetz ſagt: Du ſollſt Gott, dem du alles verdankſt, was du biſt und haſt, ehren und dienen. Du ſollſt das Gute thun und das Böſe unterlaſſen. Du ſollſt niemand Unrecht zufügen, ſondern einem jeden geben, was du ihm ſchuldig biſt. Alle dieſe Forderungen des Geſetzes bringt das Gewiſſen dem Menſchen beſtändig zum Bewußtſein und verlangt, daß er ſie erfüllen ſolle.

H. Allein es giebt viele Menſchen, welche offenbare Sünden thun. Damit beweiſen ſie doch, daß ſie ganz und gar kein Gewiſſen haben.

R. Das folgt daraus keineswegs. Die Gottloſen machen es wie jener Heide, welcher ſagte: „Ich ſehe das Beſſere und billige es, trotzdem folge ich dem Schlechteren.“ Das Gewiſſen ſagt auch ihnen, was unrecht iſt und warnt ſie davor. Wenn ſie es dennoch thun, ſo ſündigen ſie muthwillig wider ihre eigene beſſere Ueberzeugung.

H. Haben aber ſolche noch ein Gewiſſen, die offenbare Sünden für etwas Erlaubtes ausgeben und das Unrecht geradezu für Recht erklären?

R. Solche Menſchen heißen in der deutſchen Sprache „ruchlos,“ d. h. rügelos, weil ſie auf die Rüge, die ſtrafende Stimme des Gewiſſens nicht mehr hören. Der Menſch kann ſich allerdings gegen die Stimme ſeines Gewiſſens verhärten. Er kann es endlich dahin bringen, daß er Brandmale im Gewiſſen bekommt. Bekanntlich verliert die Stelle der Haut, welcher mit einem heißen Eiſen ein Brandmal eingebrannt iſt, alles Gefühl und wird gegen jeden Schmerz ganz unempfindlich. So ergeht es endlich auch dem Menſchen, der fort und fort muthwillig wider ſein Gewiſſen ſün-

digt. Er verſinkt dann durch ſeine eigene Schuld in den ſchauerlichen Zuſtand, worin die Stimme Gottes, das Gewiſſen, keinen Eindruck mehr auf ihn macht. Hat er dieſen Grad der Verworfenheit erreicht, dann verliert er das Gefühl für Recht und Unrecht. Dann kann er mit frecher Stirne behaupten, Mord, Ehebruch und andere Gräuel ſeien nichts Unrechtes, ohne daß ihm die Schamröthe in die Wangen ſteigt. So wird der Gewiſſenloſe endlich zur ſchamloſen, entmenſchten, verthierten Beſtie, und damit zu jedem Verbrechen fähig.

H. Ein ſolcher hat doch gar kein Gewiſſen mehr?

R. So ſagt man allerdings im gewöhnlichen Leben, um damit dieſe entſetzliche Verruchtheit zu beſchreiben. Eigentlich aber hat der Ruchloſe nicht das Gewiſſen ſelbſt verloren, ſondern ſich nur die Fertigkeit erworben, die Stimme deſſelben zu überhören und ſich dagegen zu verſtocken. Er hat ſein Gewiſſen eingeſchläfert, übertäubt, unterdrückt. Einmal jedoch wird ſein Gewiſſen erwachen, vielleicht ſchon in dieſem, gewiß aber in jenem Leben, wenn ihn die Vergeltung trifft. Denn das Gewiſſen kann wohl verdunkelt werden, weil es nicht Gott iſt; aber es kann nicht vernichtet werden, weil es von Gott iſt, wie Tertullian ſagt. So wenig der Menſch jemals ohne Seele ſein kann, ebenſo wenig auch ohne Gewiſſen.

H. Demnach iſt auch das Gewiſſen den Menſchen angeboren?

R. Freilich. Das Gewiſſen iſt ein nothwendiger Beſtandtheil der menſchlichen Natur. Dies bezeugt ſchon Menander, ein Heide, mit den Worten: „In allen Sterblichen iſt das Gewiſſen hinſichtlich Gottes vorhanden.“ Jeder Menſch weiß, was gut und böſe iſt. Jeder Heide erklärt Morden, Ehebrechen, Lügen und Stehlen für Sünde. Bei allen Völkern finden ſich Geſetze, welche ſolche Verbrechen verbieten und beſtrafen. Worin hat dieſes ſeinen Grund?

H. Im Gewiſſen des Menſchen.

R. Das Gewiſſen iſt eine göttliche Macht, welche der Menſch wenig in ſeiner Gewalt hat. Dies zeigt ſich deutlich, wenn der Menſch wider Gottes Geſetz geſündigt hat. Dann fühlt er Gewiſſensbiſſe, Schmerzen, die heftiger und bitterer ſind, als alle leiblichen Qualen. Gerne möchte der Menſch den Qualen und Furien ſeines böſen Gewiſſens entrinnen, aber er kann es nicht. Unabläſſig verfolgt ihn ſein Gewiſſen, indem es ihm droht: „Wehe dir, Verfluchter, was haſt du gethan? Du haſt wider Gott geſündigt. Gott iſt gerecht, er wird dich ſtrafen und dir vergelten, wie du es verdienſt. Wehe dir in Ewigkeit.“

Du ſiehſt alſo, wie groß die Macht des Gewiſſens iſt. Es iſt die innere Stimme Gottes, welche dem Menſchen das Geſetz Gottes vorhält, und ihn ermahnt, es zu erfüllen. Es iſt der Ankläger, der ihm ſeine Sünden und Verbrechen vorwirft. Es iſt der Zeuge, welcher ihm ſeine Sünden beweiſt. Es iſt der Richter, der das Schuldig über ihn ausſpricht und ihn zur gerechten Strafe verdammt. Und es iſt zugleich der Henker, der ihn wegen ſeiner Sünden ſtraft und martert. Ich frage Dich, iſt dem nicht ſo?

H. Das ſind lauter Thatſachen, die kein Menſch leugnen kann.

R. Freilich ſind dies Thatſachen, welche hartnäckig feſtſtehen, wie die Felſengebirge. Wie lächerlich und vergeblich iſt deshalb der Verſuch, Gott leugnen zu wollen, da jede Regung des Gewiſſens uns ſein Daſein beweiſt! Die ganze Thätigkeit des Gewiſſens geht darauf hinaus, den Gedanken an Gott, als unſeren Herrn, in uns lebendig zu erhalten. unaufhörlich ruft uns ſeine ernſte Stimme zu: Fürchte dich vor Gott, dem gerechten Richter und Vergelter! All ſein Gebieten und Verbieten, all ſein Warnen, Drohen und Strafen erinnert uns daran, daß Gott unſer Herr iſt, dem

wir unbedingten Gehorſam ſchuldig ſind. So oft unſer Gewiſſen ſchlägt, ſo mahnt es uns an Gott.

So hat jeder Menſch in ſeinem eigenen Buſen einen Zeugen für das Daſein Gottes. Mag der Atheiſt mit lachendem Munde behaupten, es ſei kein Gott, mag er den Gottesglauben noch ſo höhniſch als Thorheit verſpotten: ſein eigenes Gewiſſen bezeugt ihn: du lügſt!

VIII.

Ausſprüche von Heiden über das Gewiſſen.

So verderbt und verſunken auch der Zuſtand der alten Heiden war, ſo haben ſie doch das Gewiſſen nicht geleugnet, wie die heutigen Materialiſten thun, ſondern ſeine Forderungen bereitwillig anerkannt und zu befolgen geſucht. Dies zu beweiſen, wollen wir nur eins anführen. Das Gewiſſen gebietet dem Menſchen: du ſollſt Gott dienen und ihn anbeten. Sehen wir nun auf die Geſchichte der alten Griechen und Römer, ſo zeigen ihre Gottesdienſte, daß ſie dieſe Pflicht ſehr wohl erkannten. Das Gebet nahm in ihrem Leben, ſowohl im öffentlichen, als im Privatleben, eine ſehr bedeutende Stelle ein. In den älteſten Zeiten pflegte man vorzugsweiſe in der Stille der Nacht unter freiem Himmel mit unbedecktem Haupte die Götter anzurufen. Die Zeit des Gebetes war regelmäßig am Morgen und am Abend, und beim Anfang, wie beim Schluſſe des Mahles. Die Verſammlungen des Volkes, wie des Senates, alle Kriegsunternehmungen und jeder Kampf: alles ward mit Zeus, d. h. mit Gebet begonnen. In Rom pflegte man zu Anfang jedes Jahres gewiſſe Gebete für das Heil des ganzen Jahres darzubringen. Alle Wahlverſammlungen eröffnete der präſidirende Magiſtrat mit einem feierlichen Gebete, ebenſo alle Volksmuſterungen auf dem Marsfelde. Gleicherweiſe begannen die Magiſtrate, namentlich die Conſuln, als die

Häupter der Republik, ihr Amt mit einer feierlichen Anrufung im Tempel des Jupiter. Der große athenienſiſche Staatsmann Perikles trat nie auf, um öffentlich zu reden, ohne vorher zu den Göttern zu beten. Ebenſo beginnt Demoſthenes ſeine Rede De corona mit der Anrufnng der Götter. Daſſelbe behauptet Servius auch von den Römern: „Unſere Vorfahren begannen keine Rede, ohne die Götter anzurufen, wie alle Reden des Cato und Grachus beweiſen.[1] Der große Römer Cornelius Scipio nahm, ſeit er die männliche Toga angelegt hatte, kein wichtiges Geſchäft vor, ohne zuvor im Tempel des capitoliniſchen Jupiter eine zeitlang allein zugebracht zu haben. Selbſt Julius Cäſar nahte auf den Knieen dem Jupiter, als er nach vierfachem Triumphe demſelben ſein Dankgebet darbrachte.[2]

Freilich haben die Heiden den wahren Gott und die rechte Weiſe ſeiner Anbetung nicht erkannt. Allein ſoviel geht doch aus dem Angeführten hervor: die Heiden wußten, daß es des Menſchen heilige Pflicht ſei, Gott anzubeten und ſie haben dieſe Forderung des Gewiſſens nicht muthwillig geleugnet.

Auch ſonſt finden ſich in den Schriften der Heiden manche treffende Aeußerungen über das Gewiſſen, ſeinen Urſprung, ſeinen Inhalt und ſeine Thätigkeit, von denen wir einige anführen wollen. Wie man daraus ſieht, ſo erkannten ſie:

1. Daß das Gewiſſen jedem Menſchen angeboren ſei.

Cicero ſagt: „Das wahre Geſetz, das richtige der Natur entſprechende Urtheil (das Gewiſſen), iſt Allen eingepflanzt, iſt beſtändig, ewig, treibt befehlend zur Pflicht, ſchreckt verbietend vom Unrecht. Dieſes Geſetz leidet keinen Widerſpruch, es darf nicht verändert, noch weniger ganz abgeſchafft werden. Weder der Senat, noch das Volk kann uns von ihm entbinden; auch bedarf es keines andern Erklärers und Auslegers. Es iſt nicht anders in Athen, anders in Rom, jetzt ſo, künftig ſo, ſondern alle Völker aller Zeiten bindet Ein und daſſelbe ewige, unſterbliche Geſetz.

Und aller Menſchen gemeinſamer Meiſter und Herrſcher, jener Gott iſt dieſes Geſetzes Erfinder, Richter, Urtheiler, Geber: wer ihm nicht gehorcht, wird ſich ſelbſt entfliehen wollen, ſeine menſchliche Natur ſchänden und eben dadurch die härteſte Strafe erleiden, wenn er auch andern Strafen entgeht." [3]

In dem uralten indiſchen Geſetzbuch des Manu heißt es: „Die Seele iſt ihr eigener Zeuge, ſie iſt ihre eigene Zuflucht, verletze nicht dein Gewiſſen, den höchſten inneren Zeugen des Menſchen. Die Sünder ſprechen in ihrem Herzen: niemand ſieht uns. Aber klar ſehen ſie die Götter und der Geiſt in ihrer Bruſt." [4]

2. Daß der Inhalt des Gewiſſens, das Geſetz, göttlichen Urſprungs ſei.

Heraklit ſagt: „Alle menſchlichen Geſetze entſtammen einem Göttlichen." [5]

Cicero: „Das war immer die Meinung aller wahrhaft weiſen Männer, das Sittengeſetz ſei nicht etwas von Menſchen Erdachtes, ſondern ein ewiges, nach dem die ganze Welt ſich regeln muß. Der letzte Grund ruht daher in Gott, der gebietet und verbietet. Und dies Geſetz iſt ſo alt, als der Geiſt Gottes ſelbſt. Darum iſt das Geſetz, auf dem alle Verpflichtung ruht, in Wahrheit und vor allem der Geiſt der oberſten Gottheit." [6]

Demoſthenes: „Das Geſetz iſt eine Erfindung und Gabe der Götter." [7]

Zum tyranniſchen Kreon ſagt Antigone in der Tragödie des Sophokles: [8]

„Auch nie ſo mächtig achtet ich, was Du befahlſt,
Um über ungeſchriebenes, feſtes, göttliches
Geſetz hinwegzuſchreiten, eine Sterbliche.
Denn heute nicht und geſtern, nein, in aller Zeit
Lebt dieſes; keinem wurde kund, ſeit wann es iſt
Für dieſes wollt ich nicht aus banger Scheu
Vor Menſchenbünken mir der Götter Strafgericht
Zuziehn."

3. Daß der Menſch verpflichtet ſei, Gott zu dienen.

Xenophon, ein Schüler des Sokrates ſagt: „Bei allen Menſchen gilt es als erſtes Geſetz, daß man die Götter achten ſolle.“ [9]

Der ſterbende Cyrus ſagt nach Xenophon's Darſtellung zu ſeinen Söhnen: „Thut oder denket aus Scheu vor den Göttern nie etwas Gottloſes oder Unheiliges.“ [10]

Seneca: „Wir müſſen ſo leben, als lebten wir vor dem Angeſichte Gottes, und ſo denken, als wenn uns jemand in das Herz ſehen könnte.“ [11]

Epiklet: „Wenn ich eine Nachtigall wäre, ſo wollte ich ſingend das Geſchäft einer Nachtigall verrichten; wäre ich ein Schwan, ſingend das Geſchäft eines Schwans. Da ich aber ein vernünftiges Weſen bin, ſo iſt das meine: Gott zu loben; es iſt mein Beruf, ich will ihn erfüllen.“ [12]

Plato: „Die Hauptſache iſt, daß wir von den Göttern recht denkend, fromm leben.“ [13]

Cicero: „Wer ſollte nicht fürchten den Gott, der alles vorherſieht, bedenkt und wahrnimmt, Alles auf ſich bezieht, eifrig und thätig iſt?“ [14]

Derſelbe: „Das iſt der beſte, reinſte, heiligſte und frömmſte Dienſt der Götter, daß wir ſie immer mit reiner, unſchuldiger und unverdorbener Seele und Stimme verehren ſollten.“ [15]

In dem indiſchen Werke Mahabharata heißt es: „Erniedrige Deine Seele nicht, indem Du die Mahnung des Richters verachteſt, der in Deinem Herzen wohnt. Du haſt unabhängig zu ſein geglaubt und ſcheinſt den alten himmliſchen Geiſt zu vergeſſen, der in Dir iſt und der die Wege des Sünders aufdeckt. In ſeiner Gegenwart haſt Du übel gethan. Da Du ein Verbrechen begingſt, glaubteſt Du von niemand geſehen zu werden, aber die Gottheit und der innere Menſch entdeckten Deine That.“ [16]

4. Daß das Gewiſſen die Uebertreter des Geſetzes ſtraft.

Cicero: „Groß iſt die Macht des Gewiſſens nach beiden Seiten hin, daß diejenigen nichts fürchten, welche nichts verbrochen haben, und diejenigen, welche geſündigt haben, die Strafe immer vor Augen zu ſehen glauben.“ [17]

Derſelbe: „Wähnt nicht, daß die, welche frevelhaft ein Verbrechen begingen, von den brennenden Fackeln der Furien verfolgt und geängſtet werden, wie ihr das oft im Schauſpiel ſehet. Jeden quält vielmehr ſeine eigene böſe That, der Schrecken vor ſich ſelbſt; jeden verfolgt ſein Verbrechen und treibt ihn in Wahnſinn; ſeine böſen Gedanken, ſein böſes Gewiſſen ſchreckt ihn; das ſind die Furien, welche dem Gottloſen auf der Ferſe folgen und in ſeinem Innern wohnen.“ [18]

Juvenal: „Das iſt die erſte Strafe böſer That, daß kein Schuldiger von ſeinem richtenden Gewiſſen freigeſprochen wird, daß er Tag und Nacht den eigenen Zeugen im Buſen trägt.“ [19]

Seneca ſagt: „Daß auch die verſunkenſten Gemüther ein Gefühl von dem, was gut iſt, haben, und wohl wiſſen, was ſchändlich iſt; aber nicht darauf achten; alle verhehlen ihre Sünden, und wenn ſie auch glücklich gelungen ſind und ſie die Frucht derſelben genießen, ſo verbergen ſie doch dieſe ſelbſt. Verbrecher können wohl ſicher ſein, ruhig können ſie nicht ſein. Hierin laßt uns übereinſtimmen, daß die böſen Thaten vom Gewiſſen geſtraft werden und demſelben die meiſten Qualen verurſachen, weil beſtändig die Sorge es drückt und plagt, daß es den Bürgen ſeiner Sicherheit nicht trauen könne.“ [20]

Plautus: „Habe ich unrecht gethan, ſo muß ich mich quälen; möchte doch, was ich gethan habe, ungeſchehen gemacht werden können! Es giebt keine größere Pein, als ein böſes Gewiſſen.“ [21]

5. Daß Gott die Uebertreter des Geſetzes ſtrafen wird.

Sokrates: „Diejenigen, welche die von den Göttern gegebenen Geſetze übertreten, müſſen Strafe leiden, welcher auf keine Weiſe einem Menſchen möglich iſt, zu entrinnen.“ [22]

Valerius Maximus: „Langſamen Schrittes ſchreitet der göttliche Zorn zur Strafe, und holt die Langſamkeit der Vergeltung durch Schärfe wieder ein.“ [32]

Sophokles:

„Und wenn ihr ehrt die Götter, ehrt und haltet ſie
Mit wandelloſer Treue hoch, und denkt daran,
Daß ſie ſowohl auf fromme Menſchen niederſchaun,
Als auf Verworfne niederſchaun, durch Flucht jedoch
Kein Uebelthäter, der da lebt, ſich retten kann.“ [24]

IX.

Die Uebereinſtimmung aller Völker im Glauben an das Daſein Gottes.

H. Wenn einem jeden Menſchen die Erkenntniß angeboren iſt, daß es einen Gott giebt, ſo folgt daraus nothwendig, daß alle Völker darin übereinſtimmen müſſen. Iſt dies wirklich der Fall?

R. Ja. Alle Völker, die es bis jetzt auf Erden gegeben hat, haben ohne Ausnahme das Daſein eines Gottes bekannt. Noch jetzt bezeugen die Tempelruinen Egypten's, Babylon's, Ninive's, Griechenland's, Rom's und anderer Länder, daß die Völker, welche vor Jahrtauſenden daſelbſt wohnten, ein höchſtes Weſen verehrten. Dies beweiſen auch die ſchriftlichen Denkmäler des Alterthums, welche ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben. Darin finden ſich Berichte über die Religion der Alten, Lobgeſänge auf die Gottheit und Unterſuchungen über ihr Weſen. Ja, es iſt faſt kein Buch aus der Vorzeit auf uns gekommen, welches uns nicht irgend eine Nachricht von ihren religiöſen Vorſtellungen überlieferte.

Dabei iſt eins ſehr merkwürdig. Es iſt nämlich ſchon den Heiden, welche vor Chriſti Geburt lebten, aufgefallen, daß

alle Völker das Daſein eines Gottes glaubten. Dies ſprechen ſie mit der größten Beſtimmtheit aus. Ich will von ihren Ausſprüchen nur folgende anführen.

Cicero ſagt: „Kein Volk iſt ſo roh und wild, daß es nicht den Glauben an einen Gott hätte, wenn es gleich ſein Weſen nicht kennt.“ [1] — „Epicur hat das Daſein der Götter daraus erkannt, daß die Natur ſelbſt die Erkenntniß derſelben allen Seelen eingeprägt hat. Denn wo giebt es ein Volk oder ein Geſchlecht von Menſchen, welches nicht ohne Unterricht einen gewiſſen vorgefaßten Gottesbegriff hätte?“ [2] — „Dies ſcheint mir der ſtärkſte Grund zu ſein, warum wir das Daſein der Götter glauben, weil kein Volk ſo wild und von allen Menſchen niemand ſo roh iſt, deſſen Gemüth nicht mit einem Gottesbegriff erfüllt wäre. Viele denken darüber verkehrt, denn das pflegt durch verderbte Gewohnheit bewirkt zu werden: alle jedoch glauben, daß es eine göttliche Macht und ein göttliches Weſen gebe.“ [3]

Artemidorus: „Kein Volk iſt ohne Gott, ohne einen oberſten Regenten; einige aber verehren ſo, andere anders die Götter.“ [4]

Seneca: „Wir pflegen viel auf die vorgefaßte Meinung aller Menſchen zu geben. Es gilt bei uns als ein Beweis für die Wahrheit, wenn etwas von allen Menſchen geglaubt wird: wie wir das Daſein der Götter unter anderm daraus ſchließen, weil die Meinung von den Göttern allen eingepflanzt iſt, und es niemals irgend ein Volk gegeben hat, welches die Geſetze und Sittlichkeit ſo weit verworfen hätte, daß es nicht einige Götter glaubte.“ [5]

Plutarch: „Wenn du die Erde durchwandelſt, ſo kannſt du Städte ohne Mauern, Wiſſenſchaften, Könige, Paläſte, Schätze und Münzen finden, die auch keine Schulen und Schauſpielhäuſer haben. Aber eine Stadt ohne einen Tempel und ohne einen Gott, die weder Gebete, noch Eidſchwüre, noch Götterſprüche, weder Opfer zur Erlangung des Guten,

noch Gottesdienſte zur Abwendung des Uebels hätte, hat niemand jemals geſehen, noch wird man ſie jemals ſehen.“ [6]

Maximus Tyrius: „Du findeſt auf der ganzen Erde ein einſtimmiges Geſetz und eine Rede, daß ein Gott ſei der König und Vater Aller, und viele Götter, Gottes Söhne und Mitregenten. Das ſagt der Grieche und der Barbar, der Bewohner des Feſtlandes und der Inſeln, der Gelehrte wie der Ungelehrte.“ [7]

In dieſen Ausſprüchen iſt es freilich verkehrt und falſch, daß die Heiden von vielen Göttern reden, was daher kommt, weil ſie den wahren Gott nicht kannten. Allein dieſe Thatſache ſteht doch unwiderſprechlich feſt: es gab im ganzen Alterthum kein einziges Volk, welches das Daſein Gottes leugnete. Vielmehr haben alle Völker von Anfang der Welt an darin übereingeſtimmt, daß es einen Gott gebe. Treffend iſt der Ausdruck Cicero's: Jedes, auch das roheſte Volk weiß, daß es einen Gott haben müſſe, wenn es auch nicht weiß, wer der wahre Gott ſei. Hatten alſo die alten Völker auch noch ſo verſchiedene und noch ſo falſche Vorſtellungen vom Weſen Gottes, ſo waren ſie doch alle darüber einig, daß es einen Gott gebe.

H. Fand ſich dieſer Gottesglaube ſchon zu den älteſten Zeiten?

R. Er iſt ſo alt wie die Menſchheit. Auch dies war ſchon den Heiden ſehr wichtig. Sie bemerkten, wie die Irrthümer nicht lange währten, ſondern bald wieder vergingen. So war z. B. die Fabel von einem dreiköpfigen Höllenhunde eine kurze Zeit Mode, wurde dann aber bald als ein thörichter Wahn wieder aufgegeben. Sie erkannten ſomit, daß der Irrthum ſich überlebt und endlich ſich ſelbſt verzehrt. Denn wie eine Pflanze, an der ein Wurm nagt, bald verwelken muß, ſo muß auch der Irrthum an ſeiner innern Unwahrheit ſchließlich zu Grunde gehen. Indem nun die Heiden damit den Gottesglauben verglichen, fanden ſie, daß derſelbe im

Laufe der Jahrhunderte nicht abnahm, ſondern ſich nur mehr befeſtigte. Darum machten ſie den Schluß: weil der Glaube an das Daſein Gottes den Wechſel der Zeiten ſiegreich überdauert, ſo muß er eine unzerſtörbare Wahrheit ſein.

H. Wie ſprachen ſie ſich hierüber aus?

R. Cicero ſagt: „Wenn wir dieſes, (daß es einen Gott giebt) nicht als etwas Erfahrenes und Erkanntes im Herzen hätten, ſo würde dieſe Meinung ſich nicht ſo unveränderlich erhalten, und ſich nicht durch die Länge der Zeit befeſtigen, noch zugleich mit den Jahrhunderten und Zeitaltern der Menſchen fortdauern. Denn wir ſehen, daß die übrigen erdichteten und erlogenen Meinungen verſchwunden ſind. Denn wer glaubt noch, daß es jemals einen Hippocentauren und eine Chimäre [8] gegeben habe? Oder welches alte Weib iſt ſo dumm, daß es ſich vor den Ungeheuern der Unterwelt fürchtete, welche früher geglaubt wurden? Denn der Tag zerſtört die Einbildungen des Wahns, aber die Urtheile der Natur beſtätigt er.“ [9]

H. Dieſe allgemeine und beſtändige Uebereinſtimmung aller Völker galt wohl ſchon den Heiden als ein überzeugender Beweis für das Daſein Gottes?

R. Mit vollem Rechte. Sie dachten ſo: der Gottesglaube iſt jedem Menſchen angeboren, hat ſomit ſeinen Grund im Innerſten der menſchlichen Seele. Dies erhellt daraus, daß er ſich zu allen Zeiten, an allen Orten und bei allen Völkern findet. Darum iſt er kein vorübergehender Wahn, ſondern beruht auf ewiger unerſchütterlicher Wahrheit. Oder wie Cicero ſich ausdrückt: „Worüber die Natur aller Menſchen übereinſtimmt, das muß nothwendig wahr ſein.“

H. Demnach würde dieſer Grund für uns noch eine größere Beweiskraft haben?

R. Allerdings. Seitdem ſind etwa zweitauſend Jahre verfloſſen. Neue Völker ſind ſeitdem erſtanden und auf der

Schauplatz der Geschichte getreten. Ganze Welttheile, wie Amerika, sind in dieser Zeit entdeckt und die unzähligen Inseln Australiens und Oceaniens aufgefunden. Das Innere Asiens und Afrika's ist gründlicher erforscht. Länder, die uns früher ganz verschlossen waren, wie China und Japan, sind uns erst neuerdings geöffnet. So sind uns schier unzählige Völker bekannt geworden, von denen die Alten nichts wußten.

H. Hat man darunter ein Volk gefunden, welches das Dasein Gottes läugnete?

R. Auch nicht ein einziges. Zwar ist die Bildungsstufe dieser Völker eine sehr verschiedene. Es giebt Wilde, die so roh sind, daß sie nicht bis fünf zählen können. Man kann natürlich nicht erwarten, daß solche ein sehr entwickeltes Gottesbewußtsein haben werden. In der That glaubte man auch, so lange man einige rohe Völker, wie die Eskimo's und Hottentotten, nur oberflächlich kannte, daß sie ohne allen Begriff eines höheren Wesens wären. Als sich jedoch Europäer unter ihnen niederließen, und ihre Sprache lernten, fanden sie, daß auch sie einen Gott glaubten. Bei manchen Völkern ist das religiöse Bewußtsein allerdings sehr verdunkelt. So bei den Fetischanbetern, welche bald diesen, bald jenen Gegenstand zu ihrem Gott erwählen und ihm göttliche Ehre erweisen. Allein auch die versunkensten Wilden erkennen doch ein höchstes Wesen, von dem sie sich abhängig fühlen. Alle Völker wissen, daß sie einen Gott haben müssen, wenn sie auch nicht wissen, wer der wahre Gott ist. So verschieden und unter sich widersprechend auch ihre Vorstellungen von Gott sind, so glauben sie doch alle ohne Ausnahme, daß ein Gott ist. Darin sind sie alle einig ohne Unterschied der Rasse, des Climas und der Bildung.

So bleibt denn die geschichtliche Thatsache unerschütterlich fest stehen, daß alle Völker in dem Glauben an das Dasein eines Gottes übereinstimmen. Darin sind die Völker des

Alterthums mit denen der Neuzeit einig. Mögen die Völker der kaukaſiſchen, der mongoliſchen oder der äthiopiſchen Raſſe angehören, ſo glauben ſie doch alle, daß ein Gott ſei. Dieſe Uebereinſtimmung wird durch die größten Unterſchiede, welche in anderer Beziehung unter ihnen beſtehen, nicht aufgehoben. Verſchieden ſind die Climate, in denen ſie leben. Einige bewohnen die eiſigen Polargegenden, andere die gemäßigte Zone, noch andere die heißen Tropenländer. Verſchieden iſt ihre äußere Erſcheinung. Darin weichen der weiße Kaukaſier, der ſchwarze Neger, der gelbe Mongole, der braune Malaie, der rothe Indianer und der olivenfarbige Polyneſier bedeutend von einander ab. Verſchieden iſt ihre Religion, ihre Begabung, ihre Sprache, Bildung, Verfaſſung, Sitte und Lebensweiſe. Trotz all dieſer durchgreifenden Unterſchiede, welche ſich unter ihnen finden, ſind doch alle Völker einig in dem Glauben, daß ein Gott ſei. Jahrtauſende ſind ſeit Erſchaffung des menſchlichen Geſchlechtes verfloſſen. Seitdem haben in der Geſchichte deſſelben und in der ganzen Natur die bedeutendſten Umwälzungen ſtattgefunden. Seitdem hat ſich alles verändert. Doch in all dieſem Wechſel iſt ſich eines immer gleich geblieben. Das iſt der einmüthige Glaube der Völker an das Daſein eines Gottes, den ſie bis auf dieſe Stunde bewahrt haben. In allen andern Dingen uneinig, ſind ſie doch einſtimmig in dem Glauben: Es iſt ein Gott.

H. Fürwahr, dieſe Uebereinſtimmung hat etwas Ergreifendes und Ueberwältigendes. Gegen dieſe Zeugenwolke aller Völker vermögen die Gottesläugner nichts. Wer nun das Daſein Gottes noch leugnet, der begeht nicht nur eine Läſterung gegen Gott, nicht nur eine Lüge wider ſich ſelbſt, ſondern auch einen Frevel an der Menſchheit, indem er derſelben ihr älteſtes, ehrwürdigſtes und höchſtes Heiligthum zu entweihen und zu entreißen ſucht.

R. Das Daſein Gottes zu leugnen, iſt etwas unnatürli-

ches, etwas unmenſchliches, weil dadurch eine Wahrheit verworfen wird, die mit der menſchlichen Natur auf das Innigſte verwachſen iſt und von allen Völkern anerkannt wird.

X.

Das Zeugniß der Schöpfung.

R. Es giebt zwei Zeugen für das Daſein Gottes, einen inneren und einen äußeren. Der innere iſt unſer Herz, der äußere die Natur. Denn Himmel und Erde und alle Geſchöpfe rufen Dir einſtimmig zu: es giebt einen einigen, allmächtigen und allweiſen Gott, der uns erſchaffen hat, erhält und regiert.

H. Du glaubſt alſo, die Natur bezeuge uns das Daſein Gottes?

R. Gewiß.

H. Wie beweiſeſt Du das?

R. Aus der Vernunft.

H. Erkläre Dich näher.

R. Wohlan! Wirſt Du beim Anblicke eines Kindes denken, daſſelbe ſei wie ein Pilz aus der Erde gewachſen?

H. Nimmermehr, ſondern daß es ſein Daſein ſeinen Eltern verdankt.

R. Glaubſt Du, daß jene Dampfmaſchine durch Zufall entſtanden ſei?

H. Keineswegs; ſie iſt von verſtändigen Menſchen gemacht.

R. Iſt jenes Haus von ſelbſt aus einem Urnebel entſtanden?

H. Sonderbare Frage! es iſt von einem Baumeiſter errichtet.

R. Aber dieſes herrliche Gemälde: das hat ſich doch wohl ſelbſt hervorgebracht?

H. O Thorheit! es hat einen genialen Künſtler zum Urheber.

R. Warum glaubſt Du das?

H. Weil meine Vernunft mich nöthigt, von jedem Werke auf eine Urſache zu ſchließen, die im Stande iſt, das Werk hervorzubringen.

R. Recht. Aus Nichts wird Nichts. Es iſt unmöglich, daß aus dem Nichts von ſelbſt etwas entſtehe.

H. Darum zwingt mich meine Vernunft zu dem Schluſſe, jenes Haus könne nicht von ſelbſt entſtanden ſein, ſondern es müſſe einen Baumeiſter haben.

R. Es iſt alſo ein Geſetz unſeres Denkens, daß jede Wirkung ihre zureichende Urſache habe.

H. Das kann kein Vernünftiger beſtreiten.

R. Wer hat demnach dieſe Welt erſchaffen?

H. Ich ſehe ein, es kann auf dieſe Frage nur eine vernünftige Antwort gegeben werden.

R. Welches iſt die?

H. Daß nur der allmächtige Gott der Urheber dieſer Welt ſein könne.

R. Warum glaubſt Du das?

H. Mein Inneres bezeugt mir, daß ein Gott iſt, und meine Vernunft ſagt mir, daß nur Gott dieſe Welt hervorgebracht haben könne. Jeder Verſuch, dies zu läugnen und die Entſtehung der Welt anders zu erklären, iſt unvernünftig.

C. Was ſagt die Bibel über die Entſtehung der Welt?

R. Die Bibel beginnt mit den Worten: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde."

C. Wie einfach, wie ſchön und wie wahr! Dieſen Worten muß ich von ganzem Herzen beiſtimmen.

R. Ihr ſeht, wenn die Chriſten für die Bibel-Wahrheit ſtreiten, daß Gott die Urſache der Welt ſei, dann ſtreiten ſie für die Vernunft gegen die Unvernunft.

H. Wie unvernünftig erſcheint mir jetzt die Lehre der Pantheiſten.

R. Die Pantheiſten leugnen den perſönlichen Gott. Ihr Gott iſt die allgemeine Weltſeele, worunter ſie ſich einen bewußtloſen Geiſt vorſtellen. Und dieſer bewußtloſe Geiſt, der alſo weder denken, noch wollen kann, ſoll die Welt erſchaffen haben!

H. In der That, eine ganz außerordentliche Behauptung.

R. Der erſte Unſinn iſt, daß die Pantheiſten einen göttlichen Allgeiſt annehmen, der kein Bewußtſein hat. Ein bewußtloſer Geiſt, ein Geiſt, der nichts von ſich weiß, iſt ein offenbarer Widerſpruch. Denn einem Geiſte iſt es weſentlich, Selbſtbewußtſein zu haben. Man kann ſo wenig von einem bewußtloſen Geiſte ſprechen, wie von einem kalten Feuer oder von einem todten Leben. Ein Geiſt iſt eben ein perſönliches Weſen, welches Selbſtbewußtſein hat, welches von ſich Ich ſagt und ſich ſo von andern Weſen unterſcheidet. Jeder weiß, daß die Thierſeelen kein perſönliches Bewußtſein haben. Es iſt ein Vorzug des Menſchen, der ihn unendlich hoch über alle übrigen Geſchöpfe der Erde erhebt, daß er einen perſönlichen, ſelbſtbewußten Geiſt hat. Indem alſo die Pantheiſten einen unperſönlichen Gott, einen bewußtloſen Geiſt erdichten, ſo erdichten ſie damit ein Weſen, das unendlich viel geringer iſt, als der Menſchengeiſt, ja noch tief unter der Thierſeele ſteht, da er nicht einmal den Inſtinct beſitzt, welchen jene eignet. Ein ſolches Weſen kann es nicht geben, es leidet an einem inneren Widerſpruche. Es exiſtirt in Wirklichkeit ſo wenig, wie der dreiköpfige Höllenhund, von dem die Alten fabelten. Es iſt nichts, als eine Ausgeburt der krankhaften Einbildungskraft hirnverbrannter Thoren.

H. Wenn die Pantheiſten einen ewigen Gott oder Geiſt annehmen, ſo iſt das ganz recht. Wenn ſie aber dieſem Geiſt das Selbſtbewußtſein abſprechen, ſo heben ſie damit ihre eigene Behauptung wieder auf. Denn ein bewußtloſer Geiſt iſt ein Unding, ein Ungeheuer.

R. Und dieſes Unding, dieſer bewußtloſe Geiſt, der von ſich ſelbſt ſo wenig weiß, wie ein Stock oder Stein, ſoll die Welt erſchaffen haben. Iſt ein größerer Unſinn denkbar?

H. Ich glaube nicht. Denn ein bewußtloſes Weſen kann doch keine ſelbſtbewußten Geiſter hervorbringen. Es kann überhaupt gar nichts ſchaffen. Ein Künſtler, der ein Meiſterwerk hervorbringen will, muß doch in ſeinem Geiſte erſt den Plan dazu entwerfen, ehe er es ausführen kann. Allein der Gott der Pantheiſten hat gar nicht das Vermögen der Ideen; er kann weder denken, noch wollen, weil er bewußtlos iſt, wie die Pantheiſten ſelbſt behaupten. Er iſt weiter nichts, als ein todter Götze.

R. Ein eben ſolches Unding iſt der Gott der Materialiſten. Bekanntlich ſchreiben dieſe die Schöpfung einer ewigen, mit Kraft begabten Materie zu. Nun iſt aber die Materie etwas todtes und ohnmächtiges. Es fehlt ihr das Leben, das Selbſtbewußtſein, die Allmacht und die Weisheit. Und dieſe ohnmächtige Materie ſoll ſich ſelbſt und alle Dinge geſchaffen haben! Die todte Materie ſoll das Leben, der bewußtloſe Urſtoff ſoll den Geiſt hervorgebracht haben!

H. Das iſt doch wider alle menſchliche Vernunft. Was einer nicht hat, kann er auch nicht geben. Ein bewußtloſer Gott und eine todte Materie haben kein Selbſtbewußtſein, ſie können es alſo auch andern Weſen nicht verleihen. Darum können ſie unmöglich die Urheber der Welt ſein.

R. Zwiſchen den Pantheiſten, den Materialiſten und den Heiden findet nur ein geringer Unterſchied ſtatt. Wenn die Kannibalen ſich ein Götzenbild ſchnitzen, es bunt bemalen und dann vor dieſer Fratze anbetend niederfallen und ſagen: Du biſt unſer Gott, du haſt uns und alle Dinge erſchaffen! ſo lachen wir darüber als über eine heidniſche Thorheit und einen kannibaliſchen Aberwitz. Ebenſo machen es die Pantheiſten und Materialiſten. Sie denken ſich ein Unding aus, putzen es mit allerlei ſchönen Worten auf, zieren es mit ei-

nigen wiſſenſchaftlichen Redensarten und rühmen dann dies Unding, dies Gemächte ihrer Erdichtung, als den wahren Gott und den alleinigen Schöpfer Himmels und der Erde. Was iſt das anders, als heidniſcher Aberglaube und abgöttiſche Finſterniß?

H. Die aber natürlich immer als erleuchtete Aufklärung und wiſſenſchaftlicher Fortſchritt geprieſen wird.

R. Und deswegen auch immer viele Anhänger findet.

H. Wenn ſie freilich ihre Vernunft gebrauchten, ſo würden ſie einſehen, daß nur der allmächtige Gott der Schöpfer der Welt ſein kann.

R. Jede Erklärung, welche die Schöpfung der Welt einer andern Urſache als Gott zuſchreibt, iſt gegen die Vernunft und darum gegen die Wahrheit. Weshalb Luther mit Recht ſagt: „Was der Vernunft entgegen iſt, iſt's gewiß, daß es Gott noch vielmehr entgegen iſt. Denn wie ſollte es nicht wider die göttliche Wahrheit ſein, was wider die Vernunft und menſchliche Wahrheit iſt?“

XI.

Die Bewohnbarkeit der Erde.

R. Ein recht deutlicher Beweis für das Daſein Gottes iſt die Bewohnbarkeit der Erde.

H. Was verſtehſt Du darunter?

R. Ich will mich näher erklären. Denke Dir Folgendes. Ein Wanderer verirrt ſich im Winter in einer wilden, wüſten Gegend. Von Hunger, Durſt, Froſt und Müdigkeit geplagt, ſehnt er ſich nach einem ſchützenden Obdach. Die Nacht überfällt ihn. Schon fürchtet er, verſchmachten zu müſſen. Da findet er ein Haus, welches zur Aufnahme von Gäſten und zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe auf's Beſte eingerichtet iſt. Es iſt von Lichtern erleuchtet, die eine angenehme Helligkeit hervorbringen. Ein Kaminfeuer ver-

breitet eine belebende Wärme. Der Tiſch iſt mit erquickenden Speiſen und Getränken beſetzt. An den Seiten ſtehen Stühle und Betten, welche zur Ruhe einladen. Wenn der Wanderer nun auch keinen Hauswirth ſieht, was wird er doch jedenfalls denken?

H. Er wird denken: Dies Haus iſt auf's Beſte zu meiner Aufnahme eingerichtet. Das kann unmöglich das Werk des Zufalls ſein. Sondern es muß ein verſtändiger Hauswirth da ſein, der die Bedürfniſſe ſeiner Gäſte kennt, und auf's weislichſte für die Befriedigung derſelben geſorgt hat.

R. Nun betrachte die Erde. Sie iſt auf's Beſte zur Wohnung der Menſchen eingerichtet. Sie enthält alles, was wir zu dieſem Leben bedürfen. Kann die Bewohnbarkeit der Erde ein Werk des Zufalls ſein?

H. Wie meinſt Du das?

R. Geſetzt, die ganze Oberfläche der Erde beſtände nur aus Meer und es gäbe gar kein feſtes Land?

H. Dann könnte kein Menſch auf derſelben leben; dann könnte ſie nur den Fiſchen zum Aufenthalt dienen.

R. Außerdem gehört aber noch unendlich viel dazu, damit die Erde für die Menſchen bewohnbar ſei. Nun ſiehe, mit welch' wunderbarer Weisheit die Erde zur Aufnahme und Wohnung der Menſchen bereitet iſt.

Eine der nothwendigſten Lebensbedingungen iſt die Luft. Kein Menſch könnte auf Erden exiſtiren, wenn die Luft fehlte. Wir bedürfen ſie aber nicht bloß zum Einathmen, ſondern auch zum Reden, zur Hervorbringung verſtändlicher Laute. Denn die Luft iſt die Trägerin des Schalles: alſo auch die Trägerin der Sprache, der Mittheilung der Gedanken, der Geſelligkeit der Völker. In einem luftleeren Raum kann nicht der leiſeſte Ton hervorgebracht werden. Gäbe es keine Luft, ſo wäre die Erde eine todte, klangloſe Einöde, worin nur das ſchauerliche Schweigen des Grabes herrſchte, und worin keine Pflanze, kein lebendes Weſen gedeihen könnte.

Wie reichlich ist aber diesem Bedürfnisse abgeholfen. Die ganze Erde ist von einem mächtigen Luftmeere umgeben. Und zwar hat die Luft gerade die Beschaffenheit, welche der Mensch zum Leben bedarf. Sie ist nämlich ein Gemisch von zwei Luftarten, von Stickstoff und von Sauerstoff. Und dieses Gemisch ist allenthalben so gleichmäßig vertheilt, daß stets auf 4 Maaß Stickstoff ein Maaß Sauerstoff kommt. Ueberall ist somit die Luft gerade so zusammengesetzt, wie der Mensch sie zum Athmen nöthig hat. Wäre sie anders, so könnte kein Mensch auf Erden leben. Siehst Du daraus nicht, wie alles auf den Menschen berechnet ist?

Ebenso nöthig ist dem Menschen das Licht. Wenn auf Erden beständig eine dichte Finsterniß herrschte, so könnte kein Mensch es darauf aushalten. Nun siehe, wie weislich die Beleuchtung der Erde angeordnet ist. Das Licht, welches wir von der Sonne empfangen, ist weder zu stark, noch zu schwach, sondern hat gerade das rechte Maaß. Wäre die Sonne uns zu nahe, so würde alles vor Hitze vergehen und unsre Augen müßten von dem grellen Glanze erblinden. Wäre sie zu ferne, so würde eine vernichtende Kälte eintreten, und eine beständige Finsterniß uns bedecken. Doch beides ist vermieden. Der Sonne ist gerade eine solche Entfernung angewiesen, daß sie nur wohlthätig wirken kann. Wie deutlich tritt uns hier das Walten einer unendlichen Weisheit entgegen, welche alle Möglichkeiten erwogen, und von allem dasjenige gewählt hat, was für das Wohl des Menschen das Beste ist. Wenn der Mond und die Sterne ebenso hell schienen, wie die Sonne, so wäre eine solche übermäßige Lichtfülle uns verderblich. Der Mensch bedarf des Tages zur Arbeit, und der Nacht zu seiner Ruhe. Diesen Bedürfnissen wird beständig abgeholfen durch den Wechsel von Tag und Nacht. Darum ist der Nacht das Dunkel und eine so milde Beleuchtung gegeben, damit der Mensch wäh-

rend derſelben ſich ausruhen und neue Kräfte ſammeln könne. Was erkennſt Du aus dieſer Anordnung?

H. Die Abſicht des Schöpfers, die Beleuchtung der Erde gerade ſo einzurichten, wie ſie dem Menſchen heilſam iſt.

R. Nicht minder unentbehrlich iſt dem Menſchen die Wärme. Wäre die Erde der Wärme beraubt, und beſtändig einer eiſigen Kälte unterworfen, ſo wäre ſie für Menſchen völlig unbewohnbar. Doch wie wunderbar iſt dafür geſorgt, daß es der Erde an der nöthigen Wärme nicht fehle! Ein himmliſches Geſtirn hat die Aufgabe, uns dieſes Lebens-Element zuzuführen. Die Sonne muß unſere irdiſche Wohnung nicht bloß erleuchten, ſondern auch erwärmen. Schon ſeit Jahrtauſenden hat ſie dieſes Geſchäft beſorgt, und noch immer hat ihr Vorrath nicht abgenommen. Aus weiter Ferne ſendet ſie uns ihre Strahlen zu, und doch iſt die Wärme, die ſie uns mittheilt, kräftig genug, um eine reiche Pflanzenwelt und unzählige Früchte hervorzubringen. So oft ſie aufgeht, verbreitet ſie mit ihrem lieblichen Lichte zugleich eine erquickende Wärme, daß alles, was da lebet auf Erden, ſich ſeines Daſeins freut. Auch hier leuchtet uns der Zweck des Schöpfers entgegen, die Erde zur Wohnung für Menſchen zu bereiten; darum hat er eine ſo wunderbare Anſtalt zu ihrer Erwärmung getroffen.

H Im Winter reicht freilich die Sonne zu unſerer Erwärmung nicht hin.

R. Wer aber hat die Natur ſo eingerichtet, daß ſie uns all die nöthigen Mittel giebt, um uns gegen die Kälte des Winters zu ſchützen? Wer iſt die Urſache, daß es Stoffe giebt, woraus die Menſchen ſich warme Kleidung und ſchirmende Häuſer bereiten können? Von wem und zu welchem Zwecke ſind das Feuer, das Holz und die unerſchöpflichen Steinkohlenlager geſchaffen?

H. Ohne dieſe Mittel wären wir freilich nicht im Stande, der vernichtenden Kälte des Winters Trotz zu bieten. Da-

raus, daß uns der Schöpfer dieſe Mittel giebt, erkennen wir ſeine väterliche Sorge, den Menſchen auch in ſolchen Gegenden, die von einem kalten Winter heimgeſucht werden, den Aufenthalt möglich zu machen.

R. Haſt Du ſchon einmal den Zweck der Winde bedacht? Ihnen verdanken wir es, daß Luft und Wärme wohlthätig wirken. Wenn beſtändige Windſtille herrſchte, wenn Luft und Meer von keinem Winde bewegt würde: was wäre die Folge davon? Eine allgemeine Verpeſtung der Luft und des Meeres, welche unfehlbar den Untergang des menſchlichen Geſchlechtes herbeiführen würde. Wie verderblich zuweilen ſchon eine nur kurze Zeit anhaltende Windſtille werden kann, geht aus folgenden Thatſachen hervor, die K. v. Raumer in ſeinem Lehrbuch der allgem. Geographie, S. 284, mittheilt: „Bei 13tägiger Windſtille ward die offene See faul und ſtinkend; Seewaſſer, auf Sumatra ausgetreten, faulte in 14 Tagen, und verpeſtete die Luft ſo ſehr, daß dortige Holländer ſtarben. Als Admiral Hawkins 1590 mit einer Flotte vor den Azoren lag, bedeckte ſich das Meer bei längerer Windſtille mit gallertartigem Stoffe, todten Schlangen, Schnecken; von der Mannſchaft ſtarben viele durch den peſtilenzialiſchen Dunſt.“ Solchem Verderben wird durch die Winde vorgebeugt. Indem ſie beſtändig die Gewäſſer des Meeres und die Atmoſphäre bewegen, vertreiben ſie die ſchädlichen Dünſte, und ſtellen eine geſunde Luft her, die zur Erhaltung unſeres Lebens ſo nöthig iſt. Du ſiehſt auch hieraus wieder, daß die ganze Natur unter der Leitung eines Gottes ſteht, der alles weislich zum Wohle des Menſchen geordnet hat.

Doch noch eins iſt erforderlich, damit die Erde von Menſchen bewohnt werden könne, nämlich die Nahrung. Der Menſch iſt ſo eingerichtet, daß er der Speiſe und des Trankes bedarf, um ſein Leben zu erhalten. Böte uns die Erde nichts, um unſern Hunger und Durſt damit zu ſtillen, ſo

müßten wir vergehen. Auch gehört viel dazu, um die 1300 Millionen Menſchen, die es gegenwärtig auf Erden giebt, täglich zu ſättigen. Wahrlich! wir müſſen uns darüber verwundern, wie treulich für den Unterhalt der Menſchen geſorgt iſt, und wie reichlich unſer Tiſch gedeckt iſt. Während der Menſch ſo eingerichtet iſt, daß er der Nahrung bedarf, iſt die ganze Natur ſo eingerichtet, daß ſie ihm die nöthige Nahrung liefert. Die Fiſche des Meeres, die Vögel des Himmels, die Thiere des Feldes, unzählige Gewächſe, Getreide- und Obſt-Arten, mit einem Worte das ganze Pflanzen- und Thierreich iſt dazu beſtimmt, dem Menſchen täglich ſeine Nahrung darzureichen.

Ebenſo weiſe Anſtalten ſind getroffen, um uns mit dem nöthigen Trinkwaſſer zu verſorgen. Theils iſt es der Regen, theils ſind es die Seeen, Flüſſe und Bäche, welche uns daſſelbe zuführen. Dazu iſt der ganze Erdboden von Quellen durchzogen, ſo daß es nur der Anlegung von Brunnen bedarf, um dieſes unentbehrliche Lebensbedürfniß zu gewinnen.

H. Wahrlich! Die ganze Natur iſt mit Rückſicht auf den Menſchen eingerichtet. Allen Dingen iſt eine ſolche Beſchaffenheit gegeben, daß ſie den Menſchen zum Nutzen dienen. Ueberall tritt mir eine unverkennbare Abſichtlichkeit entgegen, nämlich die Sorge für die Menſchen. Ich erkenne, daß überall die beſten Mittel gebraucht ſind, um einen beſtimmten Zweck zu erreichen, die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes. Darum nöthigt mich meine Vernunft zu dem Schluſſe, daß ein allweiſer und allmächtiger Gott den Plan zu dieſem Weltgebäude gefaßt und ſo herrlich hinausgeführt habe.

R. Mit Recht ſagt ſchon der heidniſche Philoſoph Ariſtoteles: „Zweck und Mittelpunkt der Schöpfung iſt der Menſch.“ Dies lehrt uns die Natur ſelbſt. Bei allen ihren Theilen iſt es darauf abgeſehen, dem Menſchen eine bewohn-

bare Heimath zu ſchaffen. Darum wurde das feſte Land gebildet. Der Menſch ſollte auf Erden leben können. Darum wurde für Luft, Licht, Wärme und Schutzmittel wider die Kälte geſorgt. Der Menſch ſollte auf der Erde alles finden, was er zu ſeiner Erhaltung bedarf. Darum wurde das Pflanzen- und Thierreich geſchaffen. So iſt die Erde gleichſam unſer feſtes, luftiges, wohlerwärmtes und erleuchtetes Wohnhaus, welches alles enthält, was uns zur Befriedigung unſerer Bedürfniſſe nöthig iſt. Alles dies beweiſt, daß es einen denkenden, unendlichen Geiſt, einen Gott giebt, der voll Macht, Weisheit und Güte die Natur zum Wohle der Menſchen geſchaffen und geordnet hat.

XII.

Die Schönheit der Natur.

Es war im Frühlinge. Die beiden Freunde hatten einen Berg beſtiegen, um dort das Schauſpiel des Sonnen-Aufgangs zu genießen. Noch lag die Welt in Nacht und Schatten verſunken. Tiefe Stille herrſchte ringsum. Am Himmel glänzte das Heer der Sterne, und goß ſein ſanftes Silberlicht hernieder. Im Weſten ſchimmerte mit mattem Glanz des Mondes Sichel, und neigte ſich dem Untergange zu. Da ging der Morgenſtern auf, der ſtrahlende Vorläufer der Sonne, und verkündigte die Ankunft des jungen Tages. Nun ward es im Oſten immer heller, und in demſelben Maaße erloſch der Glanz der himmliſchen Geſtirne. Siehe! Da ſchwebte auf roſigen Schwingen die Morgenröthe herbei, und röthete mit wonnigem Glanze die fernen Bergesgipfel. Lieblich war das Spiel der Farben, das ſich nun erhob: immer mehr wichen die dunklen Schatten, und immer heller ward die Dämmerung. Erwartungsvoll ſchauten die Freunde nach Oſten. Sie harrten nur noch einige Augenblicke: da ging triumphirend die Sonne auf, das

Auge der Welt, die Königin des Tages und es ward licht. Mit Blitzesſchnelligkeit war die letzte Schattenhülle verſchwunden, und Land und Meer erglänzten im heitern Strahle der Morgenſonne. Ueberall ward es nun lebendig. Jauchzend erhoben die Vögel ihre Stimmen, um den Aufgang des Lichtes zu begrüßen; vom Meere wehte ein friſcher Morgenwind und feierlich rauſchte es in den Wäldern, wie ein frommer Sängerchor.

Sinnend betrachteten die Freunde die herrliche Landſchaft, welche in all der Pracht des Frühlingsſchmuckes vor ihren entzückten Augen ſich ausbreitete.

„O wie ſchön, wie ſchön iſt doch die Natur!“ unterbrach endlich Conſtanze das Schweigen.

„Ja, wahrlich! entgegnete Rudolph, „die Himmel erzählen die Ehre Gottes.“ Wenn ſchon die Schöpfung ſo herrlich iſt, wie herrlich muß dann der Schöpfer erſt ſelbſt ſein!“

„Was ſind doch, erwiederte Herbert, alle menſchlichen Kunſtwerke gegen das Meiſterwerk der Schöpfung!“

Rudolph. So iſt es. In jedem Kunſtwerke ſpiegeln ſich die Vorzüge und Abſichten des Künſtlers. Wenn Du z. B. ein Gemälde betrachteſt, und an der Schönheit deſſelben dich erfreuſt, ſo lobt daſſelbe ſeinen Meiſter und ruft Dir gleichſam zu: Siehe! wie weiſe und verſtändig iſt doch der Künſtler, der mich hervorgebracht hat! Wenn Du nun das gewaltige und ſo ſchön geordnete Weltgebäude betrachteſt, wirſt Du glauben, daß es von ſelbſt entſtanden ſein könne?

H. Nimmermehr! Denn daſſelbe ruft mir gleichſam zu: Siehe, wie allmächtig und weiſe iſt Gott, der mich geſchaffen hat!

R. Gewiß, auch die Schönheit der Natur iſt nicht zufällig, ſie iſt das Werk eines allweiſen Schöpfers. Ueberall bemerkſt Du einen berechnenden Verſtand und die deutlichſte Abſicht, uns eine Wohnung ſo lieblich als möglich zu bereiten.

Alle Theile der Welt ſind auf das herrlichſte gemacht, und ſtimmen harmoniſch zu einem vollkommenen Ganzen zuſammen, deſſen Pracht wir nicht genug bewundern können.

H. Wie traurig, wenn es anders wäre.

R. Denke Dir einmal, es gäbe auf Erden kein lachendes Grün, keine belaubten Wälder, keine murmelnden Gewäſſer und außer den Menſchen keine lebendigen Weſen, ſondern überall ſtarrten Dir nur öde Sandwüſten oder endloſe Schneefelder entgegen. Nimm dazu einmal an, es gäbe kein durchſichtiges Licht, keine leuchtende Sonne und keine erquickende Wärme, ſondern alles wäre in kalte Nebel und trübe Schatten gehüllt: — wie würde Dir eine ſolche Welt gefallen?

H. Es wäre ein gräßlicher Aufenthalt, der einen zur Verzweiflung treiben müßte.

R. Wie lieblich iſt dagegen die Wohnung, die der Schöpfer uns angewieſen hat! Ueber uns wölbt ſich der majeſtätiſche Himmelsdom, und erglänzt in dem heiterſten Blau. Strahlend zieht die Sonne ihre hehre Bahn dahin, und erfüllt alles mit ihrem erquickenden Lichte und belebender Wärme. Klar und durchſichtlich iſt die Luft, daß wir darin alle Gegenſtände bis zum fernſten Horizonte deutlich wahrnehmen können. Und wie anmuthig iſt die Abwechſelung in der Geſtalt der Erdoberfläche! Dort erheben gewaltige Berge ihre ſchneebedeckten Häupter kühn gen Himmel. Hier zieht ein murmelnder Bach durch ſtille Thäler dem Fluſſe zu, an deſſen Ufern endloſe Wälder emporſteigen. Drüben bieten fruchtbare Ebenen den weidenden Heerden eine reiche Nahrung, und in der Ferne ziehen ſich reizende Hügelketten hin, welche durch ihre ſanften Wellenlinien unſer Auge ergötzen. Wie? Erkennſt Du nicht aus dem allen die Abſicht des Schöpfers, dies Weltgebäude aufs herrlichſte zu ſchmücken?

Wie öde wäre die Landſchaft, wenn es keine Pflanzen gäbe, wenn uns überall nur das nackte Erdreich entgegen

ſtarrte. Wie ermüdend wäre das Einerlei, wenn nur eine Pflanzenart exiſtirte. Wie bald würden wir unſer Auge gelangweilt von einer Gegend abwenden, die uns nur immer dieſelbe Blattform zeigte! Nun aber betrachte die unendliche, alle Begriffe überſteigende Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt. Schon jenes zarte Moos, das dort den verwitterten Felsblock bekeidet, iſt ein ſtaunenswerthes, dem Menſchen in ſeiner Entſtehung, ſeinem Wachsthum und ſeiner Fortpflanzung unerklärliches Gebilde. Doch unſere Bewunderung ſteigt, wenn wir an die unzähligen Arten von Gräſern, Kräutern, Blumen, Geſträuchen, Schling-Pflanzen und Bäumen denken, welche ſich alle in Wurzel, Stiel und Stamm, in Blättern, Blüthen und Früchten von einander unterſcheiden, und durch die liebliche Mannigfaltigkeit ihrer Formen unſer Auge entzücken. Wie anmuthig wechſeln jene reizenden Saaten mit dem friſchen Wieſengrün ab, welches die Auen der Thäler bedeckt. Wie kühn ſtreben ſeine ſchlanken Stämme gen Himmel empor, und breiten nach allen Seiten hin ihre dichten Laubkronen aus, deren Blätter unabläßlich im Winde ſäuſeln und lispeln. Wir freuen uns des mächtigen Eichenhaines, deſſen majeſtätiſches Laubgewölbe uns in ſeinen kühlenden Schatten ladet. Doch der herrlichſte Schmuck der Pflanzenwelt ſind die holden Blumen, welche an Pracht der Farben, an Schönheit der Geſtalt und an ſüßem Wohlgeruch mit einander wetteifern. Welch ein Blüthenmeer hat der Frühling über die Fluren ausgegoſſen! Wer nennt alle die Blumen, die Roſen, die Lilien, die Nelken und die übrigen, die gleich ſchimmerden Sternen und Edelſteinen im grünenden Laube ſtrahlen und mit ihren Wohlgerüchen die Luft erfüllen. So prangt die Erde in einem feſtlichen Gewande, welches aus den mannigfaltigſten Formen der Pflanzen, Blätter und Blumen gewirkt iſt, und unſer Auge durch die lieblichſten Geſtalten und die ſchönſten Farben erfreut. Mit welcher Sorgfalt hat doch der

Schöpfer alles aufgeboten, um unſern Schönheitsſinn auf das angenehmſte zu befriedigen!

Und nun das Meer! Wie erhaben iſt ſein Anblick! Dort liegt er vor uns der weite Ocean, der alle Länder umringt, in ſeiner hehren Majeſtät. Siehe, wie er ſeine gewaltigen Waſſermaſſen nach allen Seiten hin ins ſcheinbar Grenzenloſe ausdehnt, und ſo eine weite Fläche bildet, die wie ein mächtiger Spiegel das glänzende Bild der Sonne zurückſtrahlt. Und dieſes ganze unabſehbare Wogengebiet ſchwankt in beſtändiger Bewegung. Unabläſſig erheben und ſenken ſich ſeine Fluthen; kaum iſt ein Wellenberg in der Tiefe verſchwunden, ſo taucht ſchon im nächſten Augenblicke um ſo ſtolzer ſein ſchaumbedecktes Haupt aus dem Abgrunde wieder empor. Vergebens ſtrengen wir uns an, das Ende dieſes Wogenſpieles zu erblicken. Immer neue Fluthen rauſchen heran. Immer aufs neue wiederholt ſich derſelbe Wechſel, bis endlich am äußerſten Horizonte ſich die Meeresfernen mit den Himmelsräumen zu vermählen ſcheinen. So iſt das Meer ein erhabenes, ergreifendes Abbild der Unendlichkeit und Ewigkeit, die nur in Gott iſt. Denn auch dem Meere iſt im Ufer eine Schranke geſetzt, da das Machtgebot des Schöpfers ihm zuruft: Bis hieher und nicht weiter! Hier ſollen ſich legen deine ſtolzen Wellen!

So bildet das Meer mit ſeinen ſchwankenden, ſchimmernden Gewäſſern einen prächtigen Schmuck der Erde und einen herrlichen Gegenſatz gegen das Feſtland. Dort die ſtarren unveränderlichen Geſtalten der Berge und Hügel, hier die flüſſigen, ſtets wechſelnden Gebilde der Wogen. Dort alles Ruhe, hier alles Bewegung; dort die trauliche Wohnung der Menſchen, hier das hehre Bild der Unendlichkeit, welches immerdar in unſern Herzen die Sehnſucht nach Gott, dem höchſten und ewigen Gute weckt.

Siehſt Du denn nicht das Walten eines unendlich weiſen Geiſtes, der mit klarem Bewußtſein berathen hat, wie er

dem Einzelnen die höchſte Schönheit verleihen und alles zur herrlichſten Einheit verbinden wollte?

Wie lieblich iſt doch die Erde mit ihrer heitern Pflanzenwelt, das Meer mit ſeinem ſteten Wellenſpiel und der Himmel mit ſeinen leuchtenden Geſtirnen! Und doch, wenn es außer den Menſchen keine andern lebenden Weſen gäbe, wie würde dann die ganze Schöpfung uns ſo todt erſcheinen! Wir wären dann einſame Pilger inmitten einer ausgeſtorbenen Welt, die uns nur todte Dinge zeigte, und in welcher immer das ſchauerliche Schweigen des Grabes herrſchte. Allein der Schöpfer wollte nicht, daß unſere irdiſche Wohnſtätte eine grauenvolle Einöde wäre. Blicke um Dich: welch eine reiche Fülle des thieriſchen Daſeins! welch eine große Menge lebender Weſen, die uns durch ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit, ihre Stimmen und Bewegungen erfreuen. Hier ertönt um uns das muntere Summen der Bienen, das Schwirren der Käfer und das Zirpen der Grillen. Dort ſchaukeln von Blume zu Blume ſich bunte Schmetterlinge, die in den prächtigſten Farben ſchillernd, ſelbſt wie geflügelte Blumen ausſehen. Doch horch! was iſt das? welch ein ſüßer tauſendſtimmiger Geſang, der aus dem Walde zu uns herüberſchallt? Es ſind die Vögel, die mit ihrem holden Liede uns ergötzen, während andere mit fröhlichem Getümmel die Luft erfüllen, und nach allen Seiten den Himmel mit anmuthigem Flügelſchlage durchkreuzen. Und, ſieh nur, wie die weite Ebene von graſenden Heerden belebt wird, wo blöckende Schafe, brüllende Rinder und wiehernde Roſſe ein heiteres Schauſpiel gewähren.

Auch dem Pilger, der das einſame Meer durchfährt, begegnet das Thierleben in der mannigfachſten Geſtalt. Ihn ergötzt das Gewimmel unzähliger Fiſche, das muntere Spiel der Delphine und das Scherzen der Wallfiſche, die das Waſſer in glänzenden Strahlen emporſpritzen. Quallen treiben gleich lebenden Kryſtallen durch die dunkle Fluth. Die

glashellen, tiefblau gefleckten Velellen erglänzen in den lebhaftesten Farben, wie Schnüre von Edelsteinen. Die Physalien, deren kopfgroße Blasen in den schönsten Regenbogenfarben schillern, und die zu Schaaren vereinigt, gleichsam Flotten bilden, schmücken den tropischen Ocean. Und die Segler der Lüfte, die Vögel, geleiten den Pilger vom heimischen Strande durch die öde Wasserwüste bis zu seinem fernen Ziele.

Wohin der Wanderer auch kommt, wohin der Schiffer auch segelt, überall findet er die Welt von lebenden Wesen bevölkert. Im alpinischen Schneegebirge, wo man nur eine todte Einöde erwarten sollte, hüpft der muntere Gletscherfloh umher. In den nächtlichen Grotten erfreuen sich Insecten, ja sogar Fische und Säugethiere eines eigenthümlichen Daseins. Aus den tiefsten Abgründen des Meeres holt der Senkapparat Polypen und Seesterne hervor. Und ersteigt man den Rücken der mächtigen Berge, so sieht man den Lämmergeier oder den Condor hoch über ihren höchsten Spitzen seine majestätischen Kreise ziehen.

Selbst der kleinste Wassertropfen unserer Sümpfe ist belebt. Betrachten wir ihn mit einem Vergrößerungsglase, so zeigt sich uns eine Welt von seltsam sich bewegenden Gestalten. Man bemerkt Thierchen, die mit einem Munde versehen sind, Nahrung zu sich nehmen, sich fortpflanzen und die mannigfachsten Bewegungen ausführen. Von solchen Infusorien ist auch das Meer erfüllt.

Wer spät Abends oder bei dunkler Nacht am Meeresstrande verweilt, wird nicht selten von einem prachtvollen Schauspiel überrascht; denn helle Blitze leuchten aus dem Schooß der schwarzen Gewässer hervor, als ob die See an Glanz wetteifern wollte mit den Sternen dort oben. Jeder umstürzende Wellenkamm erglänzt von bläulicher Flamme, und so wie die steigende Fluth über den Sand daherrollt, bedeckt sie ihn mit funkelnden Sternen. Jeder Fußtritt über den nassen

Sand ruft Lichterſcheinungen hervor; jeder in's Waſſer geworfene Stein ſcheint ſchlummernde Gluthen zu wecken.

Derſelbe wunderbare Anblick erfreut auch den einſamen Schiffer, der durch die weiten Einöden des Oceans ſeine ſchnellverſchwindenden Gleiſe zieht.

Mit lebhaften Farben ſchildert uns Humboldt die Herrlichkeit des Meerleuchtens in den tropiſchen Gewäſſern. „Wenn ein Kriegsſchiff bei friſchem Winde die ſchäumende Fluth durchſchneidet, ſo kann man ſich an dem Anblick nicht ſättigen, welchen der nahe Wellenſchlag gewährt. So oft die entblößte Seite des Schiffes ſich einlegt, ſcheinen bläuliche oder röthliche Flammen blitzähnlich vom Kiel aufwärts zu ſchießen. Unbeſchreiblich prachtvoll iſt auch das Schauſpiel in den Meeren der Tropenwelt, das bei finſterer Nacht eine Schaar von ſich wälzenden Delphinen darbietet. Wo ſie, in langen Reihen kreiſend, die ſchäumende Fluth durchfurchen, ſieht man durch Funken und intenſives (ſtarkes) Licht ihren Weg bezeichnet.“

Doch auch in den kälteren Gegenden des Oceans zeigt ſich die ſtaunenswerthe Erſcheinung in nicht minder herrlichem Glanze. Beim Cap Colborn, einem öden Vorgebirge an der Polarküſte Nordamerikas, war während einer dunkeln Septembernacht das Leuchten des Meeres von einem ſo hellen Glanze, daß Simpſon, der muthige Entdecker jener winterlichen Regionen (Gegenden) verſichert, kaum je etwas Prachtvolleres geſehen zu haben. Die Boote ſchienen eine See von geſchmolzenem Silber zu durchfurchen, und der Giſcht, den ſie, vom friſchen Windhauch getrieben, vor ſich her ſpritzten, fiel wie ein leuchtender Funkenregen in den dunkeln Schooß der Gewäſſer zurück.

Unſer Staunen mehrt ſich, wenn wir erfahren, welches die Urſache dieſes prachtvollen Schauſpieles iſt. Denn nicht durch todte, electriſche oder chemiſche Kräfte, wie man früher

irrthümlich glaubte, ſondern durch lebendige Lichtträger wird es bewirkt.

Winzige Thierchen, mit den Amöben nahe verwandt, ſind es, welche vor allen dieſe ſchimmernden Gluthen im Schooße des kalten Oceans erzeugen, kleine nierenförmige Bläschen, mit einem Munde und fadenförmig äſtigen Scheinfüßen im Innern des hohlen Körperchens verſehen, der nach außen einen geißelförmig ſchwingenden Faden hat. Wohl hundertſiebzig dieſer kleinen Noctilucen oder Mamillarien müßte man an einander reihen, um die Länge eines Zolles auszufüllen, und viele Millionen hätten im Raume eines Bechers Platz. Und doch erhellen ſie die weiten Gefilde des Meeres und flammen in nächtlichen Gluthen an den Küſten aller Zonen auf: überall in dem empfänglichen Zuſchauer Gefühle der Bewunderung und der Andacht erweckend; denn es offenbart ſich ihm auch unter dieſer leuchtenden Hülle der allmächtige Gott!

Noch ſind ganze Länder nicht unterſucht, und doch ſind den Naturforſchern ſchon über hunderttauſend Thierarten bekannt. Die Zahl der unbekannten iſt ohne Zweifel noch bei weitem größer. Auf der niedrigſten Stufe des thieriſchen Daſeins ſtehen die Amöben, deren einfacher Körper ganz aus einer gleichartigen, halbflüſſigen Gallerte beſteht. Doch von Stufe zu Stufe aufſteigend zeigen die Thierarten immer entwickeltere Formen, bis uns im edlen Roſſe die thieriſche Schönheit in ihrer höchſten Vollendung entgegentritt. „Es ſtampft auf dem Boden, und iſt freudig mit Kraft, und zieht aus den Geharniſchten entgegen. Es ſpottet der Furcht und erſchrickt nicht und fliehet vor dem Schwert nicht, wenngleich wider daſſelbe klinget der Köcher und glänzet beides Spieß und Lanze. Es zittert und tobet und ſcharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall. Wenn die Trompete erklinget, ſpricht es: Hui; und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürſten und Jauchzen.“ Hiob 39, 21—25.

In allen denkbaren Geſtalten, in unzähligen Schaaren umgeben uns die Thiere. O! welch eine große Fülle des Lebens hat doch Gott über dieſe Welt verbreitet! Welch ein Reichthum der göttlichen Gedanken ſpricht ſich in ihnen aus, da jedes lebende Weſen nach einem beſondern Plane angelegt iſt, und jedes in ſeiner Art ein vollendetes Kunſtwerk iſt. Wie herrlich iſt der Schmuck, welchen Gott der Schöpfung durch die Thierwelt verlieh! ſchöner als das glänzendſte Geſchmeide, das doch nur aus todten Juwelen beſteht. Sie aber bildet die höchſte, die lebende Zierde der Erde.

So iſt unſere irdiſche Heimath mit allem Schönen geſchmückt, was nur unſer Auge erfreuen und unſer Herz erheben kann. Ich frage Dich: worin kann nur dieſes Weltgebäude ſeinen Urſprung haben? Nur in einem unendlich vollkommenen Geiſte, der aller Weisheit höchſte Fülle in ſich trägt, deſſen Verſtand unausforſchlich und deſſen Schöpferkraft unendlich iſt. Nur der ewige, allweiſe Gott kann den Gedanken dieſes Meiſterwerkes gefaßt, den Plan dazu gemacht und ſo herrlich hinausgeführt haben.

Alle Geſchöpfe weiſen über ſich hinaus auf den majeſtätiſchen Urheber ihres Daſeins. So iſt das Weltgebäude ein Spiegel ſeiner Herrlichkeit, ein erhabener Tempel, der ſeinen Ruhm verkündigt. Durch ſeine hohen Hallen ertönt wie ein mächtiger Orgelton das Sauſen des Windes, das Rauſchen des Waldes und das Brauſen des Meeres, um unſere Herzen zur Andacht zu ſtimmen. Die glänzenden Geſtirne des Himmels, die mit ihrem ſüßen Lichte uns erfreuen, fordern uns auf, den zu preiſen, der ihnen den Lichtglanz verliehen hat. Alle Geſchöpfe, die uns durch ihre Schönheit ergötzen, laden uns zum Lobe deſſen ein, der ſie ſo lieblich geſtaltet hat. Ja, alle Weſen in der ganzen großen Kette des Daſeins bilden gleichſam die einzelnen Steine des Tempels der Natur, und rufen uns einſtimmig zu: Wie unendlich viel ſchöner, herrlicher und vollkommener muß der Schöp-

ſer ſein, als das Geſchöpf! Betet Gott an und gebet ihm allein die Ehre!

XIII.

Die Ordnung der Welt.

Der Abend fand die Freunde wieder im Garten, wo ſie den prächtig glänzenden Sternenhimmel betrachteten.

Wie herrlich, ſagte Rudolph, iſt doch die Ordnung, welche in der Schöpfung herrſcht, und alle Theile derſelben zu einem harmoniſchen Ganzen verbindet. Dieſe Ordnung weiſt auf einen Ordner hin, der voll ewiger Weisheit allen Geſchöpfen die Stelle angewieſen hat, die ſie im Weltgebäude einnehmen ſollen.

Zum Beweiſe dient die gleichmäßige Vertheilung der Sterne. Ueber der ganzen Erde wölbt ſich der prächtige Himmelsdom, der des Nachts von glänzenden Geſtirnen erleuchtet wird. Oder giebt es etwa ein Land, deſſen Bewohner den Anblick des Sternenhimmels entbehren müſſen? Wie furchtbar würde der Anblick des Nachthimmels ſein, wenn derſelbe von keinem Sterne erhellt würde, ſondern ſchwarz, wie die Schatten des Todes, uns anſtarrte. Es giebt allerdings am Himmel einige dunkle, ſternloſe Gegenden, wo auch das ſtärkſte Fernrohr keinen Stern zu finden vermag, „Oeffnungen," wie der berühmte Aſtronom Herſchel ſagt, „wo wir wirklich durch die Sternenſchicht ſchauen."[1] Dort erſcheint der Himmel ganz ſchwarz. „Der Himmel," ſagt Huypens von einer ſolchen Stelle im Schwert des Orions, „zeigte ſich ganz ſchwarz; es war daher die Erſcheinung, als gäbe es hier eine Oeffnung, eine Unterbrechung." Die merkwürdigſte Stelle dieſer Art iſt der ſchwarze Flecken im ſüdlichen Kreuz, der ſogenannte Kohlenſack (coal-bag), welcher in Europa nicht ſichtbar iſt. Die auffallende Schwärze dieſes Raumes iſt auch dem bloßen

Auge ſichtbar. Doch ſind dieſe ſternloſen Stellen im Vergleich zum ganzen ſternbeſäeten Himmelsraum nur verſchwindend klein. Wohin wir auch blicken, nirgends treten uns große, ſternenleere Einöden entgegen, deren troſtloſe Finſterniß uns beängſtigte. Die Schönheit der himmliſchen Landſchaft wird auch dadurch gar lieblich erhöht, daß einige Gegenden der Himmelsdecke beſonders herrlich erglänzen durch die Menge und Pracht der Sterne und durch die Art ihrer Gruppirung, während andere Gegenden ärmer an Sternen ſind. In dieſer wundervollen Vertheilung der Sterne ſtrahlt uns die Weisheit des Schöpfers entgegen, der alles auf's Herrlichſte geordnet hat.

Daſſelbe gilt von der regelmäßigen Bewegung der Geſtirne. Wer kann die Millionen von Sternen zählen, die über unſern Häuptern ihre ſtillen Bahnen dahin ziehen? Für uns iſt die Menge derſelben eine unermeßliche. Die Aſtronomen nehmen über 20 Millionen Sterne an, die für die ſtärkſten Fernröhre ſichtbar ſind. Und alle dieſe zahlloſen Sterne gehorchen dem unwandelbar feſten Geſetze, welches ihr Schöpfer ihnen vorgeſchrieben hat. So vielfach und künſtlich verſchlungen auch ihre Bahnen ſind, ſo hemmt und hindert doch keiner den andern. Keiner weicht weder zur Rechten noch zur Linken von dem Wege ab, welchen der Allmächtige ihnen angewieſen hat. Wie in einer kunſtreich aufgeſtellten Schlachtordnung zieht das himmliſche Heer der Sterne dahin, ohne ſeine Ordnung zu verwirren. Alle wiſſen die Stunde ihres Aufgangs und vollenden ihren Umlauf in der beſtimmten Zeit. Und ſchon ſeit Jahrtauſenden wandeln die Sterne am Himmel dahin, ohne daß ein einziges Mal ihre regelmäßige Bewegung unterbrochen worden wäre. Freuen wir uns deshalb, daß wir unter dem weiſen und feſten Regimente Gottes wohnen, der alles ſo ſicher nach dem Rathe ſeines Willens lenkt.

Doch wir ſind an dieſe Ordnung gewöhnt. Denke Dir

oder einmal, daß die geregelten Bewegungen der Himmelskörper aus dem Takte kämen, daß die Sterne plötzlich wüst und wirr durch einander rollten und zusammenstießen, daß Sonne und Mond schnell wie Sternschnuppen über den Himmel zögen, oder vergebens auf ihren Aufgang warten ließen: welch ein Entsetzen würde die Menschen dann ergreifen! Dann könnte man freilich behaupten, daß der blinde Zufall oder die todte Materie regierte. Nun aber sind alle Bewegungen und Umlaufszeiten der Gestirne nach bestimmten Gesetzen geregelt. Diese Gesetze sind so klar und bestimmt, daß darnach Sonnen- und Mondfinsternisse und andere Erscheinungen voraus berechnet werden können. Seit Jahrtausenden hat der regelmäßige Gang dieser Himmels-Uhr, wie man die Sternenwelt genannt hat, nie die allergeringste Störung erlitten. Daraus leuchtet es einem jeden ein, der nicht muthwillig die Wahrheit verwirft, daß es einen allweisen Gott giebt, der die Bewegungen der Gestirne leitet und ordnet.

Doch nicht bloß der Himmel, sondern auch die Erde offenbart uns die wunderbarsten Ordnungen, welche uns mit sonnenheller Klarheit das Dasein eines allweisen Gottes verkünden. Ich will jetzt nur auf eine Thatsache aufmerksam machen, die uns am meisten interessirt, weil sie uns selbst betrifft, nämlich die Gleichzahl der beiden Geschlechter. Darüber sagt Hufeland:

1. „Bei den Thieren hat in der Regel das weibliche Geschlecht in der Zahl ein bedeutendes Uebergewicht über das männliche. 2. Bei dem Menschengeschlecht allein steht das Gesetz fest, daß das männliche Geschlecht bei der Geburt einen kleinen Ueberschuß über das weibliche hat, in dem Verhältniß wie 21 zu 20, welches aber schon vor dem vierzehnten Jahre sich wieder aufhebt, daß also die völlige Gleichheit der Geschlechter hergestellt wird. 3. Dieses bestimmte Verhältniß ist über die ganze Erde verbreitet, und in allen

Himmelsſtrichen das nämliche. 4. Bei einzelnen Familien zeigt ſich keine Spur davon. 5. Bei mehreren Familien, die zuſammen wohnen, tritt es nach einer Reihe von 10 bis 15 Jahren hervor. 6. Bei Maſſen von 10,000 Menſchen alle Jahre. 7. Bei Maſſen über 50,000 Menſchen alle Monate. 8. Bei Maſſen von mehreren 100,000 Menſchen alle Wochen. 9. Bei 10 Millionen jeden Tag. 10. Die Ungleichheit in kleineren Zahlen der Geborenen wird durch die Zeit aufgehoben und in das Grundverhältniß verwandelt. 11. Daſſelbe geſchieht durch die größere Menge bei gleichzeitigen Geburten. 12. Es liegt alſo ein Geſetz zu Grunde, welches an Zeit und Raum zugleich gebunden iſt. Denn ohne das letztere wäre die gleichmäßige Vertheilung beider Geſchlechter in jedem Punkte der Erde unmöglich."

Hier ſtehen wir vor einer Erſcheinung, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Das menſchliche Geſchlecht exiſtirt ſeit ungefähr 6000 Jahren. Es hat ſich über die ganze Erde ausgebreitet. Es wohnt unter allen Himmelsſtrichen, und iſt dem Einfluſſe der verſchiedenſten Klimate ausgeſetzt. Es iſt ſeit ſeinem Beginne von den größten Kataſtrophen und Umwälzungen betroffen. Erdbeben, Peſtilenz, Hungersnoth, Kriege und Revolutionen ſind über daſſelbe dahin gegangen. Es finden ſich in demſelben die größten Unterſchiede der Bildung. Viele Völker leben im Zuſtande der tiefſten Barbarei, während bei andern Künſte und Wiſſenſchaften in der höchſten Blüthe ſtehen. Und doch herrſcht immer und überall daſſelbe unwandelbare Geſetz, welches beſtändig die Gleichzahl der beiden Geſchlechter bewirkt.

Wie wichtig dieſe Ordnung ſei, bedarf keines Beweiſes. Darauf beruht der Beſtand der menſchlichen Geſellſchaft. Würden lauter Knaben oder lauter Mädchen geboren, ſo würde das menſchliche Geſchlecht in kurzer Zeit ausſterben. Wären die Geburten von Knaben oder Mädchen unverhält-

nißmäßig vorherrſchend, ſo wäre die Ehe für viele eine Unmöglichkeit. So liegt in der Gleichzahl der beiden Geſchlechter die erſte Bedingung, daß Familien gegründet und blühende Staaten gebildet werden können.

Wie erklären wir uns dieſe Erſcheinung? Du ſagſt vielleicht: es iſt ein Grundgeſetz der menſchlichen Natur. Recht, aber wer hat dieſes Geſetz gegeben? Wer hat dieſe Ordnung bis auf dieſe Stunde erhalten? Die Gottesleugner ſagen: der Zufall, die todte Materie, oder ein unbewußter Geiſt. Dieſe Antwort iſt ein Hohn auf die menſchliche Vernunft. So kann nur der reden, der entweder abſichtlich lügt, oder keinen geſunden Menſchenverſtand beſitzt. Denn auch der ſchwächſte Verſtand muß einſehen, daß etwas Todtes und Unbewußtes nicht die Urſache einer Ordnung ſein kann, welche die Menſchen aller Zeiten und Länder umfaßt.

Es giebt auf unſere Frage nur eine Antwort. Anbetend müſſen wir ausrufen: Gott hat uns gemacht und nicht wir ſelbſt. Es iſt auch nicht wahr, daß Gott, nachdem er die Welt geſchaffen, dieſelbe nun ſich ſelbſt überlaſſen habe. Gott macht es nicht wie der Künſtler, der, nachdem er die Uhr gemacht und aufgezogen hat, davon geht, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern. Die Natur iſt kein todtes Uhrwerk, welches nach beſtimmten Geſetzen von ſelbſt geht. Sie iſt vielmehr die Werkſtätte des Alles wirkenden und erhaltenden Gottes.

Dies erkennen wir aus der Gleichzahl der beiden Geſchlechter. Hier tritt uns zweierlei entgegen, eine bewußte Abſicht, welche die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes will, und eine unendliche Weisheit, welche dieſe Abſicht durch die zweckmäßigſten Mittel erreicht. Dies zwingt uns zu dem Schluſſe, daß es einen Gott giebt, der die Entwickelung des geſammten menſchlichen Geſchlechtes beſtändig überwacht, mit Rückſicht darauf das Geſchlecht jedes Individuums (Ein-

zelweſens) beſtimmt, und ſo die Gleichzahl der beiden Geſchlechter herbeiführt.

Doch wohin wir auch blicken, nirgends herrſcht Zufall, Verwirrung und Willkührlichkeit. Auf allen Gebieten der Natur waltet eine vollkommene, weiſe und heilſame Ordnung. Regelmäßig wechſeln Tag und Nacht, Sommer und Winter, Froſt und Hitze, Saat und Ernte mit einander ab.

Zur beſtimmten Zeit tritt im Meere durch die Anziehungskraft des Mondes bald die Fluth, bald die Ebbe ein. Noch immer nehmen die Flüſſe ihren Lauf zum Meere und ergießen ihre Gewäſſer in daſſelbe. Noch jetzt, wie vor Jahrtauſenden, überſchwemmt der Nil in Egypten alljährlich das Land und verleiht demſelben eine große Fruchtbarkeit. Pflanzen und Thiere zeigen noch dieſelben Formen und Arten, wie vor Alters, und ihre Entwickelung, Verbreitung und Erhaltung erfolgt nicht nach den Launen des Zufalls, ſondern nach beſtimmten und zweckmäßigen Geſetzen.

So lange die Welt beſteht, hat in dem ganzen großen Haushalte der Natur ununterbrochen die vollkommenſte Ordnung geherrſcht. Dieſe kann nur das Werk eines allweiſen und allmächtigen Gottes ſein. Mit Recht ſagte deshalb der heidniſche Philoſoph Plato in einem Geſpräche: „Ihr urtheilet darum, weil ihr Ordnung in meinen Worten und Handlungen bemerkt, daß ich eine vernünftige Seele habe; ſchließet alſo, wenn ihr die Ordnung dieſer Welt betrachtet, daß ein unendlich vernünftiger Geiſt vorhanden ſei.“

XIV.

Die Welt des Zufalls.

Die Behauptung, daß die Welt durch Zufall entſtanden ſei und vom Zufall regiert werde, iſt die größte Thorheit. Dies erkannten ſchon die Heiden. So ſagt Cicero, der berühmte römiſche Staatsmann, öfters mit der größten Be-

ſtimmtheit, daß die Welt nicht durch Zufall geworden ſei, ſondern durch Gott. Brächte jemand, ſagt er, des Poſedonius Planetarium, welches den Lauf von Sonne, Mond und Planeten darſtellt, nach Scythien oder Britannien, ſo würde in dieſen barbariſchen Ländern niemand daran zweifeln, daß die Maſchine das Werk eines verſtändigen Meiſters ſei. „Dieſe aber," bemerkt er gegen die Gottesleugner, „bedenken ſich: ob die Welt durch Zufall entſtanden ſei, oder nicht vielmehr durch göttlichen Verſtand und Geiſt; ſie meinen: es gehöre mehr dazu, wie Archimedes die Bewegungen der Sterne nachzuahmen, als dieſe Bewegungen zu bewirken. — Sobald die Philoſophen beobachtet hatten, daß die Bewegung der Himmelskörper beſtimmt und gleichmäßig, daß alles feſt geordnet und unwandelbar beſtändig ſei, ſo mußten ſie einſehen, daß dieſes himmliſche Gebäude nicht blos einen Bewohner, ſondern auch einen Regierer, Lenker und gleichſam einen Baumeiſter haben müſſe."

Dies lehrt auch die folgende bildliche Darſtellung von Todd, die wir aus dem Engliſchen überſetzen, in anmuthiger Weiſe.

Am Fuß eines anſehnlichen Berges in Aſien ſtand eine freundliche Hütte. Rings um dieſelbe waren Spaziergänge, Schattenhaine und Früchte, ſo herrlich, wie man ſie ſonſt nirgends fand. Die Sonne ſchien auf keine lieblichere oder prächtigere Gegend. Dies war die Heimath des alten und glücklichen Hafed. Er hatte die Hütte errichtet, den Platz verſchönert, und hier länger als achtzig Jahre gelebt und geforſcht. Während dieſer ganzen Zeit hatte die Sonne nie vergeſſen, ihn täglich zu beſuchen, die Ernte war nie mißrathen, die Peſtilenz hatte ihn nie befallen und der Bergſtrom war nie ausgetrocknet. Das Weib ſeiner Jugend lebte noch, um ihn zu erheitern, und ſein Sohn und ſeine Tochter waren ſo wohlerzogen, daß es im ganzen Lande nicht ihres Gleichen gab. Doch wer kann ſich irdiſche Glückſelig-

keit ſichern? In einer kurzen Woche wurde Hafed all ſeiner Freuden beraubt. Sein Weib erkältete ſich, ein hitziges Fieber folgte und Hafed ſah, ſie mußte ſterben. Sein Sohn und ſeine Tochter kehrten von dem Begräbniß ihrer Mutter erſchöpft und krank zurück. Die Wärterin gab ihnen etwas, das ſie für eine einfache Medicin hielt. Nach einigen Stunden zeigte es ſich, daß es Gift war. Hafed ſah, daß ſie ſterben müßten, denn die Geſetze der Natur ſind beſtimmt und Gift iſt tödtlich. Er begrub ſie in einem tiefen weiten Grabe und, wie es ſchien, begrub er darin auch ſeine Vernunft und Religion. Er raufte ſein graues Haar, verfluchte das Tageslicht, und wünſchte, der Mond möchte ſich in Blut verwandeln. Er beſchuldigte die Weisheit Gottes in ſeiner Weltregierung und behauptete, alle Geſetze, die er gegeben, ſeien unrecht, unnütz und ſchlimmer, als gar keine. Er wünſchte, daß der Zufall die Welt regiere, oder wenigſtens, daß er bei ſeinem Tode in eine Welt käme, wo kein Gott ſei, um feſte Geſetze zu geben.

Mitten in Hafed's Garten ſtand ein ſchöner Palmbaum. Unter demſelben ſaß Hafed am zweiten Abend nach der Beerdigung ſeiner Kinder. Vor ihm lag die liebliche Landſchaft, über ihm wölbte ſich der herrliche Himmel, und der prächtige Mond zeigte ſein helles Antlitz. Doch vergebens ſah Hafed dies Alles: Grimm erfüllte ihn, ſeine Zunge murrte, ſein Herz war voll läſterlicher Gedanken wider Gott. Als es Nacht wurde, dünkte es Hafed, daß er einſchliefe. Wie er zu erwachen glaubte, war er an einem andern Orte. Alles rings um ihn her war neu. Während er ſich darüber wunderte, ſah er ein Geſchöpf herankommen, welches ihm wie ein Affe erſchien, doch bei ſeiner Annäherung ſah er, daß es einem Menſchen ähnelte, allein in jeder Beziehung ſehr unförmlich und mißgeſtaltet war. Sobald es zu Hafed gekommen war, ging es um ihn herum, als wenn er ein höheres Weſen wäre und rief aus: „Schöne, ſchöne Creatur!'

„Pfui, ſchäme Dich!“ ſagte Hafed, „behandelſt Du einen Fremden ſo mit Hohn? Laß Deine Späße und ſage mir lieber, wo ich bin und wie ich hieher kam.“ — „Ich weiß nicht, wie Du hieher kamſt, allein Du biſt in unſerer Welt, welche wir die „Zufallswelt nennen, weil hier alles durch Zufall geſchieht.“

„Ach! iſt das wahr? Das muß ja herrlich ſein! Dies iſt gerade die Welt für mich. Ach! hätte ich hier immer gelebt, meine ſchönen Kinder würden nicht unter einem närriſchen und unnatürlichen Geſetze geſtorben ſein! Komm, zeige mir dieſe Welt, denn mich verlangt, ſie zu ſehen. Aber habt Ihr hier wirklich keinen Gott, noch irgend einen, um Geſetze zu machen und Euch nach Gutdünken zu regieren!“

„Ich weiß nicht, was Ihr unter Gott verſteht, wir haben nichts derartiges hier: nichts als nur Zufall; doch geh mit mir und Du wirſt bald alles kennen lernen.“ Als ſie weiter gingen, bemerkte Hafed, daß alle Dinge ſeltſam und ſonderbar ausſahen. Etliches von dem Graſe war grün, etliches roth, etliches weiß, etliches jung und etliches verwelkend; alle Arten waren durch einander gemiſcht und der ganze Anblick war ſehr peinlich.

Er ſtand ſtill, um einen Obſtgarten zu beſehen. Hier hatte der Zufall ſein Werk getrieben. Auf einem Apfelbaum von edlem Ausſehen ſah er keine anderen Früchte, als große, zarte Gurken. Ein kleiner Pfirſichbaum wollte unter der Laſt von Kürbiſſen niederbrechen. Einige von den Bäumen wuchſen mit ihren Spitzen nach unten, und ſtreckten ihre Wurzeln in die Höhe. Hier und da waren große Löcher gegraben, wodurch man verſucht hatte, 20—30 Fuß in die Tiefe zu bringen, um die Früchte zu bekommen.

Der Führer ſagte zu Hafed, es ſei mit dieſen Bäumen höchſt unſicher, und man könne nie wiſſen, welche Frucht ein Baum bringen würde. „Der Baum, der dieſes Jahr Gurken trägt, mag nächſtes Jahr Kartoffeln hervorbringen, und

Du mußt vielleicht zwanzig Fuß nach jeder Kartoffel graben, die Du haben willſt.“ Bald darauf begegneten ſie einem andern „Zufalls-Menſchen.“ Seine Beine waren von ſehr ungleicher Länge, das eine hatte kein Knie und das andere keinen Aenkel. Seine Ohren ſaßen auf ſeinen Schultern, und um ſeinen Kopf trug er eine dicke, ſchwarze Binde. Er kam ſeinen Weg tappend daher, und Hafed fragte ihn, ſeit wann er ſein Geſicht verloren hätte.

„Ich habe es nicht verloren,“ ſagte er, „ſondern als ich geboren wurde, drehten ſich meine Augäpfel durch Zufall nach innen, ſtatt nach außen, und da die Rückſeite nach außen ſteht, ſo iſt mir das Licht ſehr ſchmerzlich, weshalb ich eine Decke anlege. Doch bin ich nicht ſchlimmer daran, als andre. Mein Bruder hat ein gutes Auge oben auf ſeinem Kopfe, aber es ſieht gerade in die Höhe und die Sonne löſcht es faſt aus.“

Sie hielten an, um in einem Hofe etwas „Zufalls-Vieh“ zu beſehen. Einige der Thiere hatten drei Beine, andere hatten den Kopf auf der verkehrten Seite des Körpers, einige waren mit Wolle bedeckt, weshalb ſie in dem allezeit tropiſchen Klima vor Hitze vergehen wollten, andere waren halb Pferd, halb Ochs. Kühe hatten junge Kameele, die ihnen ſtatt der Kälber nachfolgten. Es gab da Elephanten mit Schafsköpfen, Pferde mit Klauen wie Löwen, und Gänſe, die im Hofe mit Hufen, wie Pferde herumtrampelten. Alles war eben ein Werk des Zufalls.

„Dies,“ ſagte der Führer, „iſt eine auserleſene Sammlung von Vieh. Du haſt ihresgleichen früher nicht geſehen.“ „Das iſt wahr, ſehr wahr,“ rief Hafed. „Ah! der Eigenthümer hat aber auch keine Mühe, noch Koſten geſpart, um ſie zu ſammeln. Ich glaube nicht, daß es irgendwo in der ganzen „Zufalls-Welt“ eine andere ſolche Sammlung giebt.“ „Ich hoffe nicht,“ ſagte Hafed.

Gerade als ſie den Hof verlaſſen wollten, kam der Eigen-

thümer heraus, um seine Schätze zu bewundern, zu zeigen und darüber zu reden. Er wünschte Hafed zu sehen, allein zufällig war sein Kopf dem Boden so nahe, zwischen seinen Füßen, so daß er eine Mauer besteigen mußte, um den Fremden gut sehen zu können. „Halte mich nicht für glücklich," sagte er, „weil ich so viele und so vollkommene Thiere habe. Ach, selbst in dieser vollkommenen und glücklichen Welt giebt es noch mancherlei Mängel! Jene schöne Kuh da giebt statt der Milch zufällig nichts als laues Wasser, und ihr Kalb, das arme Ding, starb, ehe es eine Woche alt war. Einige davon sind stockblind, andere können nicht im Lichte leben und nur wenige von ihnen können hören. Nicht zwei davon fressen dasselbe Futter, und es kostet viele Arbeit, um sie zu versorgen. Ich wünsche öfters, ich möchte lieber ein armer Mann sein."

„Ich denke, das wäre ich auch lieber," sagte Hafed.

Während sie so sprachen, befanden sie sich plötzlich in mitternächtlicher Finsterniß. Die Sonne war verschwunden und Hafed konnte eine Zeit lang seinen Führer nicht sehen. „Was ist geschehen?" sagte er.

„Oh, nichts Ungewöhnliches," antwortete der Führer. „Die Sonne ist zufällig eben untergegangen. Sie hat keine regelmäßige Zeit, worin sie scheint, sondern sie geht und kommt, wie es der Zufall gerade will, und verläßt uns plötzlich, wie Ihr seht."

„Wie ich nicht sehe," sagte Hafed; allein ich hoffe, sie kommt auf jeden Fall zur bestimmten Zeit wieder."

„Das, mein Herr, kommt allein auf den Zufall an. Zuweilen ist sie schon auf Monate untergegangen, zuweilen auf Wochen, und zuweilen nur auf einige Minuten. Ganz wie es dem Zufall beliebt. Es ist möglich, daß wir sie erst in einigen Monaten wieder sehen, doch vielleicht kehrt sie schon bald wieder zurück."

Als der Führer weiter ging, erschien mit einem Male zur

unausſprechlichen Freude aller die Sonne wieder. Das Licht war indeß ſo plötzlich, daß Hafed zuerſt meinte, er müßte vom Blitz getroffen ſein, und in der That mit den Händen nach den Augen fuhr, um zu ſehen, ob ſie noch geſund ſeien. Dann legte er ſeine Hände auf ſeine Augen, bis er das Licht allmählig vertragen konnte. Da war ein Glanz um die Sonne, welchen er vorher nie geſehen hatte, und es war drükkend heiß. Die Luft erſchien wie ein feuriger Ofen. „Ach,“ ſagte der Eigenthümer der Viehheerde, „wir müſſen jetzt vor Hitze verbrennen. Mein armer Woll-Ochſe muß augenblicklich ſterben. Schlechtes Glück, ſchlechtes Glück für uns! Die Sonne iſt uns jetzt viel näher gekommen, als ſie vorher war. Doch wir hoffen, daß der Zufall ſie bald wieder weiter führt, und daß ſie das nächſte Mal in gehöriger Entfernung bleibt.“

Die Sonne ſchüttete jetzt ihre Hitze in ſo furchtbarem Grade herab, daß ſie froh waren, in einem Hauſe Schutz davor zu finden. Es war jedoch ein erbärmlich ausſehendes Gebäude. Hafed konnte nicht umhin, ſeine eigene ſchöne Hütte damit zu vergleichen. Etwas Holzwerk war ſchon verfault, denn der Baum war zufällig nicht in allen ſeinen Theilen von gleicher Beſchaffenheit. Einige Bretter waren wie Papier, weshalb die Nägel ausriſſen, und ſie loſe wurden und herabhingen. Man lud Hafed zum Eſſen ein. Als er bei Tiſche ſaß, bemerkte er, daß jeder eine beſondere Speiſe hatte, und daß nicht zwei von demſelben Gericht eſſen konnten. Man erklärte ihm, der Zufall wolle es ſo, daß die Nahrung, die der eine eſſen könne, für den andern Gift ſei und daß dasjenige, was dem einen ein Leckerbiſſen ſei, den andern mit Ekel erfülle.

„Ich vermuthe, daß jenes Kaffee iſt,“ ſagte Hafed, „und ich bitte um eine Taſſe.“ Sie wurde ihm gebracht. Er hatte ſeit einigen Stunden an Zahnweh gelitten und wie erſchrack er, als er trank und merkte, daß es Eis war in kleinen Stücken ungefähr

ſo groß, wie Taubenhagel. „Nennt Ihr Eiswaſſer hier Kaffee?“ ſagte Hafed, indem er ſeine Hand an die Wange drückte, während ſeine Zähne vor Schmerzen zuckten. „Das iſt gerade, wie es ſich zufällig trifft. Wir ſetzen Waſſer über das Feuer, und zuweilen wird es heiß, zuweilen gefriert es. Es iſt alles das Werk des Zufalls.“

Hafed ſtand mit großer Betrübniß vom Tiſche auf. Er gedachte der Welt, worin er gelebt hatte und der Vergangenheit. Er hatte gewünſcht, in einer Welt zu leben, wo kein Gott wäre und der Zufall alles regierte. Hier war er nun, und hier mußte er leben. Er warf ſich auf ein Bett und rief die Vergangenheit zurück, die ſchöne Welt, worin er einſt gelebt, ſeine Undankbarkeit, ſein Murren gegen die Weisheit und Güte Gottes. Er weinte wie ein Kind. Er wollte beten und begann ein Gebet, aber dann erinnerte er ſich daran, daß es dort keinen Gott gebe, nichts, um die Ereigniſſe zu regieren, nichts als nur blinder Zufall. Er vergoß viele und bittere Reuethränen. Zuletzt weinte er ſich in Schlaf.

Als Hafed wieder erwachte, ſaß er unter ſeinem Palmenbaume in ſeinem eigenen ſchönen Garten. Es war Morgen. Zur beſtimmten Zeit erhob ſich die prächtige Sonne im Oſten, die Felder waren alle grün und friſch, die Bäume ſtanden alle mit dem rechten Ende in die Höhe und waren mit Blüthen bedeckt, und die Vögel ſangen ihr Morgenlied. Hafed ſtand auf, rief den gräßlichen Traum in ſein Gedächtniß zurück und weinte vor Freude. Er war wieder in einer Welt, wo kein Zufall regierte. Er blickte auf und wandte ſich zu dem Gott des Himmels, dem Gott des Geſetzes, der Ordnung und gab ihm die Ehre, und bekannte, daß ſeine Wege uns zwar unerforſchlich, doch voll Weisheit ſeien. Fortan war er ein neuer Menſch; nichts bewegte ihn mehr zur Dankbarkeit, wenn er betend niederknieete, als die Gewißheit, daß er in einer Welt lebte, worin Gott nach beſtimmten Geſetzen weiſe und barmherzig regiert.

XV.

Des heidniſchen Philoſophen Sokrates Beweis für das Daſein Gottes.

Wer die Welt betrachtet, und dabei ſich von dem Lichte ſeiner natürlichen Vernunft und der Stimme ſeines Gewiſſens leiten läßt, der wird dadurch genöthigt zu erkennen, daß es einen allmächtigen, weiſen und gütigen Gott giebt, der dieſe Welt erſchaffen hat, erhält und regiert. Dies ſehen wir an dem Beiſpiele des heidniſchen Philoſophen Sokrates, von dem ſein Schüler Xenophon folgendes Geſpräch erzählt:

„Sollte Jemand die Meinung hegen, wie auch Etliche dieſelbe mündlich und ſchriftlich als Muthmaßung ausgeſprochen haben, Sokrates habe wohl eine große Fähigkeit gehabt, die Menſchen zur Tugend zu ermahnen, ſei aber keineswegs im Stande geweſen, ſie durch ſein eigenes Beiſpiel zu derſelben zu führen: der möge nicht nur die Fragen erwägen, die er Solchen, die Alles zu wiſſen meinten, vorlegte, um ſie ihrer Unwiſſenheit zu überführen und durch ſolche Beſchämung zu züchtigen; ſondern auch die Reden, die er im täglichen, vertrauten Privatumgang mit ſeinen Schülern und Freunden führte, ſo wird er im Stande ſein, zu urtheilen, ob er tüchtig dazu war, dieſelben zu beſſeren Menſchen zu machen.“

Zu dieſem Zweck will ich jetzt ein Geſpräch von ihm mit Ariſtodemus, der Kleine benannt, über das göttliche Weſen, das ich ſelbſt mit angehört habe, mittheilen. Denn, da er wahrnahm, daß Ariſtodemus weder betete zu den Göttern, noch ihnen opferte, noch auch irgend ein Orakel befragte, ſondern im Gegentheil Diejenigen, die dieſes thaten, verlachte, ſo ſprach er zu ihm:

Sage mir, Ariſtodemus, giebt es Menſchen, die Du um ihrer Weisheit willen bewunderſt?

Allerdings, ſprach Ariſtodemus.

So ſage uns ihre Namen, ſprach Sokrates.

Ariſt. Um ſeiner Vortrefflichkeit willen in der epiſchen Poeſie bewundre ich wenigſtens beſonders den Homer; um ſeiner Dithyramben willen den Melanippides, wegen des Trauerſpiels den Sophokles, in der Bildhauerkunſt den Polykletes, und in der Malerkunſt den Zeuxis.

S. Welcher von Beiden ſcheint Dir mehr Bewunderung zu verdienen: Einer, der Bildniſſe ohne Sinn, Empfindung und Bewegung verfertigt, oder Einer, der lebendige Weſen hervorbringen kann, die mit Verſtand und Thatkräften begabt ſind?

A. Vielmehr doch der, welcher lebendige Weſen hervorbringt: wenn anders dieſelben nicht durch Zufall entſtanden, ſondern das Werk einer ordnenden und ſchaffenden Weisheit ſind.

S. Da es aber viele Dinge giebt, von denen es offenbar iſt, daß ſie zum Nutzen des Menſchen da ſind, während wir wieder von andern nicht ſo genau und beſtimmt nachweiſen können, warum ſie vorhanden ſind: — welche von beiden Gattungen hältſt Du für das Werk des Zufalls, und welche für das Werk der Weisheit?

A. Es will ſich ziemen, ſolche Dinge für Werke der Weisheit zu halten, deren Nutzen und Zweckmäßigkeit ſo augenſcheinlich iſt.

S. So ſcheint Dir alſo, daß der, welcher im Anfang den Menſchen ſchuf, ihn zu ſeinem Nutzen mit Sinnen begabt habe, wodurch er Empfindungen und Eindrücke von der Außenwelt bekäme; mit Augen um zu ſehen, was ſichtbar iſt; mit Ohren, um zu hören, was hörbar iſt. Was könnten ferner die wohlriechenden Blumen, Kräuter und Specereien dem Menſchen nützen, wenn ihm nicht ein Geruchſinn verliehen wäre? Und was hätte er für Empfindung und Genuß von Süßem und Scharfem und allem andern, das dem Geſchmack angenehm iſt, wenn ihm nicht eine Zunge

erſchaffen wäre, die den Unterſchied dieſer Dinge empfände? Scheint Dir nicht ferner auch dieſes ein Werk der Vorſehung zu ſein, daß das Auge, weil es ſo zart und empfindlich iſt, mit Augenliedern, wie mit Thüren beſchützt und verwahrt iſt, welche ſich, wenn man das Auge brauchen will, wie ein Vorhang aufziehen und im Schlaf wieder ſchließen? daß dieſe mit den Augenwimpern, wie mit einem Schleier verſehen ſind, daß die ſcharfe Luft den Augen nicht ſchade? daß die Augen oberhalb durch die Augenbraunen wie durch Schutzdächer verwahrt ſind, daß nicht der vom Haupt herabfließende Schweiß ſie verletze? Iſt es nicht bewunderungswürdig, daß das Ohr alle Arten Töne aufnimmt und doch nie derſelben voll wird? Daß die Vorderzähne bei allen Thieren zum Schneiden der Nahrungsmittel eingerichtet ſind, die Backenzähne aber, welche die Speiſe von jenen aufnehmen, zum Zermalmen derſelben? Daß der Mund, durch welchen die Thiere zu ſich nehmen, was ſie begehren, ſo nahe an den Augen und der Naſe ſich befindet, wodurch ſie empfinden und unterſcheiden, was zur Nahrung tauglich ſei? Daß die natürlichen Ausgänge, durch welche die widerlichen Excremente ausgeſchieden werden, von den Sinneswerkzeugen ſo weit als möglich abgewandt und entfernt ſind? Da dieſes Alles ſo vorſorglich und zweckmäßig gemacht und eingerichtet iſt, zweifelſt Du da noch, ob es das Werk des Zufalls oder einer weiſen Vorſehung ſei?

A. Nein, wahrhaftig, ich zweifle nicht mehr: und in der That, je mehr ich es betrachte, deſto deutlicher wird mir es offenbar, daß der Menſch das Meiſterſtück eines weiſen Meiſters und Liebhabers des Menſchen ſei.

S. Ferner, was ſagſt Du dazu, daß allen lebendigen Geſchöpfen ein ſolcher Trieb zur Fortpflanzung ihrer Gattung, daß den Müttern jeder Gattung eine ſolche Liebe zu ihren Jungen, und eine ſolche Sorgfalt für ihre Ernährung und

Erhaltung, sowie dem Erzeugten eine so große Liebe zum Leben und eine so große Furcht vor dem Tode eingepflanzt ist?

A. Ohne Zweifel ist das Alles das Werk eines weisen Schöpfers, welcher gewollt und beschlossen hat, daß lebendige Geschöpfe sein und fortbestehen sollen.

S. Betrachtest Du Dich selbst, so erkennst Du in Dir und bist Dir bewußt einer vernünftig denkenden Kraft: außer dem Menschen aber, meinst Du, sei nirgends weiter ein vernünftiges Wesen vorhanden? Und solche Meinung hegst Du, obwohl Du siehst und weißt, daß Dein Leib aus den Elementen besteht, ja daß Du von der großen Masse dieser Erde nur einen kleinen Theil in Deinem Leibe hast, wie auch nur sehr wenig von der großen Menge Flüssigkeiten, die in der Natur sind; daß überhaupt der, der Deinen Leib aus der Materie und den verschiedenen Elementen zusammenfügte, nur einen kleinen Theil von jedem dazu nahm. Also Deinen Geist allein, meinest Du, habest Du durch irgend einen glücklichen Zufall irgend woher erhascht, obwohl sonst nirgends außer dem Menschen ein vernünftiger Geist vorhanden sei? Und dieses unbegreiflich große und unermeßliche Weltall mit allen seinen bewunderungswürdig großen, mannigfachen und zahllosen Körper meinst Du, sei durch Zufall ohne eine weise Vorsehung so wohl geordnet und so schön geschmückt?

A. Wie kann ich anders? beim Jupiter? Ich sehe ja die Herren und Meister dieses Weltgebäudes nicht, so wie ich die Baumeister der Gebäude sehe, die hier auf dieser Erde von Menschen gebauet werden?

S. Du siehst ja aber auch Deine Seele nicht, welche die Meisterin und Regiererin Deines Leibes ist: ja wenn diese Deine Einwendung etwas bewiese, müßtest Du auch sagen, daß Du selbst nichts mit Sinn und Verstand, sondern alles durch Zufall thust.

A. Ich verachte ja das göttliche Wesen nicht, mein So-

kiates, ſondern glaube vielmehr, daß es viel zu hoch über uns erhaben ſei, als daß es meines Dienſtes und meiner Verehrung bedürfe.

S. Umgekehrt: Je höher und erhabener das Weſen iſt, welches ſich ſo weit herabläßt, ſich um Dich zu bekümmern, und Dich ſeiner Vorſorge zu würdigen, deſto mehr biſt Du ihm Dank und Ehre ſchuldig.

A. Sei verſichert, wenn ich glauben könnte, daß die Götter ſich um die Menſchen bekümmern, ich würde ihren Dienſt und Verehrung nicht vernachläſſigen.

S. Du glaubſt alſo nicht, daß die Götter für die Menſchen ſorgen? So bedenke doch die großen Wohlthaten und Vorzüge, die ſie dem Menſchen vor andern Geſchöpfen verliehen haben: ihm allein haben ſie aufrechte Stellung und Gang gegeben; dieſe aufrechte Stellung gewährt ihm den wichtigen Vortheil, daß er weiter in die Ferne hinausſchauen, auch beſſer betrachten kann, was über ihm iſt, und vor Schaden und Gefahr ſich beſſer vorſehen kann. Ferner: anderen Thieren, welche den Blick zur Erde ſenken, hat die Vorſehung Füße gegeben, welche ihnen allein zum Gehen dienen: den Menſchen aber hat ſie auch noch Hände beigegeben, mit welchen er ſich ſo viele Dinge bereiten und verſchaffen kann, wodurch er angenehmer lebt, als die übrigen Thiere. Und während andere Thiere ja allerdings auch eine Zunge haben, ſo hat ſie doch allein des Menſchen Zunge alſo gebildet, daß ſie bald da, bald dort, bald dieſe, bald jene Stelle des Mundes berühren kann, wodurch der Menſch ſeine Stimme und Ton articuliren, und einer dem andern zu verſtehen geben kann, was er will. Indeſſen war es Gott nicht genug, allein den Leib ſo wohl zu berathen und auszuſtatten, ſondern, was das Größte iſt, er hat ihm auch eine ſo vortreffliche Seele mit ſo herrlichen Kräften bei ſeiner Erſchaffung verliehen. Denn welches anderen Geſchöpfes Seele erkennt und empfindet das Daſein dieſes Gottes, der ſolche

große und ſchöne Dinge geſchaffen und geordnet hat: welches andere Geſchlecht, als der Menſch, ehret und dienet Gott? welch andere Seele, als die menſchliche, iſt fähiger, den Leib gegen Hunger und Durſt, gegen Kälte und Hitze zu verwahren und zu ſchützen; Krankheiten zu heilen, oder die Kraft zu üben, oder durch Fleiß und Mühe Mancherlei zu lernen, und ſich in Künſten und Wiſſenſchaften auszubilden, oder im Gedächtniß feſt zu halten, was ſie geſehen, gehört und gelernt hat? Leuchtet es Dir nicht völlig ein, daß die Menſchen im Vergleich zu anderen Geſchöpfen ein Leben führen, wie Götter, indem ſie durch die Vortrefflichkeit ihrer Natur nach Seele und Leib ſo große Vorzüge vor jenen beſitzen? Denn keineswegs würde eine vernünftige Menſchenſeele, wenn ſie mit dem Leibe eines Ochſen vereinigt wäre, ausrichten können, was ſie wollte, noch würde es irgend einem unvernünftigen Geſchöpfe viel nützen, Hände, aber keinen Verſtand zu haben. Da Du nun dieſer beiden Gaben, die von ſo hohem Werthe ſind, nämlich einer vernünftigen Seele und eines ſolchen Leibes, durch den ſie bequem wirken kann, theilhaftig worden biſt, glaubſt Du nicht, daß die Götter für Dein Beſtes ſorgen? oder was ſollen ſie thun, um Dich zu überzeugen, daß Du ein Gegenſtand ihrer Vorſorge ſeiſt?

A. Ich würde es glauben, wenn ſie mir Rathgeber ſendeten, die mir ſagten, was ich thun oder nicht thun ſollte; wie Du ſagſt, daß ſie Dir ſenden.

S. Meinſt Du, die Götter würden den Menſchen den Glauben, daß ſie vermögend ſeien, ihnen Gutes zu thun, oder auch ſie zu ſtrafen, eingepflanzt haben, wenn ſie dieſes nicht wirklich vermöchten? Oder, wenn dieſer Glaube aus einer Täuſchung käme, meinſt du, Die Menſchen würden in ſo langer Zeit dieſe Täuſchung nicht bemerkt oder entdeckt haben? Siehſt Du nicht, daß die älteſten und weiſeſten Einrichtungen und Anſtalten der Menſchen, Volks- und

Staatsverfassungen am meisten auf Religion gegründet, und am Innigsten mit Religion verbunden sind: daß die ältesten und weisesten Völker die religiösesten sind, und daß der Mensch in seinem gereifteren Lebensalter auch mehr und ernstlicher nach Gott fragt? Betrachte doch, mein lieber Freund, wie Dein eigener Geist, der in Deinem Leibe wohnt, denselben braucht und regieret, wie er will: sollte nicht der allweise Geist, der das Weltall erfüllet, nach seinem Wohlgefallen über dasselbe verfügen können? Dein Auge kann große Strecken weit sehen; sollte nicht das Auge Gottes Alles zugleich auf einmal schauen? Deine Seele kann für Dinge in Athen, Egypten und Sicilien sorgen; Gottes Vorsorge aber sollte sich nicht über die ganze Welt zugleich erstrecken können? Zu dieser Ueberzeugung können Dich schon führen die Wahrnehmungen und Erfahrungen, die Du im Umgang mit Menschen machst. Beweisest Du Aufmerksamkeit und Ehrerbietung gegen Menschen, erzeigst Du Dich dienstfertig und gefällig gegen sie, so siehst Du, daß sie hinwiederum auch gegen Dich sich gern auf gleiche Weise erzeigen. Fragst Du sie um Rath, so kannst Du von ihrer Gesinnung und ihrem Verstande Erfahrung machen: eben so kannst Du auch erfahren, ob die Götter Willen und Neigung haben, den Menschen in dunkeln und schweren Sachen Rath und Aufschluß zu ertheilen; nämlich, wenn Du ihnen Verehrung und Dienst erweisest; wirst Du dieses thun, so wirst Du erfahren und erkennen, daß es ein göttliches Wesen giebt, und zwar von unendlicher Größe, Macht und Herrlichkeit, das alle Dinge zugleich schauet, Alles hört, überall gegenwärtig ist, für alle Geschöpfe ohne Ausnahme sorgt, und stets ein wachendes Auge auf sie hat.

Unterredungen, wie diese mußten einen sehr heilsamen Einfluß auf Sokrates Freunde und Schüler haben; daß sie nicht nur, wenn sie von Menschen gesehen würden, ruchlose, ungerechte und schändliche Handlungen mieden, sondern auch,

wenn ſie allein waren, weil ſie glaubten, daß von Allem, was ſie thäten, den Göttern nichts verborgen bleiben werde."

XVI.

Bekenntniß armer Heiden.

Als einſt der Propſt Ziegenbalg auf ſeiner Reiſe nach Oſtindien an der afrikaniſchen Küſte landete und hier einen Hottentotten frug: „Glaubt ihr denn auch einen Gott?" da empfing er die Antwort: „Herr, wer will nicht glauben, daß ein Gott ſei? Wer es nicht glaubt, der kann nur über und unter ſich ſehen, ſo wird er ja wohl befinden, daß ein Gott ſei." (Siehe Malabar Nachr., Bd. 1, Seite 651.) — Sehet da, ihr Aufklärer und Fortſchrittsmänner in der Chriſtenheit, dahin ſeid ihr gekommen, daß ſelbſt der ſtumpfſte Hottentott eurer Unvernunft lacht. Wahrlich, der Hottentott wird an jenem Tage wider euch auftreten und durch ſeinen Glauben euern Unglauben verdammen!

XVII.

Geſchlagener Unglaube.

Der berühmte Aſtronom Athanaſius Kirchner überzeugte einen ſeiner Bekannten, der an dem Daſein Gottes zweifelte, von dieſem recht ſchlagend. Er ſetzte zu einer Zeit, da ſein Freund zu ihm kommen wollte, einen ſchönen Himmels-Globus in einen Winkel ſeines Zimmers. Dieſer kam, indem Kirchner ſich eben mit aſtronomiſchen Berechnungen zu beſchäftigen ſchien, welches ſeinen Freund nöthigte, ſich während der Zeit in dem Zimmer umzuſehen. Er bemerkte bald den Globus und fragte Kirchnern nach einer kleinen Pauſe, ob er ihm gehöre? wer ihn gemacht habe? u. ſ. w. Kirchner antwortete, er gehöre ihm nicht, es habe ihn Niemand gemacht, und er müſſe von ungefähr dahin ge-

kommen ſein. „Sie ſcherzen," ſagte der Freund, und ſchien unwillig zu werden, als Kirchner bei ſeiner Behauptung blieb. Sogleich ergriff Kirchner dieſe Gelegenheit und ſagte: „Sie wollen nicht glauben, daß dieſer kleine und ſchlechte Körper von ſelbſt entſtanden ſei, wie können Sie denn glauben, daß das viel größere und ſchönere Original, der Himmel mit allen ſeinen Planeten und Sternen von ſelbſt, durch einen bloßen Zufall ſo geworden ſei, wie wir es jetzt ſehen?" Der Ungläubige ſchwieg.

XVIII.

Wie die Gotteslengner die Entſtehung der Menſchen erklären.

Benedict de Maillet ſagt darüber: „Die Menſchen waren zuerſt Fiſche, die Schuppen und Floßfedern hatten. Sobald ſie von der Sonne beſchienen wurden, ſo veränderten ſie ſich. Die Schuppen fielen ab, und aus den Floßfedern wurden Arme und Füße. Da ſo viele Arten von Fiſchen waren, ſo entſtanden auch ſo viele Arten von Menſchen." [1]

Nach Andern hat der Menſch ſich ſelbſt erſchaffen.

Schelver, Profeſſor der Botanik zu Heidelberg, läßt ſich darüber alſo vernehmen: „Der Menſch wird nur Menſch. Er muß ſich ſelbſtthätig zur Menſchheit erheben. Was er als Menſch geworden iſt, konnte er urſprünglich, als er aus dem Schooße der Natur hervorging, nicht ſein. Um Menſch zu werden, mußte er ſich mit der Natur entzweien, von der Natur ſich losreißen, um ſich ſelbſt zu ergreifen. Je mehr er ſich ſelbſt und alſo auch die Natur um ihn her ſich unterworfen hat, deſto mehr iſt er zur Menſchheit veredelt, aber als Thier ausgeartet." Wem fällt hiebei nicht unwillkührlich das Münchhauſenſche Bravour-

ſtück ein, wie er ſich an ſeinem eigenen Zopf aus dem Schlamme zieht? — Der Menſch faßte alſo den Entſchluß: ich will mich ſelbſtthätig zur Menſchheit erheben, und darauf hat er ſich ſelbſt ergriffen, d. h. er iſt durch ſeine eigene Kraft aus dem Nichts in das Daſein getreten.

Und ſo ſind denn die muntern Jungen,
Aus Nichts von ſelbſt in's Sein geſprungen.

Andere laſſen den Menſchen aus der Raffleſia, einem Menſchenpilze oder einem Menſchenei entſtehen.

So Ritgen, Profeſſor in Gießen. „Vielleicht," ſagt er, „iſt das Bild des Erwachens des erſten Kindes in dem Kelche einer rieſenhaften Blume voll Nectarien mit ſüßem Milchſafte am wenigſten anſtößig. Sieht man doch oft aus der Mitte einer üppig blühenden Blume eine zweite hervorwachſen, warum auch nicht ſtatt der zweiten Blume ein erſtes Thier? Bei dem Anblick einer Raffleſia mit ihrem mächtigen Kelche voll Keimzitzen kann man wohl auf den Gedanken kommen, hier habe unter einem ſüdlichen Himmel ein menſchlicher Embryo (ungeborenes Kind) und Säugling Lager und Nahrung finden können. Auch befreundet man ſich durch die Kenntniß dieſer rieſenhaften Pilzpflanze leicht mit der Idee eines aus der Erde hervorwachſenden großen Menſchenpilzes, den man am Ufer eines Baches, wo das Waſſer zu Trank und Bad nicht fehlt, aufgegangen ſich denken mag. Indeß kann ein Gewächs, welches einmal Pflanze iſt, ein Thier nur als einen Schmarotzer aus ſeinem zerfallenden Pflanzenſtoffe entſtehen laſſen, nie aber ſelbſt hervorbringen. Richtiger dürfte es daher ſein, ein im Uferſchlamm ſich entwickelndes Menſchenei anzunehmen, und ſo die erſten Menſchen aus Eiern entſtehen zu laſſen. Denkt man nun ein ſolches Menſchenei in einige dicke lederartige Hüllen gelegt, welche wie die Außendecke der Raffleſia ſich entfalten, ſo ſchmilzt das Pflanzliche und Thieriſche ziemlich gut zuſammen. Man wird auf dieſe Weiſe eine Pilzknoſpe und ein

Menſchenei für weniger fremdartig halten, und das Hervorwachſen des letzteren wie des erſteren aus der Erde nicht als ganz ungereimt abweiſen." (Probefragment einer Phyſiologie des Menſchen, 1832. S. 46.) Es gehört in der That eine entſetzliche Blindheit dazu, um dieſe lächerlichen Fabeln von „Menſchenpilzen" und „Menſcheneiern" nicht „ganz ungereimt" zu finden.

Noch andere, wie der berüchtigte Strauß, Verfaſſer eines Schandbuches über das Leben Jeſu, lehren, daß der Menſch, wie anderes Ungeziefer, aus dem fetten chaldäiſchen Urſchlamm entſtanden ſei. Dies war doch dem berühmten A. v. Humbold zu toll, weshalb er ſchreibt: „Was mir am Strauß gar nicht gefallen hat, iſt der naturhiſtoriſche Leichtſinn, mit dem er in Entſtehung des Organiſchen aus dem Unorganiſchen, ja in Bildung des Menſchen aus chaldäiſchem Urſchlamm keine Schwierigkeit findet."

Wieder anders denkt ſich Oken die Entſtehung des erſten Menſchen. Er ſpricht hievon mit einer Sicherheit, als hätte er den Vorgang mit angeſehen. „Ohne Zweifel," ſagt er, „war der erſte Menſch ein Embryo, nicht ſogleich eine Mutter. Ein Kind von zwei Jahren wäre ohne Zweifel im Stande, ſein Leben zu erhalten, wenn es Nahrung um ſich fände, Würmer, Schnecken, Kirſchen, Aepfel, Rüben, Kartoffeln, endlich gar Mäuſe, Ziegen, Kühe; denn das Kind ſaugt ohne Unterricht, und um dieſe Zeit hätte es Zähne und könnte gehen." Jedenfalls hatte dies erſte Menſchenkind einen vortrefflichen Appetit, da es ſogar Ziegen und Kühe ausſog, nur ſcheint ſein Geſchmack etwas chineſiſch geweſen zu ſein, da es auch Würmer, Schnecken und Mäuſe nicht verſchmähte.

Weiter ſagt Oken: „Damit alſo ein Kind ſich ſelbſt ohne Mutter forthelfe, wäre erforderlich, daß es erſt nach zwei Jahren geboren würde. Ein ſolch Kind würde ein Junge ſein" (warum nicht ein Mädchen?) „der etwa ausſähe, wie

der Fig. 5" (Oken hat ihn ſogar abgebildet, nun muß es doch wahr ſein,) „welcher Gelegenheit hätte, ſich im Schwimmen zu üben und die Zähne weiſen kann" (der Urjunge war alſo ſchon ſehr bösartig). „Zwar hängt er noch an der Nabelſchnur, weil er im Waſſer verſchloſſen noch kiemenartig athmet, allein wie ein Fiſch iſt er hurtig in den Bewegungen, öffnet die Augen und ſucht, was er verſchlinge." (Dieſer Urjunge konnte alſo nicht ſingen: Was iſt der Menſch? halb Thier, halb Engel, da er ſo frei war, mehr als Thier aufzutreten.) „Daß dieſer alſo fortleben könnte, iſt außer allem Zweifel." (Während Oken ſeine lächerliche Fabel für zweifelloſe Wahrheit ausgiebt, verachtet er die Bibel als Thorheit.)

Welches iſt nun der Mutterſchooß, der dieſen Urjungen beherbergt und geboren hat? Oken antwortet: „Dieſer Uterus (Mutterſchooß) iſt das Meer. Daß aus dem Meere alles Lebendige gekommen," (daß daraus eines ſchönen Morgens nicht bloß die Urjungens, ſondern auch alle Thiere wohlgemuth herausſpaziert ſind, natürlich immer nach den Geſetzen wiſſenſchaftlicher Entwickelung) „iſt eine Wahrheit, die wohl Niemand beſtreiten wird, der ſich mit Naturgeſchichte und Philoſophie befaßt hat. Auf Andere nimmt die jetzige Naturforſchung keine Rückſicht." (Daß die jetzige Naturforſchung eines Oken, Carl Vogt, und Conſorten auf Gottes Wort und geſunden Menſchenverſtand keine Rückſicht nimmt, geben wir zu.)

„Das Meer hat Nahrung für den Fötus (die ungeborene Leibesfrucht); es hat Schleim, Sauerſtoff, iſt nicht beengt, daß deſſen Hüllen ſich nach Belieben ausdehnen können, und wenn er auch länger als zwei Jahre darin herum ſchwämme. Solche Embryonen entſtehen ohne Zweifel zu Tauſenden im Meere, wenn ſie einmal entſtehen," (wenn? Hier ſcheint dem Oken ſeine eigene Lehre etwas zweifelhaft). „Die einen werden unreif auf den Strand geworfen und

verkommen; andere werden am Felſen zerquetſcht, andere von Raubthieren verſchlungen. Was thut das? Sind ja noch Tauſende übrig, welche ſanft und reif an den Strand getrieben werden, welche daſelbſt Würmer ausſcharren," (wünſchen guten Appetit,) die Muſcheln und Schnecken aus den Schalen ziehen; wenn wir Auſtern roh eſſen können, warum nicht Meeresmenſchen? Kommt die Fluth, ſo kann der junge entfliehen; er kommt auf höheres Land und geht auf Pflanzenfrüchte in Menge, ſollten es auch nur Pilze ſein. An Nahrung alſo fehlt es nicht, auch nicht an Zeitvertreib; denn mit ihm ſind wohl an derſelben Küſte Dutzende angetrieben worden" (wünſchen viel Vergnügen.) „Warum ſoll dieſer junge nicht Töne ausſtoßen?... Wer kann an alle dieſem einen Augenblick zweifeln?"

Oken wagt es nicht bloß, ſeine albernen Kindermärchen für Wahrheit auszugeben, ſondern hat auch die beiſpielloſe Frechheit, ſeiner Abhandlung die Worte vorzuſetzen: „Laſſet uns Menſchen machen!"

Außerdem giebt es auch ſolche, die den Froſch als Stammvater des menſchlichen Geſchlechtes betrachten. Der Froſch hat nämlich, ebenſo wie der Menſch, einen hohen Vorzug vor allen übrigen lebendigen Geſchöpfen: Er iſt im Beſitze einer Wade. Dazu hat man in dem rothen Sandſtein von Hildburghauſen die Fußſpuren aufgefunden, die ein antediluvianiſcher (vorſündfluthlicher) rieſenhafter Froſch daſelbſt zurückgelaſſen hat. „Seht da!" — rufen ſie aus, „die Froſchwade und die Froſchſpuren als unwiderlegliche Beweiſe, daß der Menſch vom Froſche abſtamme!"

Hierdurch nicht befriedigt lehrt Carl Snell, Profeſſor an der Univerſität zu Jena, in ſeinem Werk: Die Schöpfung des Menſchen, daß der Menſch von den Kaulquappen abſtamme. Das ging ſo zu. Im Anfang gab es eine Urform, eine mit Vernunft begabte Kaulquappe, von welcher Menſchen und Thiere gleichmäßig abſtammen.

Das Verhältniß des Menſchen zur Thierwelt und beide zu dieſem „Urahnen“ hat ſein treffendes Bild in einer Majoratsherrſchaft. Dieſe beſteht darin, daß allemal der Erſtgeborene die ſämmtlichen Güter erbt, während die jüngern Brüder nichts kriegen. Wir Menſchen ſtehen nun in der Reihe der Erſtgebornen, auf welche der Majoratsherr, beſagte vernünftige Kaulquappe, das Majoratsgut der Vernunft vererbt hat. Die Thiere ſind unſre jüngern Brüder, die mit uns zwar von einem Stamme entſproſſen ſind, aber von dem Erbe der Vernunft ausgeſchloſſen und verkommen ſind. „Aus dieſer Stellung des Menſchen zu den Thieren erklärt ſich die große äußere Familienähnlichkeit beider“ (ſind denn die Menſchen den Fiſchen, Schlangen, Vögeln ꝛc. ſo ähnlich?)

Es iſt nun „möglich und ſogar höchſt wahrſcheinlich, das diejenigen Geſchöpfe, welche zu weiterer Entwickelung auf dem Lande beſtimmt waren, wie weiche Kaulquappen im Waſſer lebten, und erſt beim allmählichen Heraustreten an Luft und Land ihre Knochen und Gliederbildung annahmen, wie der Froſchembryo es gegenwärtig auch macht.“

Es könnte einem nun etwas widerlich vorkommen, von weichen Kaulquappen“ abzuſtammen, allein auch darüber ſucht Snell uns freundlichſt hinwegzuhelfen. Möge der Stammvater der Menſchen noch ſo kurios ausgeſehen haben, ſicherlich wird der „innere und feinere phyſiognomiſche (Geſichts-) Ausdruck die Voreltern des Menſchen von denen der Thiere hinlänglich unterſchieden haben; und wie aus den Augen des Kindes die keimende Seele deſſelben oft mit wunderbar rührendem Tiefſinn uns anblickt, ſo wird auch das unenthüllte verſchwiegene Geheimniß der ſchlummernden Menſchenſeele dem Blick und Ausdruck dieſer Weſen“ — beſagter urweltlicher Kaulquappen—„etwas Ergreifendes, Achtungsvolles und Tiefes verliehen haben.“ Die

jetzige Gestalt des Menschen ist „kein Geschenk der Natur oder Gottheit," sondern der Erwerb einer äonenlangen (viele Weltalter langen) Entwickelung.

Die Sache ist also nach Snell ganz einfach, natürlich, wissenschaftlich und philosophisch zugegangen. Nachdem unser Stammvater als vernünftige Kaulquappe lange genug in den Urgewässern herumgeschwommen war, so wurde ihm die Geschichte doch zuletzt langweilig, und er beschloß „mit einem wunderbar rührenden Tiefsinn," sich nun zu „entwickeln." Da nun mittlerweile auch — natürlich ohne die Gottheit, ganz von selbst, aber immer wissenschaftlich — Land entstanden war, so wandelte er einst „achtungsvoll" auf seinem „weichen" Schwanze aus dem Wasser, und „trat allmählich an Luft und Land heraus." Diese Veränderung bekam ihm ganz ausgezeichnet, und er „nahm nun seine Knochen- und Gliederbildung an." Als „tiefsinnige" Kaulquappe übereilte sich unser Stammvater nicht, sondern nahm sich Zeit und bediente sich einer „äonenlangen Entwickelung." In dem ersten „Weltalter" „entwickelte" er „höchst wahrscheinlich" aus seinem „weichen" Schwanze das rechte Bein und führte damit „ergreifende" Sprünge aus. Indessen auf einem Beine kann man nicht stehen, darum war unser „Urahne" so frei, „achtungsvoll" auch das linke Bein zu „entwickeln," natürlich immer nach wissenschaftlichen Grundsätzen und den ewigen Gesetzen der Natur: — nie ohne diese!

Ein anderer Naturforscher Burmeister sagt: „Wollen wir nicht zu Wundern und Unbegreiflichkeiten unsere Zuflucht nehmen, so müssen wir die Entstehung der ersten organischen Geschöpfe auf der Erde durch die freie Zeugungskraft der Natur selbst einräumen." Die todte Materie, die aus solchen Grundstoffen, wie Kiesel, Nickel, Schwefel ꝛc. besteht, hat also den Menschen erschaffen, das scheint den Gottesleugnern ganz begreiflich.

Doch an gotteslästerlicher Frechheit und Gemeinheit hat es

der berüchtigte Carl Vogt allen zuvorgethan. Derſelbe wird nicht müde, in ſeinen Schandſchriften und öffentlichen Vorträgen die Bibel zu verſpotten und als höchſte Weisheit anzupreiſen, daß Adam ein „Schiefzähner" geweſen ſei, und der Menſch von den Affen abſtamme. Noch kürzlich erklärte er, daß die Menſchheit nichts beſſeres thun könne, als dem Thierreich und zunächſt dem Affen, der ja doch einen gemeinſamen Urſprung mit ihm habe, „die Bruderhand zu reichen."

Um dieſen Unſinn zu widerlegen, iſt es genug, wenn man ihn nur anführt. Gräulicher kann die menſchliche Vernunft nicht geſchändet werden, als durch ſolche aberwitzige Behauptungen der Atheiſten. Wahrlich, da ſie ſich für Weiſe hielten, ſind ſie zu Narren geworden.

XIX.

Urtheile der Heiden über den Urſprung des Menſchen.

Die heutigen Gottesleugner ſtehen tief unter den Heiden. Dieſe urtheilen viel verſtändiger über den Urſprung des Menſchen, als jene.

Zunächſt nämlich leugnen ſie, das der Menſch durch Zufall entſtanden ſei. Cicero ſagt: „Ich glaube hinreichend gezeigt zu haben, wie weit die Natur des Menſchen alle übrigen Geſchöpfe übertrifft. Daraus muß einleuchten, daß weder die Geſtalt und der Bau ſeiner Glieder, noch die Kraft ſeines Geiſtes und Verſtandes ſo durch Zufall habe hervorgebracht werden können."[1]

Intereſſant iſt es nun, zu ſehen, mit welchen Gründen Cicero beweiſt, daß die Seele des Menſchen nur von Gott geſchaffen ſein könne. Er ſchließt ſo: „Auf der Erde kann kein Urheber der Seelen gefunden werden. Denn es iſt in den Seelen nichts vermiſchtes und zuſammengeſetztes; oder was ſonſt der Erde entſtammt: nichts feuchtes, feſtes oder

feuriges. Jedenfalls iſt in dieſen Dingen nichts, was das Vermögen der Erinnerung, des Denkens und Ueberlegens hätte, was das Vergangene behalten, das Zukünftige bedenken, und das Gegenwärtige begreifen könnte, welches einzig etwas göttliches iſt; darum wird niemals etwas anderes gefunden werden, von dem dies dem Menſchen zu Theil werden könnte, als von Gott. Mithin giebt es ein beſonderes Weſen und eine Geiſteskraft, welche von dieſen gewöhnlichen und bekannten Dingen verſchieden iſt. Was demnach jenes auch iſt, was in uns fühlt, denkt, will und lebt: ſo iſt es doch etwas himmliſches und göttliches, und muß deshalb unſterblich ſein?"

Dieſer Beweis iſt unwiderleglich. Die Gottesleugner machen Blumen, Thiere, Urſchlamm, Meer, mit einem Worte die Materie, d. h. den ſichtbaren Stoff zum Urheber des Menſchen, und ſomit auch ſeiner Seele. Nein, ſagt Cicero, das iſt nicht möglich. Denn einmal iſt die Seele immateriell, unkörperlich, von allem Sichtbaren verſchieden, oder, wie er ſich ausdrückt: es iſt in den Seelen nichts, was der Erde entſtammt, nichts feuchtes, feſtes oder feuriges. Sodann beſitzt die Materie keinen Geiſt, keine Vernunft. Was ſie aber nicht hat, das kann ſie auch nicht geben. Darum iſt es unmöglich, daß die Materie den vernünftigen Menſchengeiſt hervorgebracht haben ſollte. Mithin bleibt vernünftiger Weiſe nur die Annahme übrig, daß Gott der Urheber der menſchlichen Seele ſei.

Noch entſchiedener ſpricht ſich Cicero an einer andern Stelle mit den Worten aus: „Wer nicht erkennt, daß auch die Seele des Menſchen, ſeine Vernunft, Verſtand, Einſicht und Klugheit von einem göttlichen Weſen ſo vollkommen bereitet worden ſei, dem fehlen dieſe Dinge ſelbſt, wie mir ſcheint." [3]

Ebenſo ſagt Seneca: „Woher haſt Du den Athem, den Du ſchöpfeſt?.. Woher das Blut, durch deſſen Umlauf

die Lebenswärme erhalten wird? Wirſt Du nicht ſagen, wenn Du dankbar biſt, Gott hat uns dieſes gemacht?“ [4]

Bei den Griechen herrſchte der Glaube, daß die Menſchen ihr Daſein dem höchſten Gott, Zeus, verdankten, weshalb er beim Homer der Vater der Menſchen heißt. [5] So ſingt auch der Dichter Aratus: „Wir ſind göttlichen Geſchlechts.“ Sokrates ſagt: „Im Anfang ſchuf Gott den Menſchen.“ [6]

XX.

Thorheit des Materialismus.

1. Die todte Materie kann den vernünftigen Menſchengeiſt nicht hervorgebracht haben.

„Sie ſind, Doctor, ſonſt ein aufgeklärter Mann, beſitzen ſchöne Kenntniſſe und viel Erfahrung. Aber eins begreife ich nicht, nämlich daß Sie ſo regelmäßig zur Kirche gehen. Sie müſſen doch wiſſen, daß ſich die Welt von ſelbſt aus dem Urſtoffe entwickelt hat, daß es keinen Gott giebt und alle Religion ſomit etwas höchſt Ueberflüſſiges iſt. Doch vielleicht bringt Ihnen das Kirchengehen unter den Frommen eine gute Kundſchaft ein; vielleicht gehört es mit zum Geſchäft.“

So ſprach der reiche Gutsbeſitzer Welland zum Doctor Otto, als dieſer ſich bei ihm auf Beſuch befand.

„Wenn ich,“ erwiederte der Angeredete, „nur aus Gewinnſucht in die Kirche ginge, ſo wäre das die infamſte Heuchelei. Daß ich aber in das Geſchrei der Gottesleugner nicht einſtimme, dafür habe ich meine triftigen Gründe.“

W. Da ſo viele Gebildete und Gelehrte dem materialiſtiſchen Syſtem huldigen, ſo ſcheint es mir ſehr verkehrt, wenn Sie trotz alledem es nicht annehmen.

O. Die Lüge wird nie zur Wahrheit, und wenn ſie auch

von allen Klugen und Weisen dieser Welt angenommen würde.

W. Ich bedaure unendlich, daß Sie so weit hinter den neuesten Fortschritten des Zeitgeistes zurückgeblieben sind.

O. Was Sie als neuesten Fortschritt bewundern, ist nichts als eine alte Lüge.

W. Nur darum verwerfen Sie den Materialismus, weil Sie von kirchlichen Vorurtheilen eingenommen sind.

O. Wenn ich auch kein Christ wäre, so würde ich dennoch den Materialismus verwerfen, weil er der gesunden Vernunft widerstreitet, und nichts als lächerlicher Blödsinn ist.

W. Das behaupten Sie, ohne es beweisen zu können.

O. Ihr Gottesleugner glaubt, es gebe eine ewige Materie und diese sei die Ursache der Welt. Was verstehen Sie unter dieser ewigen Materie?

W. Allerdings ist die Materie oder der Stoff, wie Büchner sagt, „die Alles gebärende und Alles wieder in sich zurücknehmende Mutter alles Seienden." Dieser Stoff besteht aus Atomen, kleinsten Theilen, welche ewig und unveränderlich sind. „Ein Sauerstoff-, ein Stickstoff-, ein Eisen-Atom ist überall und unter allen Umständen ein und dasselbe Ding, begabt mit denselben und ihm immanenten (inwohnenden) Eigenschaften, und kann nie und in alle Ewigkeit nicht etwas Anderes werden." „Der Stoff ist ewig, es wechseln nur seine Formen."

O. Die neuere Chemie nimmt etwa 70 Elemente oder Grundstoffe an, als Nickel, Eisen, Silber, Gold, Wasserstoff, Sauerstoff ꝛc. Sind alle diese Grundstoffe ewig?

W. Gewiß. Büchner sagt von den Grundstoffen, daß ihre „Menge und Qualität an sich stets dieselbe und für alle Zeiten unabänderliche bleibt." „Der Kohlenstoff," sagt Vogt, „ist unvergänglich, ewig und ebenso unzerstörbar, als der Wasserstoff und Sauerstoff ꝛc."

O. Giebt es bloß einen ewigen Stoff?

W. Nein, es giebt auch eine ewige Kraft. „Die Wiſſenſchaft macht uns mit acht verſchiedenen Kräften, Schwere, mechaniſche Kraft, Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus, Affinität, Cohäſion bekannt, welche an den Stoffen haftend und unzertrennlich an dieſelben gebunden, „bilden und bauen die Welt."

O. Und von dieſer kraftbegabten Materie iſt dieſe Welt mit allen ihren Weſen, auch der Menſch, gebildet und gebaut?

W. Ja! „Aus eigener Kraft brachte ſie den Menſchen hervor," wie Büchner ſagt.

O. Sie haben, Herr Welland, damit einen Unſinn ausgeſprochen, der ſo rieſig iſt, daß er ſchwerlich übertroffen werden kann. Und doch ſcheinen Sie dieſen Unſinn ganz vergnüglich für eine beſonders hohe Weisheit zu halten. Zunächſt möchte ich Ihnen wenigſtens eine Ahnung davon beibringen, wie groß der Unſinn iſt, dem ſie huldigen. Erlauben Sie mir deshalb die Frage: was halten Sie von der Meinung der Crow-Indianer, daß eine Krähe die Welt erſchaffen habe?

W. Daß das ein heidniſcher Aberglaube iſt. Denn die Krähe iſt ein zufälliges, vergängliches Weſen, welches weder Allmacht, noch Weisheit beſitzt; darum iſt es unmöglich, daß ſie dieſe Welt erſchaffen haben könnte.

O. Mit Recht verdammen Sie die Thorheit der Heiden. Allein nehmen Sie mir eine Bemerkung nicht übel: Ihr Materialismus iſt um kein Haar breit vernünftiger, als der Aberglaube der Crow-Indianer. Sie ſind eben ſo blind und thöricht, wie jene abgöttiſchen Heiden.

W. Ich weiß, Herr Otto, warum Sie ſich ſo ereifern. Sie müſſen einſehen, daß der Materialismus die Wahrheit iſt, und daß damit zugleich die Sterbeglocke für die chriſtliche Kirche geſchlagen hat. Das thut Ihnen leid, mich aber kümmert es nicht. Ich halte es mit der Bildung, die

von allen Klugen und Weisen dieser Welt angenommen würde.

W. Ich bedaure unendlich, daß Sie so weit hinter den neuesten Fortschritten des Zeitgeistes zurückgeblieben sind.

O. Was Sie als neuesten Fortschritt bewundern, ist nichts als eine alte Lüge.

W. Nur darum verwerfen Sie den Materialismus, weil Sie von kirchlichen Vorurtheilen eingenommen sind.

O. Wenn ich auch kein Christ wäre, so würde ich dennoch den Materialismus verwerfen, weil er der gesunden Vernunft widerstreitet, und nichts als lächerlicher Blödsinn ist.

W. Das behaupten Sie, ohne es beweisen zu können.

O. Ihr Gottesleugner glaubt, es gebe eine ewige Materie und diese sei die Ursache der Welt. Was verstehen Sie unter dieser ewigen Materie?

W. Allerdings ist die Materie oder der Stoff, wie Büchner sagt, „die Alles gebärende und Alles wieder in sich zurücknehmende Mutter alles Seienden.“ Dieser Stoff besteht aus Atomen, kleinsten Theilen, welche ewig und unveränderlich sind. „Ein Sauerstoff-, ein Stickstoff-, ein Eisen-Atom ist überall und unter allen Umständen ein und dasselbe Ding, begabt mit denselben und ihm immanenten (inwohnenden) Eigenschaften, und kann nie und in alle Ewigkeit nicht etwas Anderes werden.“ „Der Stoff ist ewig, es wechseln nur seine Formen.“

O. Die neuere Chemie nimmt etwa 70 Elemente oder Grundstoffe an, als Nickel, Eisen, Silber, Gold, Wasserstoff, Sauerstoff ꝛc. Sind alle diese Grundstoffe ewig?

W. Gewiß. Büchner sagt von den Grundstoffen, daß ihre „Menge und Qualität an sich stets dieselbe und für alle Zeiten unabänderliche bleibt.“ „Der Kohlenstoff,“ sagt Vogt, „ist unvergänglich, ewig und ebenso unzerstörbar, als der Wasserstoff und Sauerstoff ꝛc.“

O. Giebt es bloß einen ewigen Stoff?

W. Nein, es giebt auch eine ewige Kraft. „Die Wiſſenſchaft macht uns mit acht verſchiedenen Kräften, Schwere, mechaniſche Kraft, Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus, Affinität, Cohäſion bekannt, welche an den Stoffen haftend und unzertrennlich an dieſelben gebunden, „bilden und bauen die Welt."

O. Und von dieſer kraftbegabten Materie iſt dieſe Welt mit allen ihren Weſen, auch der Menſch, gebildet und gebaut?

W. Ja! „Aus eigener Kraft brachte ſie den Menſchen hervor," wie Büchner ſagt.

O. Sie haben, Herr Welland, damit einen Unſinn ausgeſprochen, der ſo rieſig iſt, daß er ſchwerlich übertroffen werden kann. Und doch ſcheinen Sie dieſen Unſinn ganz vergnüglich für eine beſonders hohe Weisheit zu halten. Zunächſt möchte ich Ihnen wenigſtens eine Ahnung davon beibringen, wie groß der Unſinn iſt, dem ſie huldigen. Erlauben Sie mir deshalb die Frage: was halten Sie von der Meinung der Crow-Indianer, daß eine Krähe die Welt erſchaffen habe?

W. Daß das ein heidniſcher Aberglaube iſt. Denn die Krähe iſt ein zufälliges, vergängliches Weſen, welches weder Allmacht, noch Weisheit beſitzt; darum iſt es unmöglich, daß ſie dieſe Welt erſchaffen haben könnte.

O. Mit Recht verdammen Sie die Thorheit der Heiden. Allein nehmen Sie mir eine Bemerkung nicht übel: Ihr Materialismus iſt um kein Haar breit vernünftiger, als der Aberglaube der Crow-Indianer. Sie ſind eben ſo blind und thöricht, wie jene abgöttiſchen Heiden.

W. Ich weiß, Herr Otto, warum Sie ſich ſo ereifern. Sie müſſen einſehen, daß der Materialismus die Wahrheit iſt, und daß damit zugleich die Sterbeglocke für die chriſtliche Kirche geſchlagen hat. Das thut Ihnen leid, mich aber kümmert es nicht. Ich halte es mit der Bildung, die

auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts ſteht. Ich folge der Vernunft.

O. Das wollen wir jetzt ſehen. Sie haben nicht bewieſen, ſondern nur behauptet, es gebe einen ewigen, kraftbegabten Stoff. Ich will einmal annehmen, es exiſtire wirklich ein ſolches Ding. Dieſer Stoff ſoll nun die Welt und den Menſchen hervorgebracht haben. Allein das iſt unmöglich. Der Menſch hat einen denkenden, vernünftigen Geiſt. Der Stoff dagegen iſt vernunftlos und geiſtlos. Darum kann er den denkenden Menſchengeiſt nicht hervorgebracht haben.

W. Ich glaube mit Büchner, „daß die Seele Product einer eigenthümlichen Zuſammenſetzung der Materie ſei.“

O. Dann müſſen Sie auch annehmen, daß die Materie mit Geiſt und Vernunft begabt ſei. Wenn Sie dieſes behaupten, dann hat freilich die Sterbeglocke geſchlagen, aber nicht für die chriſtliche Kirche, ſondern für Ihre Vernunft. Sie wiſſen, daß Nickel, Eiſen, Waſſerſtoff und die übrigen Elemente vernunftloſe Stoffe ſind. Sie wiſſen ferner, daß Licht, Wärme, Magnetismus ꝛc. vernunftloſe Kräfte ſind. Deshalb iſt es abſolut unmöglich, daß dieſe vernunftloſen Stoffe und Kräfte durch eine eigenthümliche Zuſammenſetzung den vernünftigen Menſchengeiſt hervorgebracht haben. Dieſe Dinge haben ſelbſt keinen Geiſt, darum können ſie ihn auch nicht geben. Das müſſen Sie einſehen. Statt deſſen handeln Sie ebenſo unſinnig, wie der Crow-Indianer, welcher einer elenden Krähe die Schöpfung der Welt zuſchreibt. Sie vergöttern die vernunftloſe Materie, indem Sie dieſelbe als den Urheber des vernünftigen Menſchengeiſtes verehren. Sie ſchreiben ihr damit etwas zu, was ſie nicht beſitzt und auch nicht bewirken kann. Ob Sie muthwillig lügen, oder aus Unverſtand irren, werden Sie ſelbſt am beſten wiſſen. Natürlich wäre es ganz umſonſt, wenn ich mit Ihnen darüber noch weiter reden wollte. Ein Menſch, der al-

len Ernſtes behauptet, die vernunftloſe Materie habe den vernünftigen Menſchengeiſt producirt, verzichtet damit auf den geſunden Menſchenverſtand. Mit demſelben Rechte könnten Sie auch behaupten, jener Düngerhaufen habe die menſchliche Seele hervorgebracht.

W. Sie ſchätzen die Kraft und Würde des Stoffes viel zu gering und trauen ihm deshalb auch viel zu wenig zu. Hören Sie aber, was Büchner darüber ſagt: „Welche Wirkungen gäbe es, die wir dem Stoff nach dem, was wir bereits durch ihn geleiſtet ſehen, nicht zutrauen könnten! Nicht nur phyſikaliſche, ſondern auch geiſtige Kräfte wohnen ihm inne, und wie er nach und nach in einer aufſteigenden Stufenleiter Erzeugniſſe immer höherer Art bis zu dem Menſchen ſelbſt aus ſich hervorgebracht hat, ſo werden ſeinem Schooße vielleicht dereinſt Weſen entſteigen, welche uns an geiſtiger Kraft ſo weit überragen, wie wir die unter uns ſtehende Thierwelt.“ (Natur und Geiſt, S. 10.)

O. Daß Büchner mit dieſen Worten Wahnſinn ausſpricht, iſt noch von keinem vernünftigen Menſchen bezweifelt. Allein wenn Büchner und andere Narren raſen, ſind Sie darum auch verpflichtet zu raſen?

W. Gewiß nicht.

O. Ich behaupte, daß Sie raſend, toll und thöricht handeln, wenn Sie ſagen, daß der Stoff geiſtige Kräfte beſitzt. Dieſe Behauptung nehme ich nicht eher zurück, als bis Sie mir beweiſen, daß dem Stoffe geiſtige Kräfte inne wohnen. Können Sie das?

W. Darauf bin ich jetzt nicht vorbereitet.

O. Sie haben ja die Natur ſchon lange beobachtet. Haben Sie jemals wahrgenommen, daß mit dem Nickel, Eiſen, Gold oder einem andern Elemente geiſtige Kräfte verbunden ſind? Oder haben Sie jemals gehört oder geleſen, daß Andere am Stoffe geiſtige Kräfte bemerkt hätten?

W. Keineswegs.

O. Alle menſchliche Beobachtung und alle wahre Naturforſchung hat bis jetzt feſtgeſtellt, daß der Stoff etwas Vernunftloſes iſt. Wenn Sie dennoch behaupten, daß der vernunftloſe, geiſtloſe Stoff den vernünftigen Menſchengeiſt hervorgebracht habe, dann ſprechen Sie eine offenbare Lüge aus, die ebenſowohl aller Erfahrung, wie aller menſchlichen Vernunft Hohn ſpricht, und machen ſich ſelbſt zu einem elenden Stoffvergötterer.

W. Ich vergöttere den Stoff nicht.

O. Das thun alle Materialiſten. Büchner, deſſen Schriften Sie als die höchſte Wahrheit verehren, ſagt buchſtäblich: „Das Atom oder der kleinſte einfache Grundbeſtandtheil der Materie iſt der Gott, dem alles Daſein, das niederſte, wie das höchſte, ſeine Entſtehung verdankt.“ (Natur und Geiſt, S. 7.) Uebrigens würde ich mich freuen, wenn noch ſo viel Vernunft und Gewiſſen in Ihnen iſt, daß Sie anfangen, einer ſolchen verruchten Stoffvergötterung ſich zu ſchämen. Doch genug. Sie werden begreifen, daß der Gottesglaube von dem Materialismus ebenſowenig zu fürchten hat, als von irgend einem andern heidniſchen Blödſinn. Der ebenſo einfache, als unumſtößliche Satz, daß der vernunftloſe Stoff den vernünftigen Menſchengeiſt nicht hervorgebracht haben kann, ſtößt das ganze materialiſtiſche Syſtem über den Haufen. Das müſſen auch Sie erkennen, wenn Sie fähig und willig ſind, Ihre Vernunft recht zu gebrauchen.

W. Sie machen ſich die Sache doch zu leicht. Es giebt wirklich einen Stoff, der das Denken bewirkt, das iſt der Phosphor. Dies erkannte ſchon der berühmte Feuerbach und ſagte: Ohne Phosphor im Hirn ſei kein Gedanke, der Phosphor eigentlich denke in uns. Dieſe Entdeckung wird von dem ausgezeichneten Naturforſcher Moleſchott beſtätigt, welcher bezeugt: „Der Gedanke iſt eine Bewegung des Stoffes, eine Verſetzung des Hirnſtoffes, .. ohne Phosphor kein Ge-

danke." Das Denken ist demnach nichts anders als das Phosphoresciren des Gehirns.

O. Wenn der Phosphor das Denken besorgt, dann müssen auch die Schwefelhölzchen und Knochen, welche bekanntlich viel Phosphor enthalten, denkende Wesen sein. Indessen ist ja, wie die Materialisten sagen, nur dasjenige wahr, was sinnlich wahrnehmbar ist. Sie müssen mir also aus der sinnlichen Erfahrung beweisen, daß der Phosphor oder irgend ein anderer Stoff das Vermögen zu denken besitzt.

W. Das ist freilich unmöglich.

O. Damit geben Sie selbst zu, was ich behaupte: Die Materie ist geistlos, darum kann sie den denkenden Menschengeist nicht hervorgebracht haben.

2. Aus dem Unorganischen kann von selbst nichts Organisches entstehen.

Otto. Wie sind die lebenden Wesen auf Erden entstanden? Dieses zu erklären, haben sich die Gottesleugner und Materialisten die größte Mühe gegeben. Allein alles, was sie bis jetzt auf diese Frage geantwortet haben, erwies sich vor dem Richterstuhl der Vernunft als lächerlicher Unsinn.

Welland. Sie irren, Doctor. Sie scheinen nicht zu wissen, welch ein helles Licht die neuere Naturforschung gerade hierüber verbreitet hat. Nur Finsterlinge und Unwissende glauben noch, daß die lebenden Wesen ihr Dasein einem Schöpfer zu verdanken haben. Denn die Wissenschaft hat entdeckt, daß der Ursprung aller lebenden Wesen und somit auch des Menschen ein rein natürlicher ist. Dieser Fortschritt ist so groß, daß er, wie Büchner treffend sagt, „den größten wissenschaftlichen Entdeckungen aller Zeiten an die Seite gesetzt, wenn nicht gar vorangestellt zu werden verdient." In seiner Schrift: „Woher kommen wir?" S. 6.

Und Professor Häckel sagt: „Die Erkenntniß von dem natürlichen und speciell thierischen Ursprung des Menschen muß früher oder später eine vollständige Umwälzung in der ganzen Weltanschauung der Menschheit hervorbringen.“ Natürliche Schöpfungsgeschichte, S. 487.

Otto. Da haben Sie Recht. Wenn die Menschheit erst glaubt, daß sie von Thieren abstammt, dann wird eine „vollständige Umwälzung“ erfolgen, und ein vollständig bestialischer Zustand eintreten. Wird das Göttliche geleugnet, dann muß auch alle Humanität, alles edlere menschenwürdige Dasein untergehen. Das folgt nothwendig. Allein Sie haben noch immer meine Frage: Wie sind die lebenden Wesen auf Erden entstanden? nicht genügend beantwortet. Sie sagten nur, ihr Ursprung sei ein natürlicher. Was verstehen Sie darunter?

Welland. Sie sind durch die sogenannte generatio æquivoca, d. h. die unfreiwillige oder ungleichartige Zeugung entstanden. Darunter verstehe ich mit Büchner „eine Zeugung organischer Wesen ohne vorher dagewesene gleichartige Eltern oder Keime, bloß durch das zufällige oder nothwendige Zusammentreffen unorganischer Elemente und Naturkräfte, oder auch aus einer organischen, aber nicht von gleichartigen Eltern gelieferten Materie.“ (Kraft und Stoff, S. 66.)

O. Sie behaupten damit einen zwiefachen Unsinn. Bedenken Sie doch, wie himmelweit der Unterschied zwischen organischen und unorganischen Wesen ist. Organisch heißen solche Geschöpfe, welche einen gegliederten Leib besitzen und dadurch des Wachsthums fähig sind, wie Pflanzen, Thiere und Menschen. Anorganische dagegen sind alle diejenigen Geschöpfe, welchen solche leibliche Gliederung fehlt, wie die Mineralien und Naturkräfte. Schon eine oberflächliche Vergleichung zeigt, wie viel vollkommener die organischen, namentlich die lebenden Wesen sind. Denn diese besitzen Ge-

fäße zur Aufnahme von Nahrung, entwickeln ſich aus keimartigen Anfängen zu immer bedeutenderer Größe und Schönheit, und können ſich bewegen und fortpflanzen. In der anorganiſchen Welt dagegen, wie z. B. im Mineralreiche, hört alles Leben auf, da herrſcht der ſtarre Tod. Trotzdem lehrt ihr blinden Materialiſten, daß das Anorganiſche, der todte, lebloſe Stoff das Lebendige hervorgebracht habe, was eine abſolute Unmöglichkeit iſt.

W. Sie überſehen, daß die Materie eine ewige Bewegung beſitzt. Darüber ſagt Büchner: „Somit iſt das, was wir den Kreislauf des Stoffwechſels nennen, das Grundprincip aller Dinge, ja das Weſen der Welt ſelbſt, und bewegte Materie heißt der letzte Begriff, in den ſich alle Erſcheinungen der Natur auflöſen.“ (Natur und Geiſt, S. 7.) Wenn wir nun noch dazu nehmen, daß unendlich lange Zeiträume verfloſſen ſind, in denen ſich das Organiſche aus dem Anorganiſchen entwickelte, ſo hat eine ſolche Urzeugung oder generatio æquivoca gar keine Schwierigkeit.

O. Eine Lüge wird dadurch nicht wahrſcheinlich, wenn man ſie mit andern Lügen zu ſtützen ſucht. Der ewige Kreislauf des Stoffwechſels, ſowie die ewige Bewegung und Dauer des Stoffes ſind lauter unbewieſene Dinge, lauter Hirngeſpinnſte, von den Gottesleugnern erſonnen, um ihrem nichtigen Götzen, der Materie, einen einigermaßen erträglichen Anſtrich zu geben. Doch alles vergeblich. Und ſelbſt geſetzt, es gäbe eine ewig bewegte Materie, ſo kann ſie doch nichts Lebendiges erzeugen. Der todte Stoff kann von ſelbſt nichts Lebendiges hervorbringen. Dieſer Satz, den jeder vernünftige Menſch für wahr erklärt, verſetzt dem Materialismus den Todesſtoß. So urtheilen auch alle vernünftigen Naturforſcher. Der berühmte A. von Humbold ſagt: „Was mir am Strauß gar nicht gefallen hat, iſt der naturhiſtoriſche Leichtſinn, mit dem er die Entſtehung des Organiſchen aus dem Unorganiſchen annimmt, ja in Bildung des Men-

ſchen aus chaldäiſchem Urſchlamm keine Schwierigkeit findet."

W. Nun wohl. Ich ſehe ein, daß dieſe Art der generatio æquivoca allerdings vor der Vernunft nicht beſtehen kann. Allein mir bleibt noch eine andere Annahme übrig, nämlich eine Zeugung organiſcher Weſen aus einer organiſchen, aber nicht von gleichartigen Eltern gelieferten Materie. Dieſe Annahme liegt auch der berühmten Darwin'ſchen Entwickelungslehre zu Grunde, wonach alle Arten organiſcher Weſen ſich allmählich aus einer Urform gebildet haben. Dieſe Lehre erfreut ſich bereits allgemeiner Anerkennung und iſt unumſtößliche Wahrheit.

O. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß Darwin ſelbſt ſeine Lehre nur für „wahrſcheinlich" hält und daß ſie von vielen berühmten Naturforſchern verworfen wird. So nennt der ausgezeichnete Naturforſcher, Profeſſor Agaſſiz die Darwin'ſche Theorie einen wiſſenſchaftlichen „Mißgriff, unwahr in ſeinen Thatſachen, unwiſſenſchaftlich in ſeiner Methode und verderblich in ſeiner Tendenz."

W. Indeß iſt die Darwin'ſche Lehre ſo einleuchtend, daß auch Sie derſelben gewiß beiſtimmen werden. Bekanntlich zeigt ſich bei den organiſchen Weſen eine Stufenfolge, wonach ſich an die unvollkommeneren Arten immer vollkommenere ſchließen. So folgt auf das Reich der Fiſche das Reich der Amphibien, auf dieſes das Reich der Vögel, hierauf das Reich der Säugethiere und des Menſchen. Offenbar ſind nun die vollkommeneren Arten aus den zunächſt unter ihnen ſtehenden unvollkommeneren entſtanden. Nun iſt es Thatſache, daß jede Art innerhalb gewiſſer Grenzen in ihren einzelnen Individuen verſchieden und veränderlich iſt. Selbſt unter den Abkommen eines Paares herrſcht nie abſolute Gleichheit, ſondern ſtets Verſchiedenheit in Form, Farbe, Haltung ꝛc. Indem nun derartige Abweichungen und Eigenthümlichkeiten ſich forterben, ſo entſtehen Varietäten oder Abarten. Nun hat in jeder Species (Art) das einzelne In-

dividuum (Einzelwesen) am andern gleichsam einen Concurrenten (Mitbewerber) hinsichtlich seiner Lebensbedingungen. So findet zwischen allen ein Kampf um's Dasein statt, in welchem natürlich die am besten mit eigenthümlich günstigen Kräften ausgerüsteten Individuen Sieger bleiben. Hierfür spricht die bekannte Erfahrung, daß durch die künstliche Züchtung sich neue Arten von Nutzpflanzen und Hausthieren bilden. Dasselbe findet nun auch in der Natur statt, und das nennt Darwin die natürliche Züchtung oder Auswahl, natural selection. Das ist der eigentliche Schwerpunkt seiner Lehre. Die Natur wählt nämlich auf jeder Stufe, in jeder Art die günstigsten Abarten aus, die sich geschickter im Kampf um's Dasein erweisen. Sie nimmt die unscheinbarsten, vortheilhaften Veränderungen wahr, und bildet mit der Zeit, die Darwin ihr nicht fehlen läßt, neue Arten. So ist endlich aus der Zelle, der einfachsten organischen Urform, durch unendlich viele immer mehr sich bessernde und vollkommener ausgewählte Zwischenstufen das höchst organisirte Wesen, der Mensch, hervorgegangen.

O. Vortrefflich! Was doch die gute Mutter Natur nicht alles vermag! Sie hat so lange gezüchtet, gewählt und entwickelt, bis aus dem Fische ganz von selbst ein Crocodill, aus dem Crocodill ein Affe und daraus ein Mensch wurde — und das alles natürlich durch unendlich viele Zwischenstufen hindurch in unendlich langen Zeiträumen — nie ohne diese!

W. Ich erwartete von Ihnen Gründe zu hören, keinen Spott.

O. Darwin selbst erklärt seine Lehre nur für eine wahrscheinliche Hypothese (Vermuthung). Sie aber haben dieselbe mit einer so ernsthaften und feierlichen Miene vorgetragen, daß es mir scheint, Sie halten dieselbe für eine bereits bewiesene Thatsache. Aber so seid Ihr Gottesleugner. Unbedingt glaubt Ihr die unsinnigste Vermuthung,

wenn ſie Euch nur dazu dient, den Weltſchöpfer überflüſſig zu machen.

W. Es ſcheint, Sie wiſſen gegen die Darwin'ſche Lehre keine Gründe vorzubringen.

O. Mein Haupt-Grund gegen die Darwin'ſche Lehre iſt die Unveränderlichkeit oder Beſtändigkeit der Arten. Zwar läßt jede Art einen gewiſſen Spielraum frei, ſo daß nicht bloß die Individuen einer und derſelben Art große Verſchiedenheit zeigen, ſondern ſelbſt neue Raſſen entſtehen. Dies ſehen wir an den Nutzpflanzen, Hausthieren und an den Menſchen. Allein dieſe Veränderlichkeit iſt in ganz beſtimmte und feſte Grenzen eingeſchloſſen, welche nie überſchritten werden können. Nie hat ſich eine Art aus einer andern Art entwickelt. Kein Uebergang, keine Zwiſchenſtufe, keine Veränderung giebt es, wodurch aus einer beſtimmten Art eine andere hervorgehen könnte. Aus einer Ente wird nie ein Schwan, aus einem Eſel nie ein Pferd, aus einem Vogel nie ein Säugethier, aus einem Affen nie ein Menſch. Gleiches erzeugt immer wieder nur Gleiches. Art läßt nicht von Art. Oder iſt Ihnen ein Fall bekannt, daß aus einem Hühnerei eine Gans geworden wäre, oder daß Katzen einen Hund erzeugt hätten?

W. Das nun gerade nicht. Allein Sie unterſchätzen zu ſehr die Veränderlichkeit der Arten. Und doch iſt dieſelbe erſtaunlich groß. Vergleichen Sie z. B. einen Schooßhund mit einem Bullenbeißer, ſo zeigt ſich ein ſo bedeutender Unterſchied, daß es ſcheint, ſie gehörten ganz verſchiedenen Arten an. Wenn nun eine Varietät (Abart) ſich immer mehr verändert, im Laufe der Zeit immer neue Eigenthümlichkeiten annimmt und forterbt, und wenn dazu noch beſondere klimatiſche Einflüſſe mitwirken, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß endlich eine ganz neue Art entſteht. Mit Recht nennt deshalb Darwin die Varietäten werdende Arten.

O. Eure Verwandlungslehre hat allerdings einen Nutzen, nämlich den, daß sie Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen giebt. Auch war sie dem Alterthum nicht unbekannt. So fabelt schon der römische Dichter Ovid ganz allerliebst, wie Steine in Menschen, Menschen in Bäume verwandelt wurden. Ebenso ergötzlich fabeln Demaillet, Buffon, Lamarck, Geoffroy St. Hilaire und andere Vorläufer der Darwin'schen Theorie (Lehre). Nach ihnen entstanden in der Urzeit zuerst Kräuter, die sich allmählich in Sträucher, dann in niedere und zuletzt in höhere und vollkommenere Bäume verwandelten. Fische, welche versuchten, sich über die Oberfläche des Wassers zu erheben, wurden zu fliegenden Fischen. Später wurden sie auf die Bäume der Inseln und Küsten entführt, und sollen dann Vögel und Kletterthiere erzeugt haben. Aus einem schwimmenden Bären wurde zunächst ein Seehund, weiter ein Delphin und endlich ein Wallfisch. Doch ihren Gipfel erreichten diese Narrenspossen in der Fabel, daß der Mensch vom Affen abstamme, wie die neueren Gottesleugner lehren. Deshalb wurde auch von ihnen die Lehre Darwin's mit Freuden begrüßt. „Die thierische Abstammung des Menschen," sagt Büchner, (in: Wer sind wir? S. 171) „ist eine nothwendige Consequenz der Darwin'schen Theorie, und sie wird auch als solche von allen ernstlichen Anhängern Darwin's unbestritten anerkannt." Zwar glaubte die Menschheit bisher, daß zwischen Mensch und Vieh eine himmelweite Kluft bestehe, die durch nichts ausgefüllt werden könne. Allein die Gottesleugner sind so freundlich, uns darüber zu belehren, daß zwischen dem Menschen und dem Vieh im Grunde sich eigentlich gar kein wesentlicher Unterschied finde.

W. So weit gehen die Materialisten denn doch nicht.

O. Das mag Ihnen unangenehm sein, ist aber trotzdem wirklich der Fall. Der berüchtigte Büchner sagt wörtlich: „Alle s. g. specifischen (wesentlichen) Unterscheidungs-

zeichen zwiſchen Menſch und Thier werden bei genauerer Betrachtung hinfällig, und ſelbſt die für die charakteriſtiſchſten gehaltenen Attribute (Eigenſchaften) der Menſchlichkeit, wie geiſtige und moraliſche Eigenſchaften, aufrechter Gang und freier Gebrauch der Hand, menſchliche Phyſiognomie (Geſichtsausdruck) und artikulirte Wortſprache, geſellſchaftliches Weſen und Sinn für Religioſität u. ſ. w., u. ſ. w. verlieren ihren Werth und werden relativ, ſobald man ſich zu eingehenden und auf Thatſachen geſtützten Vergleichen herbeiläßt, und dabei nicht bloß, wie gewöhnlich, den höchſtgebildeten Europäer, ſondern auch jene dem Thier näher ſtehenden Menſchen und Menſchenarten in das Auge faßt, welche keine Gelegenheit hatten, ſich aus dem rohen Ur- und Naturzuſtande zu der Stufe des civiliſirten Menſchen emporzuſchwingen (in: Wer ſind wir? S. 208)." Auch ſonſt ſpottet Büchner über den „Hochmuth" und die „komiſchen Ausbrüche tugendhafter Entrüſtung" bei denen, welche ſich für beſſer halten als das Vieh, und mit den alten Heiden ſogar glauben: „Wir ſind göttlichen Geſchlechtes." Uebrigens leugne ich durchaus nicht, daß wer das Daſein Gottes leugnet, weit unter das Vieh herabſinkt.

W. Mit Unrecht bezeichnen Sie die Darwin'ſche Theorie als eine Fabel. Wenn fortgeſetztes Variiren oder Abändern, natürliche Zuchtwahl, der Kampf um das Daſein und klimatiſche Einflüſſe zuſammenwirken, ſo iſt offenbar, daß ſich ſehr leicht aus einer Art eine andere Art höher organiſirter Weſen entwickeln kann.

O. Alle dieſe Mittel und Einflüſſe ſind ſchon ſeit Jahrtauſenden wirkſam. Und doch weiß die Geſchichte von keinem einzigen Fall, daß ſie die Entſtehung einer neuen Art herbeigeführt hätten. Im Gegentheil lehrt ſie, daß bereits im höchſten Alterthume alle organiſchen Weſen, welche ſie erwähnt, im Weſentlichen gerade ebenſo beſchaffen waren, wie wir ſie jetzt ſehen. Die Ibis, deren Mumien man in den

Pyramiden Egyptens gefunden hat und die schon mehrere tausend Jahre alt sind, gleichen den jetzt lebenden Individuen so genau, daß sie nicht davon unterschieden werden können. Dazu kommt die Erfahrung der Gegenwart. Alle Organismen sind zum Gegenstande der genauesten Beobachtung gemacht. Ueber die einzelnen Pflanzen und Thiere sind die sorgfältigsten Forschungen angestellt und ganze Bücher geschrieben. Man kennt die Flora und Fauna (Thier- und Pflanzen-Reich) fast sämmtlicher Länder. Doch so weit sich unsere Kenntniß der Natur auch vervollkommnet hat, immer und überall hat sich dasselbe Resultat (Ergebniß) herausgestellt, daß Gleiches nur Gleiches erzeugt. Bis jetzt ist noch kein einziger Fall constatirt (verbürgt), daß aus einer Art ein Wesen anderer Art sich heraus entwickelt habe. Mögen die Einzelwesen einer Art noch so sehr sich abändern und noch so verschiedene Rassen bilden, so geschieht dies doch immer innerhalb der festen Schranken, welche die Art ihnen anweist. Affen können nur Affen erzeugen und in alle Ewigkeit — keinen Menschen. Die Abkömmlinge einer Art gleichen immer wieder ihren Eltern. Das ist ein Grundgesetz der Natur, eine Regel ohne Ausnahme. Das sind Thatsachen, welche beweisen, daß die Arten beständig und unveränderlich sind. Thatsachen, welche unumstößlich feststehen, wie Felsen, woran alle Umwandlungs-, Entwickelungs- und Abstammungs-Theorien Darwin's und der Gottesleugner ewig kläglich scheitern müssen. Haben Sie gegen diese Thatsachen etwas einzuwenden?

W. Allerdings. Ich behaupte nämlich mit Vogt: „Daß fast bei allen ähnlichen Säugethierarten, über welche man bisher Beobachtungen angestellt hat, sowohl die Erzeugung von Bastarden, als auch diejenige von fruchtbaren Bastarden nachgewiesen ist." Es ist also ausgemacht, daß Thiere verschiedener Arten, wie z. B. Pferd und Esel fruchtbare Bastarde erzeugen, d. h. solche Abkömmlinge, welche die

Fähigkeit der Fortpflanzung haben. Dadurch ist aber erwiesen, daß die Arten nicht beständig sind. Denn da durch Bastardbildung neue Arten entstehen, so ist damit die Annahme begründet, daß auch durch Variiren sich neue Arten entwickeln können.

O. Diese Behauptung Vogt's ist „completer Unsinn," wie der berühmte Naturforscher Andreas Wagner dargethan hat. Vogt weiß nicht einmal, was eine Art ist, indem er sagt: „was man Art nennt, ist überhaupt eine Abstraction, gestützt auf die Beobachtung gleichartiger Individuen." Dagegen beweist Wagner, daß es ein sicheres Kriterium (Kennzeichen) giebt, durch welches wir mit logischer Schärfe und wissenschaftlicher Evidenz (Klarheit) die Arten bestimmt von einander absondern können. Alle Individuen nämlich, welche das Vermögen haben, sich mit einander fortzupflanzen, gehören zu einer und derselben Art, dagegen diejenigen, denen ein solches abgeht, zu verschiedenen Arten. Nun ist es wahr, Thiere verwandter Arten vermischen sich mit einander, wie Pferd und Esel, Hund und Fuchs, Hund und Wolf, Schaf und Muflon, Ziege und Steinbock, Paco und Vicunna, Rind und der javanische Wildochse (Banteng) u. s. w. Doch ist wohl zu beachten, daß solche Vermischung im freien Zustande zu den außerordentlichsten und allerseltensten Fällen gehört, und im Hausstande in der Regel nur unter Vermittelung des Menschen erfolgt. Die Erfahrung lehrt auch, daß solche nahverwandte Thiere Bastarde mit einander erzeugen können, eben so gut wie Pferd und Esel. Diese Bastarde aber können sich bei reiner Inzucht, d. h. bei gänzlichem Ausschluß der ferneren Einwirkung der älterlichen Stämme nicht forterhalten; sie sind unfruchtbar und sterben aus. Das ist eine erwiesene Thatsache. Mit Recht bemerkt darüber Rudolph Wagner: „Dieses tiefgreifende Gesetz besteht zum Schutze der historischen Existenz der Arten." Dieser bestimmte Charakter derselben ruht

auf einem Naturgeſetze, welches der Schöpfer mit den Worten ausgeſprochen hat: „Die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach ſeiner Art.“ 1. Moſ. 1, 24. Jahrtauſende ſind ſeitdem vergangen, doch durch ſo viele Tauſende von Generationen hindurch haben alle Arten ihre Formen und Charactere auf das Treueſte bewahrt.

W. Das iſt allerdings überraſchend.

O. Sie ſehen: nur eine oberflächliche Betrachtung der Natur führt von Gott ab, während eine gründliche Kenntniß derſelben zu Gott zurückführt.

W. Da die Bildungsfähigkeit der Natur eine ſo erſtaunlich große iſt, ſo berechtigt mich dies zu der Annahme, daß durch Variiren oder Abändern ſehr leicht neue Arten entſtehen können.

O. Hören Sie, was der berühmte Kenner der Zoologie (Lehre vom Thierreich), Andreas Wagner, hierüber ſagt: „Wir wiſſen mit untrüglicher Gewißheit, daß alle die verſchiedenen Formen unſeres Haushundes, ebenſo die ſämmtlichen Formen des zahmen Rindes, des Hausſchafes, der Hausziege, ſo verſchieden ſie auch in Geſtalt, Größe, Färbung und zum Theil in den Inſtinkten und an Intelligenz ſein mögen, durchaus nur Raſſen je einer und derſelben Art ſind. Wir wiſſen Letzteres, weil uns die gegenſeitige unbedingte Fortpflanzungsfähigkeit genannter Raſſen ſattſam bekannt iſt.“ (Naturwiſſenſchaft und Bibel, S. 28.) Dasſelbe gilt von den Raſſen aller übrigen Thiere. Es iſt demnach ein unverbrüchliches Naturgeſetz, daß das Variiren oder Abändern nur innerhalb ganz beſtimmter Grenzen ſtattfindet, und nie über die Art hinausgeht. Wenn Sie nun trotz alledem behaupten, daß durch Variiren ſich neue Arten bilden, ſo ſchlagen Sie damit aller Erfahrung, ja der Natur ſelbſt in's Angeſicht.

W. So bin ich denn freilich genöthigt, dieſe Behauptung fallen zu laſſen.

O. Damit fällt zugleich ein anderer Irrthum. Sie sagten, daß alles organische Leben sich aus der denkbar einfachsten Form des Organismus, aus der Zelle entwickelt habe, und daß letztere durch Urzeugung entstanden sei. Nun ist es aber bekannt, daß alle verständigeren Naturforscher die generatio æquivoca als unhaltbar aufgegeben haben. Selbst Büchner erklärt sie für „zweifelhaft" (Natur und Geist, S. 230). Darwin führt die ersten Formen und Lebenskeime geradezu auf den Schöpfer zurück (Ueber die Entstehung der Arten, übersetzt von Dr. H. G. Bronn, S. 494) und verwirft gleichfalls die Urzeugung.

W. Auch ich bin von der Haltlosigkeit dieser Ansicht jetzt überzeugt. Denn durch chemische Processe kann aus dem Unorganischen kein Organismus entstehen.

O. Es ist also eine Lüge, daß aus dem Unorganischen sich das Organische von selbst entwickelt habe, wie die Gottesleugner behaupten. Dawider streiten die Natur, die Geschichte und die sinnliche Erfahrung. Dagegen bleibt es unumstößliche Wahrheit, daß der todte Stoff die organischen und lebenden Wesen nicht hervorgebracht haben könne.

3. Der bewußtlose Stoff kann nicht die Ursache dieser zweckmäßig geordneten Welt sein.

O. Der Stoff ist bewußtlos, ohne Sinn, Verstand und Vernunft, wie jener Holzblock. Und doch behaupten die Materialisten, der vernunftlose Stoff habe den Wunderbau dieser schönen Welt hervorgebracht, deren Einrichtungen sämmtlich das Gepräge der höchsten Zweckmäßigkeit an sich tragen. Das Vernunftlose soll also der Urheber einer Welt sein, worin uns überall die Spuren der vollkommensten Weisheit entgegen treten. Die Natur, dieses Meisterstück eines unendlichen Verstandes, soll von dem verstandlosen Stoffe gebildet sein. Bekennen Sie sich auch zu diesem Unsinn?

W. Ich halte es mit Büchner, welcher ſagt, daß die Stoffe „durch ein gegenſeitiges bewußtloſes Spiel die Welt erzeugen“ (Natur ꝛc., S. 282). „Der Plan exiſtirt nicht, er iſt nur ſcheinbar da. Die Kräfte wirken nothwendig blind, und aus ihrem Zuſammenwirken entſtehen die Weſen“ (Kraft ꝛc., S. 91). „Ich leugne den Zweck in der Natur, und möchte den ſchädlichen und zu zahlloſen Irrthümern und falſchen Anſchauungen führenden Zweckmäßigkeitsbegriff gänzlich aus den Naturwiſſenſchaften verbannt wiſſen“ (Natur ꝛc., 269). Um dies zu beweiſen, ſagt Büchner: „Wir können nie von Zweckmäßigkeit reden, da wir ja die Dinge nur in dieſer einen gewiſſen Geſtalt und Form kennen und keine Ahnung davon haben, wie ſie uns in irgend einer andern Geſtalt und Form erſcheinen würden! . . . Welche natürliche Einrichtung gäbe es, welche er (unſer Verſtand) ſich nicht in einer oder der andern Hinſicht noch zweckentſprechender vorſtellen könnte? (Kraft ꝛc., S. 87.)

O. Wenn es an eine Verbeſſerung der Welt gehen ſollte, ſo würden die Anſichten darüber gewiß ſehr verſchieden ausfallen. Einige würden es ohne Zweifel für zweckentſprechender halten, wenn die Erde ſich in ein Schlaraffenland verwandelte, worin die Tauben gebraten herumflögen und die Bäche mit Wein und Bier flößen. Andern würde es vielleicht zweckentſprechender erſcheinen, wenn der Menſch einen Kletterſchwanz hätte, oder wenn er auf drei Beinen liefe, oder Flügel zum Fliegen hätte. Indeſſen glaubt man doch bemerkt zu haben, daß der Leib des Menſchen ſehr zweckentſprechend eingerichtet ſei. Oder können Sie ſich auch nur vorſtellen, wie der Leib des Menſchen zweckmäßiger eingerichtet ſein könnte?

W. Das nun gerade nicht. Aber doch leugne ich alle Zweckmäßigkeit in der Natur. Der bewußtloſe, blind wirkende Stoff hat alle Dinge hervorgebracht. Zwiſchen dieſen Dingen giebt es nun mancherlei Wechſelbeziehungen, welche

theils ein Werk des Zufalls, theils der Nothwendigkeit sind. Wenn wir dann Zweckmäßigkeit erblicken, so ist das nur eine Einbildung unsers Verstandes, der nach Kant ein Wunder anstaunt, was er selbst erst geschaffen hat. So stellt Büchner die Sache dar, und ich meine, er hat vollkommen recht.

O. Sie machen es mir diesmal leicht, Sie zu widerlegen. Doch was steht dort im Hofe für ein neuer schöner Wagen?

W. Das ist mein Familienwagen, den ich mir erst kürzlich habe machen lassen, um zuweilen mit den Meinigen ausfahren zu können. Wie gefällt er Ihnen?

O. Er ist wirklich ausgezeichnet gut gerathen. Alles vom besten Holz und Eisen, um eine schwere Last tragen zu können. Die Räder stark und dauerhaft, damit sie auch bei den schlechten Wegen nicht zerbrechen. Die Stühle sind weich gepolstert, um einen bequemen Sitz zu gewähren. Das Verdeck ist hoch und hält die Sonnenstrahlen und den Regen ab. Die Deichsel ist für vier Pferde eingerichtet, und der Sitz für den Kutscher darum so hoch, damit er die Pferde desto besser übersehen und lenken kann. Wie praktisch sind an seiner Seite die Laternen angebracht, um bei dunkler Nacht den Weg zu erhellen. Und um das Auge zu ergötzen, ist alles mit den angenehmsten Farben bemalt.

W. Und sehen Sie nur diese Springfedern! sie sind stark und doch dabei so elastisch, daß man auch auf den holprigsten Pfaden das Stoßen nicht fühlt.

O. Dieser Wagen ist in seiner Art wirklich ein Meisterstück. Wer hat denselben gemacht?

W. Herr Steinhorst, der berühmteste Wagenmacher der Stadt.

O. Da sind Sie nun freilich, mein Bester, in einem großen Irrthume. Menschen haben diesen Wagen nicht gemacht. Derselbe besteht aus Holz, Eisen, Leder, Glas,

Farbe u. dergl. Dieſe bewußtloſen, blind wirkenden Stoffe haben dieſen Wagen hervorgebracht.

W. Was fällt Ihnen ein? Alle Theile dieſes Wagens ſind ſo zweckmäßig auf den Nutzen der Paſſagiere berechnet, darum kann er ja unmöglich das Werk bewußtloſer Stoffe ſein.

O. Es giebt an dieſem Wagen nichts Zweckmäßiges. Was Ihnen als ſolches erſcheint, ſind die Wechſelbeziehungen, welche zwiſchen den verſchiedenen Verbindungen des Stoffes theils zufällig, theils nothwendig entſtanden ſind. Somit iſt die gerühmte Zweckmäßigkeit des Wagens nur eine Einbildung Ihres Verſtandes, der nach Kant ein Wunder anſtaunt, was er ſelbſt erſt geſchaffen hat.

W. Sind Sie verrückt, Doctor? Dieſer Wagen iſt nicht bloß ſcheinbar, ſondern wirklich ſehr zweckmäßig eingerichtet. Ueberall zeigt ſich ja ganz deutlich eine wirkliche Zweckmäßigkeit, d. h. das gelungene Streben, gewiſſe Abſichten durch die geeignetſten Mittel zu erreichen. So z. B. iſt das Verdeck doch gewiß ein paſſend gewähltes Mittel, um die im Wagen Sitzenden vor Regen und Sonnenhitze zu ſchützen. Wo uns aber Zwecke und Abſichten entgegentreten, da zeigt ſich das Walten eines ſelbſtbewußten vernünftigen Weſens, nämlich des Menſchen, und es iſt deshalb einfach Unſinn, wenn Sie dieſen Wagen für das Werk des bewußtloſen, blindwirkenden Stoffes ausgeben.

O. Mit viel größerem Rechte zeihe ich Sie der Verrücktheit. Die Zweckmäßigkeit des Wagens überzeugt Sie, daß er das Werk eines vernünftigen Weſens iſt. Sollte nicht die Zweckmäßigkeit in der Natur Sie noch viel mehr bewegen, darin das Walten eines vernünftigen Weſens zu erkennen?

W. Darin ſehe ich nur das Spiel des Zufalls.

O. Der Zufall iſt etwas Ohnmächtiges und Vernunftloſes. Er kann darum nicht die Urſache dieſer ſo zweckmäßig

eingerichteten Welt ſein. Gehen Sie einmal in eine Druckerei, nehmen Sie die vierundzwanzig Buchſtaben, werfen Sie dieſelben durch einander und ſehen Sie dann zu, ob daraus wohl durch Zufall ein vernünftiger Satz entſteht.

W. Da könnte ich freilich lange warten.

O. Glauben Sie nun, daß der Zufall Ihren Wagen hervorgebracht habe?

W. Nein.

O. Warum nicht?

W. Die zweckmäßige Einrichtung deſſelben zeugt von einem ſelbſtbewußten Verſtande, welchen man doch dem Zufall nicht zuſchreiben kann.

O. Sie ſehen ein, daß der Zufall nicht einmal einen Wagen hervorbringen kann, ſollte er denn im Stande ſein, dieſe mit ſo unendlicher Weisheit geordnete Welt zu bilden? Mit Recht ſagt deshalb ſchon der Heide Cicero: „Wenn die zufällige Verbindung von Atomen dieſes Weltganze bilden konnte, warum kann ſie keinen Tempel und keinen Portikus, keine Stadt und kein Haus hervorbringen, was doch Alles ein viel geringeres und leichteres wäre?“

Prüfen wir nun, ob in dem Weltall Zweckmäßigkeit walte oder nicht.

Das edelſte und begabteſte Weſen, die Krone der Schöpfung, iſt der Menſch. Seine Aufgabe iſt es unter anderm auch, die Natur zu erkennen und ſich dienſtbar zu machen. Dazu bedarf er der Augen, der Ohren und der übrigen Sinneswerkzeuge. Hier zeigt ſich nun eine wunderbare, vorherbeſtimmte Harmonie. Während nämlich das Kind noch im Mutterleibe ruht, wird im Dunkeln das Auge gebildet, um geboren dem Lichte zu entſprechen. Ebenſo iſt es mit den übrigen Sinnen. Vor ſeiner Geburt hat der Menſch keine Ahnung von der Welt, welche ſeiner wartet. Doch ſiehe! während er noch im Schooße der Mutter ſchlummert, werden alle ſeine Glieder und Organe zubereitet zum Ge-

brauche in einer Welt, in welcher er noch nicht lebt. Sein Ohr wird bereitet zur Aufnahme von Tönen, welche er noch nicht hört. Und wird nun der Menſch zur Welt geboren, ſo zeigt ſich, daß ſeine Glieder und Sinne auf's vollkommenſte ihrer Beſtimmung entſprechen.

W. Das kann allerdings nicht das Spiel des Zufalls ſein.

O. Sollen die Menſchen auf Erden leben, ſo müſſen zu ihrer Erhaltung gewiſſe Bedürfniſſe erfüllt werden, ohne welche ſie bald vergehen würden. Dieſe ſind Land, Licht, Wärme, Luft, Waſſer, Nahrung und Kleidung. Es ſind nun Einrichtungen getroffen, um dieſe Lebensbedingungen herzuſtellen. Das Feſtland iſt geſchaffen, um dem Menſchen einen ſichern Wohnſitz zu gewähren. Die himmliſchen Geſtirne, insbeſondere die Sonne, ſind dazu geordnet, um ihnen Licht und Wärme zu ſpenden. Der Luft iſt gerade eine ſolche chemiſche Zuſammenſetzung gegeben, wie ſie dem Menſchen zum Athmen heilſam iſt. Regen, Quellen, Bäche, Flüſſe und Seen ſind beſtimmt, uns mit dem nöthigen Trinkwaſſer zu verſorgen. Doch beſonders wichtig iſt die Aufgabe des Pflanzen- und Thierreiches, denn ſie liefern uns das Feuermaterial zu unſerer Erwärmung, die Stoffe zu unſerer Kleidung und die Mittel zu unſerer Ernährung. Könnten dieſe Einrichtungen zur Erhaltung der Menſchheit zweckentſprechender ſein?

W. Auch darin ſehe ich mehr, als bloßen Zufall.

O. Von jeher haben die Menſchen die Ordnung bewundert, welche in den Bewegungen der Geſtirne herrſcht, und daraus auf einen allweiſen Ordner geſchloſſen. Laſſen Sie mich Ihnen mittheilen, was einige der größten Aſtronomen darüber geſchrieben haben. Mädler ſagt: „Die ſchöne Harmonie zwiſchen allen Theilen des großen Univerſums birgt unverkennbare Spuren einer ſelbſtbewußten und freiwirkenden Willenskraft. Die Kometen ſind

unabweisbare und deutliche Zeichen einer im Universum waltenden weisen und allmächtigen Gottheit."[2] — Der Petersburger Astronom F. Th. Schubert sagt: „Wenn man nun, nachdem die Welt Jahrtausende ohne Zerrüttung und Unordnung fortgedauert hat, durch die genauesten Beobachtungen und Rechnungen entdeckt, daß eben das, was wir positive Gesetze genannt haben, die Quelle dieser Ordnung ist, daß diese Gesetze gerade so bestimmt oder gewählt sind, wie es nöthig war, damit die Welt nicht Jahrtausende, sondern eine Ewigkeit hindurch in ihrem jetzigen Zustande bestehen konnte,—kann man da wohl noch an Zufall denken, wo alles so deutlich Absichten und Pläne zeigt? Kann man da noch die unendliche Weisheit verkennen, die für die Erhaltung ihres Werkes nicht minder, als für dessen Schönheit sorgte? . . . Sie (die astronomischen Rechnungen) zeigen, daß bei einer anderen Vertheilung der Planetenmassen eine gänzliche Umwandlung, bei einem anderen Verhältniß der Bahnen vielleicht eine endliche Zerstörung des Sonnensystems erfolgen würde; daß aber durch die wirkliche Vertheilung für ewige Dauer derselben gesorgt ist. Wer ist fähig, diese erhabenen Wahrheiten zu begreifen, ohne voll Dank und Bewunderung die unendliche Weisheit anzubeten, die die vollkommenste Maschine zu ewiger Dauer bestimmte, in ihre erste Einrichtung den Keim der Unsterblichkeit legte, und den Weltkörpern unübersteigliche Grenzen vorzeichnete, in denen ihr großer Sphärentanz ohne Verwirrung und Unterbrechung fortdauen kann."[3] — Ebenso bestimmt erklärt Laplace, daß der Zufall die Bewegungen des Planetensystems nicht angeordnet haben könne: „Man findet durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß man mehr als viertausend Milliarden (4,000,000,000,000) gegen eins setzen kann, daß diese Anordnung nicht die Wirkung des Zufalls ist; das bildet eine viel höhere

Wahrſcheinlichkeit, als die der hiſtoriſchen Ereigniſſe, über welche man ſich keinen Zweifel erlaubt. Wir müſſen alſo wenigſtens mit derſelben Zuverſicht glauben, daß eine primitive (urſprüngliche) Urſache den Planeten ihre Bahnen angewieſen hat." [4] Wenn alſo die Geſetze, nach denen ſich die Sterne bewegen, ſo deutlich Abſichten und Pläne zeigen, was folgt daraus?

W. Daß man dabei nicht an Zufall denken kann.

O. Werfen wir nun noch einen Blick auf das Pflanzen- und Thierreich. Es giebt nach Dr. H. G. Bronn etwa 250,000 verſchiedene Arten organiſcher Weſen, die uns bekannt ſind.[5] Alle dieſe Geſchöpfe beſitzen die Organe, welche ſie zu ihrer Exiſtenz nöthig haben und welche ſich ſchon im Embryo, der ihrer noch nicht bedarf, zu künftigen Zwecken entwickeln. Die Einrichtung ihres Körperbau's iſt von der wunderbarſten Zweckmäßigkeit. Alle Einzelnheiten ſtimmen harmoniſch zu einem vollkommenen Organismus zuſammen, wovon kein Theilchen willkührlich geändert werden kann, ohne das Ganze zu gefährden. Und indem die Arten ſich fortpflanzen, entſtehen immer wieder Weſen, in denen dieſelbe Form und dieſelbe planmäßige Einrichtung ſich wiederholt. Alle Geſchöpfe beſitzen eine ſolche Einrichtung, welche genau darauf berechnet iſt, daß ſie in dem Elemente und in dem Clima, welches ihnen angewieſen iſt, ein geſichertes Daſein führen können. Wie zweckentſprechend ſind die Organe, welche den Pflanzen gegeben ſind, um dadurch aus dem Boden und der Luft diejenigen Stoffe an ſich zu ziehen, die ſie zu ihrem Wachsthum bedürfen! Müſſen wir nicht den Bau des Fiſches bewundern, der ihn befähigt, im Waſſer zu ſehen, zu athmen, und ſich pfeilſchnell zu bewegen? Iſt nicht die Körperbildung der Vögel und namentlich ihrer Flügel, womit ſie leicht und anmuthig die Räume des Himmels durchſchweben, ein Kunſtwerk, das von unendlicher Weisheit zeugt? Kurz, jedes Weſen iſt in ſeiner Art ein

Meiſterſtück, und ſeine Einrichtung von ſo vollkommener Zweckmäßigkeit, daß ſie nur einen unendlichen Verſtand zum Urheber haben kann. Deshalb werden auch Sie gewiß dem ſchönen Worte des Ariſtoteles beiſtimmen: „Derjenige, welcher in der Natur ein verſtändiges Weſen als die Urſache der Welt und der Ordnung darin annahm, ſcheint mir gegen jene taumelnden Philoſophen, welche dem Zufall ſo etwas zuſchreiben, gleichſam nüchtern.“ [6]

So offenbart ſich im Haushalt der Natur ein ſelbſtbewußter Geiſt, der Alles nicht blos im Großen und Ganzen, ſondern bis ins Einzelnſte zweckmäßig ordnet. Wie Darwin bemerkt, ſind einigen Inſekten große Kinnladen gegeben, welche nur zum Oeffnen ihrer Cocons dienen. Das Ende des Schnabels junger Vögel iſt mit einem zarten Spitzchen verſehen, womit ſie beim Ausſchlüpfen die Eiſchaale aufbrechen. [7] Wie merkwürdig iſt der thieriſche Inſtinkt! Die Larve des Hirſchhornkäfermännchens baut ſich bei ihrer Verpuppung ein größeres Gehäuſe, als ſie zur Ausfüllung mit ihrem zuſammengekrümmten Leibe braucht, damit die dereinſt ſich entwickelnden Hörner auch noch Platz haben. Was weiß die Larve von ihren künftigen Hörnern? Gar nichts, ſie bedarf derſelben nicht, und doch ſorgt ſie ſchon für die Organe, die ſie erſt in ihrem zukünftigen Zuſtande beſitzen wird. Wie zweckmäßig jedes Geſchöpf für ſeine beſondere Lebensweiſe eingerichtet iſt, ſehen wir u. a. am Specht. Zum Klettern dient ihm ſeine eigenthümliche Fußbildung, indem hier zwei Zehen nach hinten, zwei nach vorne gerichtet ſind. So ſehen wir ihn mit der größten Leichtigkeit fortwährend die Bäume kletternd hinauf, nie aber abwärts wandern, überall mit dem Schnabel an die Rinde pochend, bis die Larven hervorkriechen, oder bis er eine hohle, von Inſekten angefreſſene Stelle findet. Bei dieſen Bewegungen dient ihm auch noch der kurze, keilförmige, ſehr ſteife Schwanz als Stütze. Der Schnabel iſt gerade, kantig, ſtark, nach der

Spitze keilförmig zuſammengedrückt, um die harten Borken zu durchhämmern. Zum Fang der Larven ſind ſie noch beſonders ausgerüſtet. Sie ſchnellen nämlich ihre weit vorſtreckbare wurmförmige Zunge ſo blitzſchnell hervor, daß die Larven, auf welche ſie es abgeſehen haben, nicht Zeit haben, ſich zu verkriechen, und um die Wirkſamkeit dieſes Organs noch mehr zu erhöhen, iſt es an der Spitze hornig und mit Widerhäkchen beſetzt. Man begreift, daß das von einer ſolchen Waffe getroffene Inſekt unrettbar verloren iſt. Im Hinblick auf das Walten Gottes in der Natur ſagt der berühmte Naturforſcher Agaſſiz mit Recht: „Die Welt iſt die Manifeſtation (Offenbarung) eines ebenſo mächtigen, als fruchtbaren Gedankens, Beweis einer ebenſo unendlichen, als weiſen Güte, der greifbarſte Beweis für die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes, erſten Erſchaffers aller Dinge, Regulators der ganzen Welt, Vertheilers alles Guten.“ Oder glauben Sie noch, daß die in der Welt herrſchende Ordnung und Zweckmäßigkeit nur eine ſcheinbare und eingebildete iſt, wie die Gottesleugner vorgeben?

W. So viel ſteht mir jetzt feſt, daß die Zweckmäßigkeit in der Natur eine wirkliche iſt, und daß ſie nicht das Werk des blinden Zufalls ſein kann. Allein ich frage mit Büchner: „Warum ſchrieb die Schöpferkraft nicht ihren Namen mit Zügen von Sternen an den Himmel? Warum gab ſie den Weltkörperſyſtemen nicht eine Anordnung, aus welcher ihre Abſicht und Anſicht unzweifelhaft erkannt werden müßte?“ (Kraft ꝛc., S. 51.)

O. Ich antworte mit einer Gegenfrage: Wodurch offenbart ein Künſtler ſein Genie am deutlichſten, durch ſeine bloße Namensſchrift oder durch das Kunſtwerk ſelbſt?

W. Durch das Kunſtwerk ſelbſt, weil daraus ſeine Weisheit am deutlichſten hervorleuchtet.

O. Nun iſt den Weltkörperſyſtemen eine ſolche Anordnung gegeben, daß die Geſtirne ihre ſo künſtlich verſchlungenen

Bahnen dahin ziehen, ohne jemals in Verwirrung gerathen zu können, und daß sie uns grade das zu unserem Dasein nöthige Maaß von Licht und Wärme spenden: welches ist die Absicht, die uns hieraus entgegenleuchtet?

W. Die Bewahrung der Harmonie und der Nutzen der Menschen.

O. Wo uns aber Zweck und Absicht entgegentritt, was offenbart sich uns da?

W. Das Walten eines selbstbewußten, vernünftigen Wesens, wie ich schon vorhin sagte.

O. Nun zeigt sich uns in der Einrichtung der Welt überall Regel, Gesetz, Verhältniß, Maaß, Ordnung, Plan, Zweckmäßigkeit, Absicht, Beziehung des Einzelnen zum Ganzen und Zusammenstimmung aller Theile zu einem Bau von wunderbarer Schönheit: wessen Werk kann also die Welt nur sein?

W. Nach Ihrer Meinung kann sie nur das Werk eines unendlich weisen Geistes sein. Doch so kann ich nicht sagen, da mir ein Zweifel im Wege ist, welchen Büchner mit den Worten ausspricht: „Die Werke der menschlichen Hand haben einen Urheber, der sie mit Plan und Absicht so oder so gebildet und geordnet hat. Folgt denn aber daraus, daß dieses ebenso in Bezug auf die Erscheinungen der Natur oder des All's sein müsse?“ (Natur ꝛc., S. 14.)

O. Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Es kommt nur darauf an, ob Sie Ihren gesunden Menschenverstand gebrauchen wollen oder nicht. Es liegt im Wesen unserer Vernunft, von der Wirkung auf eine zureichende Ursache zu schließen. Das ist ein allgemeines Gesetz des menschlichen Denkens. Demnach müssen Sie schließen: diese so zweckmäßig geordnete Welt kann nur das Werk eines allmächtigen und allweisen Schöpfers sein. Eine andere Ursache der Welt anzunehmen, streitet wider die gesunde Vernunft. Wollen

Sie aber Ihre Vernunft ferner ſchänden, dann müſſen Sie behaupten: es ſei kein Gott, die Welt ſei ewig.

W. Nun und nimmermehr! Die in der ganzen Welt ſo deutlich waltende Zweckmäßigkeit kann nur einen unendlich weiſen Geiſt zum Urheber haben.

XXI.

Die zweckmäßige Einrichtung der Natur kann ihren Grund nur in der Weisheit Gottes haben.

Wohl iſt es wahr, daß die Gottheit von uns nicht geſehen werden kann. Allein daraus ſchließen zu wollen, daß ſie überhaupt gar nicht exiſtire, iſt die größte Thorheit. Schon die Heiden haben die Nichtigkeit dieſes Einwandes erkannt. Marcus Antoninus ſagt: „Wer dich fragt, wo Du die Götter geſehen oder woher Du ihr Daſein erſchloſſen, daß Du ſie ſo hoch ehreſt, dem antworte: Ich habe ja ſelbſt meine Seele nicht geſehen und achte ſie gleichwohl.“

Wiewohl aber Gott unſichtbar iſt, ſo iſt doch ſein Daſein für jeden vernünftigen Menſchen eine ausgemachte Thatſache. Treffend bezeugt dies der Heide Hermes mit den Worten: „Man kann zwar Gott nicht mit den ſchärfſten Augen ſehen, wohl aber mit Händen greifen.“ Die Wahrheit, daß es einen Gott gibt, wird zwar nicht mit den Sinnen, ſondern mit der Vernunft erkannt; dadurch verliert ſie aber nichts von ihrer Gewißheit und Unfehlbarkeit.

Die Erkenntniß nämlich, daß ein Gott iſt, iſt allen Menſchen angeboren. Ferner nöthigt uns jede Regung unſeres Gewiſſens und jede Betrachtung der Natur, das Daſein Gottes anzuerkennen. Denn die Natur kann als etwas Zufälliges, den Grund ihres Daſeins nicht in ſich ſelbſt haben, ſondern nur in Gott. Mit Recht ſagt deshalb Leſſing: „Bin ich, ſo iſt auch Gott. Er iſt von mir zu trennen, ich aber nicht von ihm.“

Doch die ganze ſichtbare Welt offenbart uns Gott nic
bloß als ihren allmächtigen Schöpfer, ſondern auch als il
ren allweiſen Ordner. Denn ihre zweckmäßige Einrichtun
kann nicht das Werk der todten Materie, noch des blinde
Zufalls, ſondern nur das Werk eines unendlich weiſen Geiſtes
ſein, der zur Erreichung ſeiner heilſamen Abſichten die beſten
Mittel gewählt hat.

Dieſe Wahrheit iſt ſo einleuchtend, daß ſie von jeher ſich
allen vernünftigen Menſchen aufgedrängt hat. Der Heide
Cicero ſagt darüber: „Wenn Du ſiehſt, wie ein Fahr-
zeug längs der mannigfaltigen Buſen und Krümmungen
des Landes mitten durch die Meeresfluthen und bei oft wi-
drig wehenden Winden ſeinen Lauf nach dem Haufen gera-
denwegs und ſtätig behauptet, ſo wirſt Du, auch wenn
Du keinen Lenker ſieheſt, gewiß nicht zweifeln,
daß daſſelbe mit Geſchick, Ueberlegung und Ein-
ſicht gelenkt werde. Daſſelbe muß man von dieſer Welt
halten, da Du in derſelben ſo viele große Bewegungen und
Wechſel ſo vieler Dinge ſiehſt, die doch alle nach beſtimmten
Ordnungen wie jedes zu ſeinem Hafen in unabänderlichem
und ſtätigen Laufe bewegt werden. Wenn Du auch den Len-
ker dieſes großen Fahrzeuges nicht ſieheſt, ſo mußt
Du doch wiſſen, daß nach dem Rath und der Vorſe-
hung jenes großen Lenkers ſo viele große Bewe-
gungen geleitet und zum Hafen gerichtet werden.“

Wie uns die verſtändige Lenkung eines Schiffes nöthigt,
einen verſtändigen Lenker deſſelben anzunehmen, auch wenn
wir ihn nicht ſehen, ebenſo nöthigt uns auch die weiſe Ord-
nung der Natur einen weiſen Ordner derſelben anzunehmen,
wenn uns derſelbe gleich unſichtbar iſt. Denn in der gan-
zen Natur tritt uns eine Thätigkeit entgegen, welche die be-
ſten Zwecke ſetzt und durch die beſten Mittel zu erreichen
ſucht. Ueberall zeigt ſich die Abſicht, das Heil aller Ge-
ſchöpfe, namentlich aber der Menſchen zu befördern. Das

ganze Weltgebäude ist darauf berechnet, den Menschen auf Erden eine passende Wohnung zu bereiten, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Jedes Naturwesen ist auf das zweckmäßigste so eingerichtet, daß es nicht bloß seine nächste Bestimmung erfüllt, sondern auch der Wohlfahrt anderer Geschöpfe dient, und als ein integrirender Bestandtheil dem Ganzen harmonisch sich einfügt. So ist z. B. dem Erdreiche eine solche Beschaffenheit gegeben, daß es den mannigfaltigsten Pflanzenwuchs hervorzubringen vermag. Das Pflanzenreich zeugt von der Absicht, den lebenden Wesen ein Mittel ihrer Ernährung und Erhaltung zu liefern. Und bei der Schöpfung der Thiere hat offenbar das Streben gewaltet, solche Wesen hervorzubringen, welche den Menschen zu den verschiedensten Zwecken den größten Nutzen gewähren könnten.

Wo es sich aber zeigt, daß Zwecke gesetzt, Mittel gewählt und alle Bestandtheile nach einem einheitlichen Plane zu einem herrlichem Ganzen geordnet sind, wie dies in der Natur geschieht, da zeigt sich das Walten und Wirken eines Geistes. Denn nur der Geist hat Selbstbewußtsein, und damit das Vermögen des Erkennens und Wollens, ohne welches eine zwecksetzende Thätigkeit eine Unmöglichkeit ist.

Die ganze Natur liefert uns nun den Beweis, daß ein unendlicher Alles bis ins Einzelste berechnender Geist sie aufs weiseste geordnet und aufs zweckmäßigste eingerichtet hat. Besonders anziehend ist in dieser Beziehung die Betrachtung des Thierreiches. Die heil. Schrift selbst weist uns darauf hin mit den Worten: „Frage doch das Vieh, das wird dichs lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dirs sagen. Oder rede mit der Erde, die wird dichs lehren, und die Fische im Meer werden dirs erzählen. Wer weiß solches alles nicht, daß des Herrn Hand das gemacht hat?“ Hiob 12,7 – 9. Wir hoffen deshalb, es werde dem geneigten Leser nicht unlieb sein, wenn wir auf einige

naturgeſchichtliche Thatſachen hinweiſen, in welchen das Walten einer allweiſen Vorſehung uns auf das Hellſte entgegen leuchtet.

I.

Ernährung der Thiere.

Welches menſchliche Koſthaus zur Bewirthung von Gäſten ließe ſich wohl mit jenem vergleichen, welches auf Erden für alle Geſchöpfe gegründet iſt? In ihm werden jeden Augenblick bei Tage wie bei Nacht Millionen der lebendigen Weſen geſpeiſt und getränkt. Manche Gäſte kommen ſpät, die andern früh, und immer iſt es ſo eingerichtet, daß die für jeden beſtimmte Speiſe gerade in dem Augenblicke, wo er eintritt, fertig und bereit ſteht. Da ſättigen ſich die Großen, wie die Kleinen, die Starken, wie die Schwachen. Alle finden Alles, was ſie zu ihrer Ernährung bedürfen, ganz nahe vor ſich hingeſtellt, die Mücke, wie der Wallfiſch, der 300,000 Pfund wiegt, das Mäuslein, wie der Elephant, der einen ſo guten Appetit hat, daß er täglich einen Centner Heu und 100 Pfund Reis mit Wohlbehagen verſpeiſt.

Und doch wird in dieſem großen Haushalt nirgends etwas verſchwendet; kein Broſamen und kein Tropfen des Genießbaren bleibt ungenutzt; für jede, auch die kleinſte Gabe der Natur findet ſich ein Abnehmer. Was die Großen übrig laſſen, das kommt den Kleinen zu Gute; was die Einen verſchmähen, das nehmen die Andern mit Begierde auf. Denn jeder Gaſt hat ſeinen beſondern Appetit und verlangt ſeine beſondere Speiſe, der eine aus dem Pflanzenreich, der andere aus dem Thierreich. Was jenen zum Ekel iſt, dient dieſen zur gedeihlichen Nahrung; während der Zucker dem Kanarienvogel ein Leckerbiſſen iſt, iſt er den Enten ein tödtliches Gift.

Auch hier gilt es, daß den Kleinen und Gebrechlichen, die nicht selbst nach ihrem Futter gehen können, die Speise zugebracht und in den Mund gereicht wird. Für sie sorgt eine Liebe, welche mächtiger und allumfassender ist, als alle Liebe der Eltern. Die Auster sitzt, gleich manchen andern ihr ähnlichen Muschelthieren, an ihrem Felsen festgebannt; sie hat weder Augen, noch irgend etwas anderes, was zu einem eigentlichen Kopf gehört, nichts als einen Mund, der nach Futter verlangt, und einen Leib, der genährt sein will, und dennoch braucht sie nur ihre Schaalen zu öffnen, um bald das zu empfangen, was sie bedarf.

Oder wie soll der Wallfisch, der Riese unter den Fischen, sich sättigen, der einen Umfang von 30—40 Fuß und zuweilen eine Länge von 60, ja 70 Fuß erreicht, zumal er nur einen überaus dünnen Schlund besitzt, und nur von kleinen Thieren sich nähren kann? Doch auch er braucht seine Speise nicht weit zu suchen, da das Meer überall von einer Unzahl von Quallen und anderem kleinem Seegethier wimmelt, welches seine Nahrung bildet. Sobald er daher seinen ungeheuren Rachen aufthut, der so groß ist, daß er ein Boot mit 8 Mann fassen kann, so strömen mit dem Wasser eine große Menge kleiner Thiere in denselben. Damit er nun dieselben zu sich nehmen könne, sind die Barten seines Oberkiefers mit borstenartigen Fransen und Fasern besetzt, durch welche das eingeschluckte Wasser abläuft, die zur Nahrung dienenden Thierchen aber zurückgehalten werden.

Nicht so leicht wird es den Spritzfischen und Schützen, ihre Lieblingsnahrung, die Insekten, zu erlangen, doch sind sie zum Fang derselben sehr zweckmäßig ausgerüstet. Die Spritzfische (chelmo rostratus und longirostris), welche in der Nähe der Küste bei Java, Mauritius und den Gesellschaftsinseln zu Hause sind, haben einen langen Schnabel, der bei der zweiten Art etwas weniger als den fünften Theil der ganzen Länge des Fisches beträgt. Mit großer

Geſchicklichkeit ſchießen ſie mittelſt dieſes merkwürdigen Organs die Inſekten von den Gräſern herab, und der fußhoch emporgeſchnellte Waſſerſtrahl des Spritzfiſches verfehlt ſelten ſein Ziel. Bei dem Schützen (toxotes jaculator) iſt die Schnauze zwar nur kurz und niedergedrückt, doch weiß er ſie noch beſſer zu benutzen. Er kann Waſſer mit Sicherheit bis auf drei Fuß und weiter ſpritzen, und trifft faſt regelmäßig die Inſekten, die er ſich zur Beute erkoren hat. Er wird im Ganges gefunden, aber auch in den indiſchen Meeren um die Inſeln Bourou, Neuguinea und Java. Wie wunderbar, daß dieſen Meerfiſchen Landinſekten zur Nahrung angewieſen ſind, und wie weiſe ſind die Mittel gewählt, um ſie in Beſitz derſelben zu ſetzen!

Doch auch für die Unbeholfenen, die ſchlecht zu Fuße oder ſonſt gehindert ſind, ſich ihren Lebensunterhalt ſo leicht wie andere Thiere zu erwerben, iſt die Anordnung getroffen, daß ihnen die Hülfe von ſelbſt entgegen kommt. Für ſie giebt es Spitäler und Verſorgungsplätze, wo ihnen ihr Fortkommen erleichtert wird. Das Faulthier iſt unten am Boden ein ſchlechter Fußgänger, und müßte, wenn es da ſeiner Nahrung nachgehen ſollte, Hunger und Kummer leiden. So aber ſind ihm die dichtbelaubten Bäume, auf denen es mit ſeinen langen Klauen ganz bequem ſich feſthalten und herumklettern kann, zum Invalidenhaus angewieſen, worin ihm die Fülle der Blätter, die ihm zur Nahrung dienen, reichlich genug in den Mund wächſt. Der Ameiſenbär oder Tamandua mag zu ſeiner Koſt weder Baumblätter noch Früchte, er bedarf der Inſekten. Aber was ſollte aus ihm werden, wenn er jenen behenden Thierlein mit ſeinen unbeholfenen, langklauigen Füßen nachlaufen müßte? Doch auch für dieſen Invaliden ſind mitten in der Einöde nicht nur einzelne, ſondern gar viele Tiſche gedeckt, und ſo reichlich mit Speiſe bedeckt, daß er nur zulangen darf, um ſich mit leichter Mühe ſatt zu eſſen. Dies ſind die Ameiſen-

haufen, die er mit ſeinen langen Klauen aufgräbt, dann ſeine klebrige Zunge unter das Gewimmel der kleinen ſtreitluſtigen Thiere hineinſteckt, und wenn dieſelbe nach wenigen Augenblicken ganz dick von Ameiſen beſetzt iſt, ſie hineinzieht in den Mund, und den lebendigen Biſſen in den Magen hinabſchlingt.

Zu den Unbeholfenen gehört unſtreitig auch das Chamäleon, welches nicht bloß langſam iſt, ſondern auch einen ſteifen Kopf hat, den es wegen ſeines kurzen Halſes nur äußerſt ſchlecht bewegen kann. Dazu iſt es ſo träge, daß es halbe, ja ganze Tage lang unbeweglich auf einem Aeſtchen ſitzt. Da nun die ſchnellen Inſekten ſeine Nahrung ausmachen, ſo möchte es ſcheinen, als müßte das Chamäleon wohl ſehr oft Hunger leiden. Dem iſt aber nicht ſo, ſondern es iſt ganz vortrefflich befähigt, täglich eine reichliche Mahlzeit zu halten. So ſteif nämlich ſein Kopf iſt, um ſo viel beweglicher ſind ſeine Augen. Denn dieſe haben die ganz eigene Einrichtung, die ſich bei keinem anderen Thiere findet, daß ſie gleichzeitig nach verſchiedenen Richtungen und zwar ſehr ſchnell bewegt werden können. Es kann alſo zugleich mit dem einen Auge den Himmel, mit dem andern die Erde betrachten, kann zugleich vorwärts und rückwärts ſehen, und mit einem Blicke alles auffaſſen, was vor ihm und hinter ihm ſich zuträgt, ohne daß es den ſteifen Kopf zu wenden braucht. Kommt nun ein Inſekt herangeflogen, ſo verfolgt das unbewegliche lauernde Chamäleon es aufmerkſam mit ſeinen beweglichen Augen, bis der richtige Augenblick erſcheint. Dann ſchnellt es raſch wie der Blitz die lange runde klebrige, an der Spitze faſt röhrenartig erweiterte Zunge wohl einen halben Fuß weit aus dem Munde heraus — und wehe dem Inſekt, welchem dieſe Begrüßung gilt!

Selbſt unter den Vögeln, die doch außer den Füßen auch noch die Flügel zu ihrer Fortbewegung haben, wird je nach Bedürfniß manchen der Erwerb ihres Unterhaltes auf eine

recht auffallende Weise erleichtert. Wie bequem ist zum Beispiel dem Reiher, der viel bedarf und nur wenig Geschick hat, sein Fischfang gemacht, wenn sich, sobald er in das Wasser eines Teiches tritt, die kleinen Fische, für welche die natürlichen Aussonderungen dieses Vogels eine Lockspeise sind, schaarenweise um seine Füße versammeln und sich dem eßlustigen Gaste von selbst darbieten.

Schon mehr Mühe müssen sich die Seeraben geben, um sich der Fische zu bemächtigen. Die Art, wie sie dieselben fangen, ist höchst merkwürdig. Fünfzig bis sechzig von ihnen bilden einen Halbkreis; die eine Hälfte taucht unter und die andere bleibt auf der Oberfläche des Wassers, und während sie so, senkrecht übereinander, ihren Zug nach einer Bucht nehmen, und mit Füßen und Flügeln ein Geplätscher verursachen, treiben sie die Fische nach dem Orte hin, wo sie sich ihrer mit Leichtigkeit bemächtigen können.

Einer eigenthümlichen Begünstigung genießen auch für ihren Lebensunterhalt die Thiere, welche in der Dämmerung oder bei Nacht auf Nahrung ausgehen. Die Fledermaus hat nur wenig Zeit zu ihrer Jagd, denn die Zeit der langen Winternächte verschläft sie, und im Sommer, wenn sie für sich und ihre Jungen das Meiste bedarf, sind die Nächte nur kurz. Aber ihre nächtliche Jagd ist dafür auch viel einträglicher, als die der andern insectenfressenden Thiere, welche am Tage auf Beute ausgehen. Denn in den Zeiten des nächtlichen Dunkels giebt es die fetten, wohlbeleibten Braten der großen Dämmerungs- und Nachtschmetterlinge, sowie der Maikäfer und anderer ähnlicher Käfer. Die Nachteule, deren Revier während des Tages von manchem andern Raubvogel durchsucht und ausgebeutet ist, kommt freilich erst dann, wenn die andern Gäste abgespeist und sich nach Hause begeben haben. Dennoch ist auch für diesen späten Gast noch Bedacht genommen und ihm, dessen Blick nicht so weit, wie der des Falken in die Ferne reicht, sind

auf den nachbarlichen Feldern und Wieſen die beſten, kräftigſten Biſſen in ſolcher Menge aufgeſpart, daß für ihn die kurze Zeit der Dämmerung zur Sättigung ſeiner Jungen hinreicht. Denn gerade dann, bei Anbruch der Nacht und beim Grauen des Tages, oder bei Mondlicht geht das zarteſte Wildpret der Auen: das Heer der Fledermäuſe aus ſeinem Bau hervor auf die Weide, und wird dem Käuzlein zur leichten Beute, während der große Schuhu mit gleichem Glücke auf die Jagd der wilden Kaninchen und Haſen, ja ſelbſt der jungen Rehe ausgeht.

So iſt für jeden Gaſt ſein beſonderer Tiſch und ſeine beſondere Eſſenszeit beſtimmt. Während die langhalſige Giraffe ihr reichliches Futter in der Höhe an den Blättern und Zweigen der Akazienbäume findet, nährt ſich die zarte, flüchtige Gazelle von den Kräutern, welche nebenan unten am Boden wachſen. Für dieſe grünen die ſaftigen Blätter der hochwüchſigen Bäume vergebens, ſie kann ſie nicht erreichen; für die Giraffe dagegen wäre das Niederbücken zum Graswuchs des Bodens eine faſt unerträgliche Laſt, während ihrem hochgeſtellten Kopfe, der bis in das Laubdach der Bäume hinein ragt, auch noch die lange Zunge zu Hülfe kommt, mit welcher das Thier, wie mit einer ausgeſtreckten Hand, die höheren Zweige zum Munde herabzieht. Wie ungeſtört von andern Gäſten nimmt der Schneeammer ſeine Mahlzeit zu ſich, wenn er, dem Rufe ſeines Triebes folgend, im Sommer hinwegzieht zu den Meeresklippen der fernen Polargegend, auf denen in der Zeit des dortigen kurzen Sommers ein Hirſegras grünt, blüht und ſeine Körner zur Reife bringt, für welches die Schaaren der Schneeammer faſt die einzigen Abnehmer ihrer Klaſſe ſind. Wenn den Kreuzſchnabel ſein Inſtinct mitten im Winter von ferne her in die heimathlichen Fichtenwälder führt, wo jetzt die Samen in den Schuppen der Tannen- oder Fichtenzapfen zur Reife gekommen

ſind, dann iſt er auch in ſolcher Jahreszeit faſt der einzige Koſtgänger an ſeiner Tafel.

Nicht nur der Menſch, auch das Thier macht ſich ſein Leben hin und wieder dadurch bequem, daß es andere Thiere für ſich arbeiten und ſammeln läßt. Die Heerden der Blattläuſe ſitzen an der zarten Rinde, an den Blättern und Blüthenhüllen mancher Pflanzen wie auf einer grünen Weide, und ſaugen ſo emſig, daß ihr zarter Körper, gleich dem Euter der Milchkühe auf einer Frühlingswieſe, von Säften anſchwillt. Dieſe Ueberfülle kommt dann den Ameiſen bei der Ernährung ihrer Brut wohl zu ſtatten. Dieſe berühren leiſe mit ihren Mundtaſtern die beiden Röhrchen, welche am Rückenende der Blattläuſe ſitzen, und alsbald ergießt ſich die nährende Flüſſigkeit in den Mund der Sammlerinnen und wird von dieſen den hungernden Pflegekindern überbracht. Auch unter den Vögeln, die ſich vom Fleiſch der Fiſche nähren, giebt es ſolche, welche ſich mit dem Fange nur wenig abgeben, ſondern dieſes Geſchäft andern Waſſervögeln überlaſſen, denen ſie die gewonnene Beute, ſelbſt wenn dieſe ſchon in den Kropf eingebracht war, wieder abzwingen. So macht es z. B. die Raubmöve. Dieſe verfolgt die andern Möven und Waſſervögel ſo lange, bis ſie die gefangenen Fiſche fallen laſſen oder die ſchon verſchluckten von ſich geben, welche ſie dann aus der Luft ſchnappt.

Doch das Merkwürdigſte dieſer Art iſt wohl der Inſtinct des ſüdafrikaniſchen Honigkukuks, der ſogar den Menſchen zu Hülfe nimmt, um ſich durch dieſen die verborgenen Schatzkammern der wilden Bienenſchwärme eröffnen zu laſſen. Honig und Bieneneier ſind ſeine liebſte Speiſe, die er ſich jedoch nicht ſelbſt verſchaffen kann. Derſelbe entdeckt die Bienenſtöcke den Menſchen, denn er ſcheint zu wiſſen, daß beim Plündern der Bienenneſter etwas abfällt, das ihm zukommt, oder daß man mit Fleiß etwas, als eine Belohnung für ſeinen geleiſteten Dienſt, übrig läßt. Profeſſor Sparrmann,

der ihn am Kap beobachtete, ſagt: „Die Art, wie dieſer Vogel ſeine Verrätherei bewerkſtelligt, ſetzt viele Ueberlegung voraus und iſt bewundernswürdig. Morgens und Abends ſcheint ſeine vornehmſte Eſſenszeit zu ſein, wenigſtens zeigt er alsdann den meiſten Eifer, mit ſeiner ſchnarrenden Stimme die Aufmerkſamkeit des Menſchen rege zu machen. Man nähert ſich ſodann dem Vogel, der unter fortgeſetztem Rufe dem Striche, in welchem der nächſte Bienenſchwarm ſich aufhält, allmählich nachfliegt. Man folgt ihm und nimmt ſich in Acht, nicht durch Geräuſch oder zahlreiche Geſellſchaft ſeinen Wegweiſer ſcheu zu machen, ſondern antwortet ihm lieber dann und wann mit leiſem und gelindem Pfeifen, zum Zeichen, daß man mitgeht. Ich habe bemerkt, daß, wenn das Bienenneſt noch weit weg war, der Vogel jedesmal nur nach einem langen Fluge Halt machte, um indeſſen den Bienenjäger zu erwarten und von neuem aufzufordern; in eben dem Verhältniſſe aber, als er dem Neſte näher kam, zwiſchendurch immer eine kürzere Strecke flog und ſein Geſchrei eifriger und öfters erneuerte. Wenn er endlich beim Neſte angekommen iſt, es mag nun in der Kluft eines Berges, oder in einem hohlen Baume, oder in einem unterirdiſchen Gange gebaut ſein, ſo ſchwebt er einige Augenblicke über demſelben und ſetzt ſich dann gewöhnlich in einem benachbarten Baume oder Buſche ſo, daß er nicht geſehen werden kann. Man kann allemal verſichert ſein, daß ein Bienenneſt ſehr nahe iſt, wenn der Vogel ganz ſtille ſchweigt. Wenn man nun nach Anweiſung des Vogels das Bienenneſt gefunden hat, pflegt man ihm aus Erkenntlichkeit einen anſehnlichen Theil der ſchlechten Scheiben, worin die junge Brut ſitzt, zu überlaſſen, welche für ihn die delikateſten zu ſein ſcheinen.“

Wie erfinderiſch iſt doch Alles eingerichtet, um den Geſchmack und Appetit aller der Koſtgänger zu befriedigen, welche im großen Gaſthaus der Natur täglich zu Tiſche gehen, und wovon jeder ſeine beſondere Speiſe verlangt. Man be-

denke, daß wir allein von den Insekten an die hunderttausend Arten kennen. Und alle diese Millionen von hungrigen Geschöpfen werden täglich, reichlich, mit Wohlgefallen gesättigt und ernährt. Es muß deshalb einen weisen, gütigen und allmächtigen Ernährer geben, der beständig sorgt, wirkt und wacht, um das, was er geschaffen hat, auch zu erhalten und vor dem Untergange zu bewahren.

II.

Schutzmittel der Thiere.

Viele Thiere sind durch die Schärfe ihrer Sinne, womit sie ihre Feinde wahrnehmen, und durch die Schnelligkeit, womit sie sich fortbewegen können, in den Stand gesetzt, sich den Angriffen derselben zu entziehen. Andern sind andere Schutzmittel verliehen.

Der Bernhardiner-Krebs (pagurus Bernhardus), mit seinem nackten, weichen, sonst völlig schutzlosen Hinterleib, versteckt sich in leere Schneckenhäuser. Ein Paar Haftorgane am Ende desselben dienen zur Befestigung. Er hat nämlich zwei Fußpaare und Endfasern, womit er sich darin festhält. So schleppt das Thier sich mit dem fremden Gehäuse herum, als wenn es ihm angewachsen wäre. Seine rechte Scheere ist beträchtlich größer, als die andere, und paßt jedesmal genau in die Mündung des von ihm gewählten Gehäuses, so daß, wenn er einen Anariff fürchtend, sich in dasselbe zurückzieht, sie ihm vollkommen dieselben Dienste leistet, wie der Deckel, womit der ursprüngliche Besitzer seine Festung verschloß. So finden wir in der ganzen Einrichtung dieses Krebses eine wunderbare Beziehung zu dem Schneckengehäuse, dem er seine Erhaltung verdankt. Die Schnecke und der Krebs sind offenbar derselben schöpferischen Idee entsprungen; denn nie hätte der blinde Zufall ein so merkwürdiges Verhältniß zwischen zwei ganz verschiedenen Klas-

ſen angehörigen Thieren hervorbringen können! Hier ſehen wir auf's deutlichſte, wie im großen Uhrwerke der Schöpfung ein Rad in das andere greift, ſo daß die einzelnen Theile zu einem harmoniſchen Ganzen ſich fügen, deſſen Zeiger unveränderlich auf Gott, als ſeinen Urheber hinweiſt.

Sowie der Schildkröte ſich etwas Verdächtiges nähert, verbirgt ſie ſich unter ihrer feſten Schaale, und ſetzt überall dem Angriff den paſſiven Widerſtand eines für Zahn und Klaue undurchdringlichen Panzers entgegen. Das Stachelſchwein läßt ſich gar nicht in einen Kampf mit einem Feinde ein. Es rollt ſich zuſammen, richtet ſeine Stacheln hoch auf und liegt ruhig wie im Bewußtſein, daß kein Thier ihm etwas anhaben kann. Aehnlich macht es auch der Stacheligel. Wird das kugelförmige Gürtelthier angegriffen, ſo rollt es ſich wie ein Igel zuſammen, zieht ſeinen Kopf unter das Schild und kugelt ſich durch ſeine ſtarken Hautmuskeln ſo vollkommen, daß der kräftigſte Mann den knochenartigen Panzer des kleinen Thieres kaum öffnen kann. Befindet es ſich am Rande eines Abgrundes, wenn es von einem Jäger überfallen wird, ſo kugelt es ohne Schaden herunter und entflieht. Das afrikaniſche langſchwänzige Schuppenthier oder Phatagia wird unaufhörlich vom Panther verfolgt, der es ohne Mühe erreicht, da es bei weitem nicht ſo ſchnell läuft. Es flieht zwar, da es aber bald eingeholt wird, und weder ſeine Klauen noch ſein Maul ihm eine Waffe gegen dieſen übermächtigen Feind gewähren, ſo kugelt es ſich zuſammen und ſchlägt den Schwanz unter den Bauch, ſo daß es überall die Spitzen ſeiner Schuppen nach außen kehrt. Der Panther wälzt es mit ſeinen Klauen hin und her, ſticht ſich aber, ſobald er näher zugreift, und iſt endlich, nach vergeblicher Mühe gezwungen, es in Ruhe zu laſſen. Das ceyloniſche Pangulin erwehrt ſich ſeiner Feinde auf dieſelbe Weiſe.

Manche Inſecten ſtellen ſich todt, um ihren Feinden zu

entgehen. Die Larve des Hydrophilus piceus wird bei der Berührung plötzlich weich und ſchlaff, als ob ſie längſt zu leben aufgehört hätte. Die Bupreſten und eine Menge Curculioniten, die auf den Blättern ſich aufhalten, warten die Berührung nicht einmal ab, ſondern ſuchen ihr dadurch zuvorzukommen, daß ſie ſich auf die Erde fallen laſſen, wo ſie ſtarr und bewegungslos liegen bleiben. Berührt man den Roßkäfer im Kriechen, ſo macht er Halt und ſtreckt die Beine aus, ſo ſteif, als ob ſie von Eiſendraht gemacht wären, während die Chryſen ſich igelartig in eine Kugel zuſammenrollen. Wunderbar iſt die Beharrlichkeit des ſich todt ſtellenden Anobium, dem Fabricius mit Recht den Namen pertinax oder halsſtarrig gegeben hat. Man mag es verſtümmeln, ihm ein Glied nach dem andern ausreißen, es lebend über einem gelinden Feuer braten, und doch wird es ſich nicht rühren, durch kein Zeichen verrathen, daß es Schmerz fühlt und ſeine Erſtarrung nur eine willkührliche iſt. Einige Inſecten werfen ſich in eine drohende Stellung und ſuchen auf dieſe Weiſe ihre Feinde zu verſcheuchen. Wenn die große Raupe des bombyx regalis, welche die Amerikaner den gehörnten Teufel nennen, geſtört wird, ſo richtet ſie ſich auf den Hinterbeinen auf und bewegt den Kopf von einer Seite zur andern, als ob ſie den Feind mit einem Angriff bedrohte.

Ein noch wirkſameres Schutzmittel ſind die oft noch mit Widerhäkchen verſehenen Haare oder Stacheln, womit manche Inſecten und namentlich Raupen verſehen ſind. Andere Inſecten ſondern eine ſchaum- oder ſpeichelartige Flüſſigkeit aus, in welche ſie ſich einbetten und dadurch manchen Feinden unſichtbar werden. Den Weſpen und Bienen dient ihr Stachel zur Vertheidigung. Höchſt merkwürdig iſt die Vertheidigungsweiſe des Bombardirkäfers (brachinus crepitans). Wird er verfolgt, ſo hört man einen ſchwachen Knall, und ein blauer, übelriechender Dunſt, den

er seinem Feinde entgegenschießt, gebietet demselben Halt. Nicht minder merkwürdig ist der Vertheidigungsapparat der Larve von bombyx vinula. Aus einer Spalte im Halse tritt nämlich nach Willkühr eine seitlich zweispaltige krausenartig durchlöcherte Spritze hervor, aus welcher die Raupe ziemlich weit eine Flüssigkeit schleudert. Viele kleine Wasserkäfer bedecken sich mit Schlamm, um dadurch der Aufmerksamkeit der Raubkäfer zu entgehen. Einige nackte Raupen sind mit Spinnorganen ausgerüstet, mittelst welcher sie sich eine Umkleidung weben, welche sie gegen manche Angriffe schützt. Andere wickeln sich in Blätter ein, welche sie zusammenrollen und mit seidenen Fäden befestigen.

Der Marder, der Iltis, der Stinkdachs verscheuchen manchen Feind durch die Absonderung übelriechender Säfte. Doch allen thut es der Skunk zuvor, der seinen Namen Stinkthier mit Recht trägt. Derselbe spritzt seine entsetzliche Ladung wohl fünf Fuß weit. Der Gestank ist so überwältigend, daß Menschen und Thiere, selbst der Jaguar zurückweichen und ihn laufen lassen. Fällt ein einziger Tropfen auf ein Kleid, so muß man es ablegen. Ein Hund, welcher acht Tage vorher bespritzt, aber mehr als zwanzigmal abgeseift und mit Sand gerieben war, verpestete eine Hütte dermaßen, daß man es nicht mehr darin aushalten konnte. „Der Geruch," sagt Darwin, „soll mehr als eine englische Meile weit wahrgenommen werden, und mehr als einmal, als wir in den Hafen von Monte Video einliefen und der Wind vom Lande kam, nahmen wir den Geruch am Bord des Beagle wahr." Es ist gewiß, daß jedes Thier gern dem Skunk ausweicht. — Der Fuchs weiß sich der ihn jagenden Hunde sehr wohl dadurch zu erwehren, daß er seinen Schwanz mit seinem beißenden Harn benetzt und diesen den Hunden in die Augen spritzt. Der Tintenfisch spritzt einen schwarzen Saft ins Wasser, wenn er verfolgt wird, und trübt dasselbe so, daß der Verfolger ihn nicht mehr sieht.

Droht dem Fliegfische (exocoetus volitans) Gefahr, so erhebt er sich vermittelst seiner außerordentlich großen Brustflossen in die Luft, schießt wie ein Pfeil oft über hundert Schritt weit über das Wasser weg und entgeht auf diese Weise dem gierigen Zahn des hungrigen Boniten oder des raubsüchtigen Delphins.

Die verwilderten Rinder der amerikanischen Llano's (Grassteppen) sind einzeln zu schwach, um dem blutdürstigen Jaguar zu widerstehen. Doch wird eine Heerde plötzlich von diesem Könige der Wildniß überfallen, so ordnet sie sich kreisförmig, die wehrlosen Kälber in die Mitte drängend und die stärkeren nach außen, die dann mit ihren Hörnern dem Angriff die Spitze bieten. Werden die wilden Pferde von Raubthieren angegriffen, so vereinigen sie sich sofort zu einer Vertheidigungsgesellschaft, schließen zu diesem Zwecke einen Kreis, indem sie sich alle mit den Köpfen an einander stellen und einen Ring bilden, in dessen innerem Raume Kopf an Kopf sich befindet, und dessen Außenseite von den Hintertheilen der Pferde gebildet wird, so daß die Hinterbeine, die Hauptvertheidigungswaffe der Pferde, rings herum eine Waffenmauer bilden, die so leicht kein Raubthier durchbrechen kann. Wenn die Pferde, die den Kopf zwischen den Vorderbeinen halten, um die Feinde beobachten zu können, bemerken, daß ein Pferd trotzdem den Raubthieren zum Opfer gefallen ist, so schließen sie sofort wieder den Kreis und füllen die Lücke, die dadurch entstanden ist, aus.

Zu größerer Vorsicht stellen einige der geselligen Thiere, deren Hauptvertheidigungsmittel in ihrer Schnelligkeit besteht, eine Wache aus, die mit gespannter Aufmerksamkeit für die Sicherheit der ihr unbedingt vertrauenden Heerde sorgt. So die Vicunna's, Affen, Alpenmurmelthiere, Walrosse, Gemsen ꝛc. Wenn die Gemsen truppweise lagern, weidet in einiger Entfernung ein Weibchen allein, sieht sich jeden Augenblick um und streckt witternd die Nase in die Luft,

während die übrigen weiden oder spielen und sich nach Art der Ziegen mit den Hörnern stoßen. Ahnt die Wache Gefahr, so pfeift sie hell auf, und die übrigen fliehen ihr, und zwar nie trabend, sondern immer im Galopp nach.

Auch manche Affen lassen sich bewachen, während sie die Fruchtfelder plündern. So richten am Cap der guten Hoffnung die schwarzen Paviane großen Schaden an, indem sie oft zu mehreren Hunderten kommen, um alles, was sie können, wegzuschleppen. Während rings um den Garten Wachen aufgestellt sind, stellen sich die andern in gerader Linie etwa zehn Fuß von einander auf, so daß einer dem andern das abgerissene Obst zuwerfen kann. So wandern die Früchte von Hand zu Hand bis sie endlich auf dem Gipfel eines Berges in Sicherheit gebracht sind. Kommt eher ein Störer dazu, so läßt die Schildwache einen lauten, gellenden Schrei ertönen, worauf alle in rasender Eile davon laufen, ohne sich weiter nach den Früchten umzusehen. — Wenn die Walrosse schlafen, ist stets eines auf der Lauer, das beim Herannahen der Gefahr für seine eigene Rettung sorgt. Da sie aber wie Schweine auf einander liegen, so theilt sich der Anstoß sofort der ganzen Heerde mit, und alsbald stürzen alle zusammen kopfüber in's Meer. — Man hat diese Vorsicht auch bei Vögeln beobachtet. Während die Kraniche weiden oder schlafen, sind Wachen ausgestellt, welche sogleich mit lautem Geschrei auffliegen, sobald sich ihnen etwas Verdächtiges und Gefährliches zeigt.

Einen ganz eigenthümlichen Schutz findet das Rhinoceros in der Gesellschaft eines Vogels, des Madenhackers, der sich ihm gerne an die Ohren setzt, um die Oestruslarven aus der Haut zu fressen. Bekanntlich ist das Gesicht des unförmlichen Thieres nur schwach, und durch das vor den Augen stehende Horn noch mehr beschränkt, so daß der Jäger, wenn er gegen den Wind geht, sich ihm unbemerkt bis auf wenige Schritte nähern kann. Aber der Madenhacker sieht

um ſo beſſer, fliegt frühzeitig auf, ſowie er etwas Verdächtiges heranſchleichen ſieht, und lenkt durch ſeinen Schrei die Aufmerkſamkeit des blödſichtigen Thiers auf die drohende Gefahr. Die afrikaniſchen Büffel haben ihren Schutzgeiſt im textor erythrorynchus. Wenn ſie ruhig weiden, hüpft der Vogel auf dem Boden herum oder ſitzt auf dem Rücken ſeines Freundes und lieſt ihm Inſecten ab. Doch bei Annäherung der Gefahr fliegt er empor und warnt ſo den Büffel vor lauernden Feinden. Selbſt das von allen gehaßte Krokodil hat einen Freund, nur der windſchnelle Uferrenner lebt in Frieden mit ihm, weshalb man das Vögelchen Krokodilwächter nennt. Der bunte Vogel, von der Größe einer Wachtel, klettert auf dem Rücken des ſchlafenden Krokodils behend umher und lieſt ihm das Ungeziefer ab, beſonders Egel und Waſſerinſekten, und ſchreit laut auf, wenn er einen Menſchen ſieht; dadurch weckt er das Krokodil auf, welches dann ſchnell die Flucht ergreift.

Eine in ihrer Art einzige Erſcheinung! Damit jene unförmlichen Thiere ihren Feinden nicht erliegen, iſt dieſen Vögeln, die einer ganz andern Klaſſe angehören, der Inſtinct gegeben, ſie zu bewachen und durch beſtimmte Zeichen ſie vor Gefahr zu warnen. Dieſer Inſtinkt liegt ſonſt gar nicht in der Natur der Vögel; er iſt ihnen offenbar zum Beſten ihrer Schützlinge anerſchaffen. Hier tritt uns auf's klarſte eine berechnende Abſichtlichkeit, ein zweckmäßiges Handeln entgegen, was nur das Werk eines unendlichen Geiſtes ſein kann, der die ganze Natur nach einheitlichem Plane geordnet und die beſten Mittel zur Erhaltung der einzelnen Arten gewählt hat.

Etwas ähnliches findet ſich unter den Angehörigen einer und derſelben Klaſſe. Die kleinen Affenarten der tropiſchen ſüd-amerikaniſchen Waldungen ſuchen gern die ſchützende Geſellſchaft ihrer ſtärkeren Brüder, und finden in deren freundlichem Beiſtand einen Erſatz für ihre eigne Schwäche. Die

niedlichen Saimiris lieben es sehr, sich von den größeren Affen herumtragen zu lassen, und klammern sich fest an ihren Rücken. In der ersten Zeit ist der Saimiri sehr mißtrauisch, bald aber wird das Verhältniß so innig, daß der Starke, wenn er eine Gefahr im Anzuge merkt, seinen schwächeren Freund durch einen kleinen Schrei herbeiruft.

Es ließen sich noch unzählige Beweise anführen, wie zweckmäßig für den Schutz der Thierarten gesorgt ist, theils durch den ihnen anerschaffenen Instinct, theils durch andere Mittel. Das alles sind ebenso viele Beweise für das Dasein eines Gottes, der dadurch die Erhaltung seiner Geschöpfe beabsichtigt und bewirkt.

III.

Erhaltung der Thiere

Wie weise sind doch die Mittel gewählt, welche Gott gebraucht, um dadurch seine gütigen Absichten zu erreichen und ganze Thiergattungen vor dem Untergange zu bewahren! Es ließe sich hierüber unendlich viel sagen, doch wollen wir nur auf folgendes hinweisen.

Was würde aus dem langsamen Murmelthier der Alpen, welches im Sommer mit dem kleinen Nahrungsfelde in der Umgebung seiner Höhle sich begnügt, während des Winters werden, wo alle Kräuter des Hochgebirges weit und breit unter einem dichten Schneemantel verschwinden, wenn nicht die gütige Vorsehung das Thier durch einen tiefen lethargischen Schlaf vor Hunger und Feinden schützte, denen es auf seinen Wanderungen unfehlbar erlegen wäre? Schon im Herbste fängt es an, sich seine Winterwohnung zu graben, in welche, sowie die Schneestürme eintreten, es mit seiner ganzen Familie sich zurückzieht, die Mündung mit Heu, Erde und Steinen von innen verstopft, und dann in der tiefen, backofenförmigen Höhle zur langen Ruhe sich hinlegt. So liegen die Thiere in ihren warmen tiefen Höhlen, in weichem Heu

gebettet von October bis Ende April, wo die warme Frühlingssonne sie erweckt.

Der Winterschlaf findet sich auch bei den Fledermäusen, Igeln ꝛc. Einige schlafen bis zum Frühling, andere, wie der Bär, erwachen zu Zeiten. Diesen Thieren ist die Einrichtung gegeben, daß sie im eigenen Körper eine Art Speicher anlegen. Sie nehmen nämlich im Sommer eine solche Menge Nahrung zu sich, daß sich dadurch in ihrem Körper viel Fettvorrath ansammelt. Sie legen sich deshalb außerordentlich fett zu Bette, und stehen vollständig abgemagert wieder auf. Dieser Winterschlaf ist eine Art von Erstarrung. Das Leben sinkt auf eine bewunderungswürdige Weise zu einem dürftigen Pflanzendasein herab, fast gänzlich verlöschend. Das Athmen ist so langsam, daß in Zeit von sechs Monaten das schlafende Murmelthier nicht einmal so viel Athemzüge thut, wie im wachen Zustande in zwei Tagen. Kaum bemerkt man den Herzschlag, das Blut circulirt äußerst langsam, die Wärme sinkt auf 7 bis 8 Grad, die Glieder sind steif, gegen Verletzungen fast ganz unempfindlich. Da die Verdauung sehr gering ist, so reicht das Fett, mit dem sie sich hinlegen, vollkommen hin, um das Lebenslicht spärlich zu erhalten.

Wie wunderbar! Diese Thiere entschlummern in ihren Höhlen, wenn draußen ihre Nahrung ausgeht; sie erwachen genau zu der Zeit, wenn draußen ihre Nahrung sich wieder einstellt! Wie deutlich tritt uns hier eine gütigr Vorsehung entgegen, die alles berechnet und allen Mangel stillt!

IV.

Instinkt der Thiere.

1. Jedes Thier kennt sein Element.

Legt man einem Huhn Enteneier unter und läßt sie von demselben ausbrüten, so ist es ein höchst überraschender An-

blick, zu sehen, wie die jungen Entchen ihrer Stiefmutter folgen und gehorchen, und wie sie mit der kindlichsten Anhänglichkeit ihrer Pflegemutter anhangen. Aber wenn die Pflegemutter sie in die Nähe eines Wassers bringt, eilen die Enten mit voller Zuversicht hin, um sich im Wasser zu baden und auf demselben umherzuschwimmen, und achten weder auf das Rufen, noch auf die Angst der Pflegerin, die am Ufer ängstlich umherläuft, und mit kläglicher Stimme sie auf das Trockene lockt.

Wenn die Jungen der Seeschildkröte in dem Bette des Sandes, das ihre Geburtsstätte war, aus dem Ei gekrochen sind, dann eilen sie sogleich in gerader Richtung auf das Meer zu. Man mag sie während dieses Laufes drehen und wenden, wie man will, kann sie hinter Mauern und Sandhügel verstecken, die ihnen den geraden Weg abschneiden, immer wenden sie sich wieder der Richtung nach dem Meere zu. Umgekehrt verhält es sich mit den Landkrabben. Diese Thiere leben meist in feuchten Erdlöchern im waldigen Gebirge, ziehen jedoch im Frühjahr in ungeheuren Schwärmen zum Meere, um ihre Eier der Brütkraft des durchwärmten Strandes anzuvertrauen. Einige Wochen später verläßt die junge Brut millionenweise das Meeresufer, um nach dem kühleren feuchten Bergwald zu wandern.

Der Lachs wird weit von den Mündungen der großen Ströme und von der Meeresküste in dem frischen Süßwasser der Bäche und Flüsse, in der Nähe ihrer Quellen geboren. Dort findet er, wenn er aus dem Ei hervorgeht, für die erste Zeit seines Lebens das zuträglichste Element und die passendste Nahrung. Sobald er aber etwas größer wird und erstarkt, verläßt er diesen Geburtsort, schwimmt stromabwärts und geht an der Seeküste, sowie tiefer im Meere seinem räuberischen Gewerbe, dem Fange anderer Wasserthiere, nach.

Auch für diesen räthselhaften Trieb giebt es nur eine ver-

nünftige Erklärung, nämlich: es iſt ein Gott, der denſelben den Thieren zu ihrer Erhaltung eingepflanzt hat.

2. Wahl der Nahrungsmittel.

Die Thiere ſind mit einem beſonderen Erkennen aller der Speiſen begabt, die für ſie förderlich ſind, und ein eigener Trieb hält ſie ab, ſchädliche Speiſen zu ſich zu nehmen. Was der Menſch ſelbſt beim aufmerkſamſten Beobachten ſeiner Natur und nach mannigfachen Erfahrungen nicht entſchieden gewahr wird, das iſt jedem Thiere ohne Weiteres gegeben. Der Menſch genießt mannigfache Speiſen, von denen es zweifelhaft iſt, ob ſie ihm dienlich ſind; beim Thiere kommt dieſes nicht vor, und noch weniger kann man ſagen, daß irgend ein Thier im Naturzuſtande im Verzehren von Speiſen ſo unmäßig iſt, ſich Krankheiten durch Zuvieleſſen zuzuziehen.

Dieſer Inſtinkt der Thiere erſtreckt ſich nicht auf die Nahrungsmittel allein, ſondern auch auf alle Dinge, die ſie zum Lebensunterhalt bedürfen, und die man nicht als Speiſen bezeichnen kann. Es iſt bekannt, wie ſehr die Tauben es lieben, den Kalk von den Wänden abzueſſen, wie viel Sand die Hühner mit ihren Körnern mit verzehren. Dieſe Stoffe, die zur Erhaltung der Knochen und zur Bildung der Eierſchalen dieſer Thiere nothwendig ſind, werden alſo, obwohl ſie keine eigentliche Nahrungsmittel ſind, von denſelben aufgeſucht und verzehrt, und es leitet ſie hierbei ein Inſtinkt, der in der ganzen Thierwelt allgemein herrſchend iſt.

Der Widerwille der Thiere gegen ihnen ſchädliche Speiſen iſt ſo groß, daß viele von ihnen lieber verhungern, ehe ſie Speiſen genießen, zu denen ſie keine Neigung haben. Auch in einer dem Thiere neuen Landesnatur weiß das Schaaf, wie die Ziege, das geſunde Futter alsbald zu finden und das giftige zu meiden. Der Affe gräbt Wurzeln, die er

noch niemals genossen, durch den Geruch geleitet, aus, und läßt sich niemals durch das unschädliche Aussehen einer giftigen zum Genuß derselben verlocken. Die Kühe von europäischer Abkunft, welche ein amerikanischer Colonist mit sich in sein neues Besitzthum genommen, waren im ersten Winter, auf dessen längere Dauer man sich nicht vorgesehen hatte, in großer Gefahr zu verhungern, und glichen bereits nur lebenden Gerippen. Man hatte an ihnen bemerkt, daß sie, so oft die Stallthür geöffnet wurde, ihre Köpfe alle nach einer Gegend hinrichteten und mit lautem Gebrüll ihr thierisches Verlangen zu erkennen gaben. Endlich ließ man sie von den Ketten los und verstattete ihnen das Hinauslaufen in's Freie, obwohl weder auf Feldern, noch auf Wiesen, noch im Wald ein genießbares Grün unter der Schneedecke hervortrat. Alsbald rannten die hungernden Thiere in unaufhaltsamer Eile hinab nach dem Thale, wo im sumpfigen Grunde am Ufer des Flusses ein Gewächs stand, in welchem keiner der Colonisten ein Futterkraut erkannt hätte, denn es glich vollkommen unserm Schachtelhalm, von dessen Art es auch wirklich war. Die Kühe aber, durch ihren Instinkt sicherer geleitet, als der Mensch durch seinen vergleichenden und berechnenden Verstand, fraßen begierig von dem Gewächs und kamen durch den fortgesetzten Genuß desselben bald wieder zu Fleisch und Kräften.

Ein Hühnchen, das nicht von der Henne, sondern von der Lampenwärme eines kleinen künstlichen Brütofens ausgebrütet war, erblickte, als es so eben sich aus der Schaale des Eies herausgearbeitet hatte, eine Spinne, sprang sogleich zu ihr hin und ergriff dieselbe so geschickt, als wenn es schon lang im Insectenfang geübt wäre. Wenn man dagegen einem Hühnchen ein giftiges Thier, z. B. eine Kartoffelwanze (auch Colorado-Käfer genannt) vorwirft, so ist alles Locken vergeblich. Erstaunt betrachtet es dieselbe zuerst und entfernt sich dann voll Abscheu.

Man glaubt, daß einige Thiere Arzneikräuter kennen und gebrauchen, wenn sie von giftigen Schlangen gebissen sind. Ein Officier, der in Ostindien einen Kampf zwischen einem Mungus oder Ichneumon und einer Cobra di Capello, die zu den allergiftigsten Schlangen gehört, betrachtete, erzählt, daß das Ichneumon, sobald es gebissen wurde, „wie ein Pfeil fortschoß, wahrscheinlich um die uns noch unbekannte Pflanze zu suchen, deren Saft man für sein Gegengift hält gegen den Schlangenbiß, und dann mit frischer Kraft zu dem Angriffe zurückkehrte."

Fast unglaublich scheint es, daß der Beutelkrebs die Kokosnüsse zu seinem täglichen Brode gewählt hat. Allein nicht umsonst sind bei ihm außer den sehr starken und schweren Scheeren, womit das vordere Beinpaar bewaffnet ist, auch noch die Hinterbeine mit sehr kurzen und schwachen Scheeren versehen. Diese große Krebsart, die am sandigen Strande der von Kokospalmen umgürteten Inseln des indischen Oceans tiefe Erdlöcher gräbt, nährt sich vorzüglich von den Nüssen dieses herrlichen Baumes. Auf den ersten Anblick sollte man es für ganz unmöglich halten, daß ein Krebs eine mit einer so harten festen Schaale bedeckten Frucht öffnen könnte; aber man hat die Operation oft beobachtet. Das Thier fängt damit an, eine Faser nach der andern abzustreifen, und zwar immer an dem Ende, unter welchem die drei Augenlöcher der Nuß liegen. Wenn es damit fertig ist, so fängt es an, mit den schweren Scheeren auf eines der Löcher zu hämmern, bis es eine größere Oeffnung geschlagen hat. Dann dreht es sich herum und zieht mit Hülfe der hintern schmalen Scheeren den albuminösen Kern heraus, um ihn zu fressen.

Bei diesem Verfahren weiß man nicht, was man am meisten bewundern soll: die meisterhafte Anpassung des Körperbaues für den besondern Zweck oder den erstaunlichen Trieb des Krebses! Woher weiß er, daß nach mühevoller Arbeit

ein süßer Lohn seine Anstrengungen lohnen wird, und auf welcher Seite der Nuß sich die Löcher befinden, die zum verborgenen Schatze führen? Wodurch endlich ist diese eigentlich für das Wasser geschaffene Thierart, wenn man so sagen darf, zuerst auf den Gedanken gekommen, eine Kokosnuß zu öffnen? Hier sehen wir offenbar das Walten der höchsten Weisheit! Hier leuchtet sie uns auf das Hellste entgegen!

3. Sammeltrieb.

Räthselhaft ist der Trieb vieler Thiere, für den Winter Speisen zu sammeln und aufzubewahren. Zu den bekanntesten Thieren dieser Art gehört das Eichhörnchen. Mit einer Lebendigkeit ohne Gleichen ist dies Thierchen im Herbste damit beschäftigt, Nüsse und Eicheln in hohlen Bäumen aufzusammeln. Meist begnügt es sich nicht mit einem einzigen Magazin, indem dies durch einen Unfall oder durch die Raubgier eines Feindes leicht verloren gehen kann. Es legt daher mehrere Magazine an verschiedenen Orten an, und obwohl die Landschaft im Winter sehr verändert ist in ihrem Aussehen gegen die Landschaft in der Herbstzeit, weiß es doch mit großer Sicherheit die Nothmagazine aufzufinden, sobald es seine Zuflucht zu denselben nehmen muß. Als man einst eine solche Speisekammer untersuchte, fand man darin an Nüssen fünf Peck und zwei Quart. Der Proviant bestand größtentheils aus Hickory-Nüssen, einigen Eicheln, Wall- und Butternüssen. Und was das Merkwürdigste bei der Sache war — es befand sich auch nicht eine einzige taube Nuß darunter. Es ist gewiß bewunderungswerth, mit welchem Scharfsinn diese kleinen Thierchen begabt sind.

Sprüchwörtlich ist der Eifer des Hamsters im Einsammeln von Speisen. Dies kleine Thierchen gräbt sich seine Wohnung unter der Erde aus, nämlich eine Reihe von Höhlen, die mit großer Zierlichkeit rund gewölbt und unter einander durch einen schmalen Gang verbunden sind. Eine

dieſer Zellen enthält ein Bette von trockenen Kräutern und iſt die eigentliche Wohnung des Hamſters. Die andern Höhlen dienen als Vorrathskammern und enthalten ſtets ſo viel, daß das Thier die längſten Winter des Nordens überdauert. Wie gut der Hamſter ſich verſorgt, ſieht man daraus, daß ſeine Vorrathskammern oft einen halben Scheffel Korn enthalten.

Noch auffallender verfährt die Haſenmaus, ein Nagethier, unſerem Kaninchen ähnlich, das in Sibirien heimiſch iſt. Sie ſammelt ſich nicht nur die Kräuter zu ihrer Nahrung für den Winter, ſondern läßt ſie auch in der Sonne dörren, gerade ſo wie es die Bauern mit dem Heu machen, und bringt ſie dann in eine Art Schober zuſammmen, wo ſie vor Regen und Schnee bewahrt bleiben. Zuletzt gräbt die Haſenmaus Gänge von jedem Schober bis nach ihrer Wohnung, ſo daß ſie im Winter ihre Speiſemagazine mit großer Bequemlichkeit beſuchen kann.

Durch ihren Sammeltrieb wird die ſibiriſche Wurzelmaus eine Wohlthäterin der Menſchen. Sie findet ſich vom Obi bis nach Kamſchatka in allen Ebenen und legt unter der Erde große Vorrathskammern an, die ſie mit ſauber gereinigten Wurzeln anfüllt. Man kann kaum begreifen, wie ein paar ſo kleine Thiere, denn gewöhnlich thun ſich zwei für den Winter zuſammen, eine ſolche Menge Wurzeln aus dem zähen Raſen hervorgraben und zuſammentragen können. Man findet oft acht bis zehn Pfund in einer Kammer, und gewöhnlich ſind deren drei, vier bei einem Neſt. Sie holen ſie oft ziemlich weit davon entfernt, machen Grübchen in dem Raſen, reißen die Wurzeln aus, reinigen ſie auf der Stelle und ziehen ſie rücklings nach dem Neſt, wohin ſie eine Menge Pfade haben. Nirgends wird die Induſtrie dieſer Thiere dem Menſchen ſo nützlich, wie im öſtlichen Sibirien, wo die wilden Völker keinen Ackerbau treiben. Beſonders ſind die Tunguſen darauf aus, und haben an dem Wurzelvorrath,

den sie den Feldmäusen abnehmen, den ganzen Winter zu essen. Im Herbste, wenn die emsigen Thierchen ihre Vorrathskammern angefüllt haben, stechen sie dieselben mit Schaufeln aus und lesen die eßbaren Wurzeln aus, namentlich die schwarzen des Wiesenknopfs, welche ihnen nicht bloß als Speise, sondern auch als Theetrank nützlich sind.

Unmöglich kann dieser Sammeltrieb der Thiere von ihrer Vorsorge für nahrungslose Zeiten herrühren, denn selbst junge Thiere, die noch nie einen Winter erlebt haben, sammeln für die kommende Zeit des Winters Speisen ein. Auch Thiere, die in wohlversorgtem Gewahrsam unter der Obhut der Menschen leben, haben die Neigung, von den Speisen, die sie erhalten, mehreres aufzubewahren, und zwar geschieht dies in der Jahreszeit, wo die Thiere dieser Art im Freien den Vorrath anzulegen beschäftigt sind. Es bleibt hienach nur eine vernünftige Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung übrig. Der Schöpfer will offenbar auch diese Thiergattungen erhalten und vor dem Untergange bewahren. Zu diesem Zwecke hat er ihnen diesen Sammeltrieb anerschaffen, wodurch sie genöthigt sind, im Herbste reichliche Speisevorräthe zusammen zu suchen, damit sie im Winter davon leben und so dem Hungertode entrinnen. Fürwahr: „Der Herr ist allen gütig und erbarmet sich aller seiner Werke.“ Ps. 145, 9.

4. Wandertrieb.

Wie wunderbar sind doch die Mittel, deren sich Gott zur Erhaltung der Thiere bedient! Wie die Glocke zur bestimmten Stunde die Gäste an ihren Tisch zur bereiteten Mahlzeit ruft, so giebt es auch einen Ruf, welcher die Thiere dahin führt, wo für ihre Sättigung gesorgt ist. Das ist der Wandertrieb. Wenn die Winterkälte herannaht, dann nimmt sie alles hinweg, was der Wandervogel zu seinem Lebensunterhalte nöthig hat. Dann nützen ihm seine weit

ſehenden Augen, ſein ſcharfes Gehör und ſein feiner Geruch nichts mehr. Er müßte verhungern, wenn er in ſeiner alten Heimath bliebe. Aber ſchon iſt ihm im Süden ein reicher Tiſch gedeckt, wo er Wärme findet und alle die Speiſen, die er zu ſeiner Nahrung bedarf. Aber wie ſoll er in das ſo weit entfernte Land gelangen? Auch vom Gipfel des höchſten Baumes kann er das Land nicht ſehen, das ihm zum Winteraufenthalte dienen ſoll. Es iſt auch nicht bewußte Vorſicht, welche ihn dahin führt, ſondern der Wandertrieb, der vom gütigen Schöpfer ſeinem Weſen eingepflanzt iſt. Dieſer ergreift ihn ſelbſt dann, wenn er von Kälte und Mangel noch nichts zu leiden hat, mit unwiderſtehlicher Macht, daß er bei Tag und Nacht keine Ruhe hat. Er ergreift ſelbſt den Vogel im wohlverwahrten Käfig, wo er Nahrung im Ueberfluß hat. Der junge Kukuk, der ſeine Eltern niemals geſehen hat, fliegt, ſobald er der Haft, in welcher ihn der Menſch hielt, entkommen kann, vom Wandertrieb geführt, auf geradem Wege gen Süden in ein wärmeres Land. Ja, auch bei ſolchen Vögeln, die man aus Eiern aufzog, die alſo noch niemals eine Wanderung ihrer Genoſſen geſehen hatten, beobachtete man eine Unruhe um die Zeit, wo ihresgleichen ſich zur Wanderung aufmachte, und ſie traten ſofort die Wanderung mit an, ſobald man ſie frei ließ.

Dabei zeigen ſich noch mancherlei wunderbare Erſcheinungen. Die verſchiedenen Gattungen der Zugvögel haben jede ihre eigene Reiſezeit. Während ſie ſonſt vereinzelt leben, vereinigen ſie ſich zur Reiſezeit zu großen Geſellſchaften, halten Vorübungen, wählen Führer, ſchließen Schwache aus und beobachten eine beſondere Zugordnung. Die Bachſtelzen ziehen in einem langen Zuge hinter einander durch die Luft; die wilden Gänſe und Enten ziehen keilförmig ihren Weg dahin; die Schwalben gehen in breiten Reihenzügen von dannen, und die Staare wälzen ſich in großen Reihen fort, indem ſie immerfort um einander einen Wirbelflug

machen. Der Flug der Zugvögel ist ungemein schnell. Die Störche fliegen in der Auswanderung an dreißig Meilen in der Stunde, und zwar fliegen sie nicht hinter einander, sondern in ziemlich breiten Kolonnen. Dabei nehmen sie den kürzesten Weg über Alpen und Meere, und obwohl die Reise eine sehr anstrengende ist, so finden sie doch in sich die Kraft dazu.

Höchst merkwürdig ist es, daß der Storch, ein europäischer Wandervogel, regelmäßig seine vorjährige Heimath wieder auffindet, und sein Nest, das er einmal aufgebaut, wieder ausbessert und bewohnt. Der Storch, der sein Nest auf einer Dorfscheuer, auf dem Giebel eines Bauernhauses aufgeschlagen, kommt aus Afrika, einen Weg von tausend Meilen her, fliegt über Tausende von Dörfern hinweg, läßt rechts und links viele Tausende von ähnlichen Orten liegen, und kommt, ohne zu irren, geradeswegs auf seine Heimath zu und nimmt sie wieder in Besitz.

Der beste Geograph der Welt, mit den besten Landkarten versehen, vermöchte sich nicht zurechtzufinden, ohne die Astronomie zu Hülfe zu rufen und die genauesten Messungen vorzunehmen. Der Seefahrer muß zu außerordentlichen Instrumenten seine Zuflucht nehmen, um mitten im Meer die Gegend zu erkennen, nach welcher er hinzusteuern hat. Er muß den Stand der Sonne mit dem Gange seiner sorgfältig gearbeiteten Schiffsuhr vergleichen, und ist dennoch oft auf Meilen weit unsicher über den Ort, wo er sich augenblicklich befindet. Und solch ein Thier durchzieht die Luft mit unglaublicher Schnelligkeit, durcheilt das stürmische Meer hoch über den Wolken hin, die ihm sogar den Anblick des Meeres entziehen, und irrt doch nicht, sondern findet seinen Weg direct zu dem Dachgiebel, wo er vor einem Jahre gehaust hat.

Hier zeigt sich ein uns unbegreiflicher Instinkt, worin sich auf's deutlichste das Walten des weisen und gütigen Gottes offenbart. Darauf weiset die heilige Schrift mit den

Worten hin: „Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit; eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wiederkommen sollen, aber mein Volk will das Recht des Herrn nicht wissen.“ Jer. 8, 7.

Schon oft ist dieser Trieb, die Heimath und das eigene früher gebaute Nest wieder aufzusuchen, bei den Schwalben beobachtet worden. Der Naturforscher Spallanzani hat durch achtzehn Frühlinge ein und dasselbe Schwalbenpaar in ein und dasselbe Nest wiederkehren sehen.

Ebenso auffallend ist der Heimathsinn der Brieftauben, der alle menschlichen Begriffe übersteigt. Die Taubenpost zwischen Bordeaux und Brüssel, die jahrelang betrieben wurde, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Sobald die Tauben, die in verschlossenen Körben viele Hunderte von Meilen fortgeführt waren, in Freiheit gesetzt wurden, flogen sie sofort nach der Heimath. Merkwürdig ist folgender Versuch, der in Berlin gemacht wurde. Zwei Brieftauben, die im Jahre 1849 von Aachen nach Berlin und zwar auf der Eisenbahn in verschlossenen Körben gebracht wurden, waren noch niemals mehr als sechs Meilen von Aachen entfernt gewesen. Als man sie in Berlin mit Briefen versehen nach einander aufsteigen ließ, fand sich die eine schon nach zwei und einer halben Stunde in Aachen ein, während die andere gegen vier Stunden zu dieser Reise brauchte. Beide Tauben hatten sich sofort, als sie freigelassen wurden, hoch in die Luft erhoben, flogen in weiten Kreisen ein paarmal herum, und gingen dann in gerader Richtung nach der Gegend hin, wo Aachen liegt.

Auch andere Thierarten werden von jenem wunderbaren Zuge ergriffen, ehe der Winter mit seiner verderblichen Kälte sie ereilt, nach milderen Himmelsstrichen auszuwandern. Dann verläßt der Bisamochs die baumleeren Steppen der amerikanischen Polarländer, um sich in die wärmeren Waldgegenden zurückzuziehen. Dann entfernt sich das wilde

Rennthier vom flachen Meeresgestade, wo es auf der flechtenreichen Tundra seine Nahrung fand, um in den dichten Fichtenwäldern einen besseren Schutz vor dem grimmigen Hauche des hochnordischen Winters zu finden.

Manche Seesäugethiere entziehen sich ebenfalls den Gefahren der rauhen Jahreszeit durch die Wanderung nach gastlicheren Ufern. Der riesige Rüsselrobbe des antarktischen Meeres rückt im Winter dem Aequator näher und begiebt sich erst wieder nach Norden zurück, wenn dort die Fische, seine Nahrung, die tieferen Gewässer verlassen. Der Seebär, der im Sommer mit seinen dichten Heerden den einsamen Strand der Pribilows-Inseln belebt, zieht im Winter nach den Kurilen oder sogar nach dem noch südlicher gelegenen Japan.

Von den Wanderfischen sind die Heringe und Lachse die bekanntesten. Den Winter bringen die Lachse im Meere zu. Wenn aber die Zeit naht, wo sie laichen sollen, da läßt ihnen der Zug zur Heimath mitten in der Fülle der Nahrung, die sie umgiebt, keine Ruhe mehr. In Begleitung der Männchen schwimmen die eierlegenden Weibchen schaarenweise in den Strömen und ihren Nebenflüssen hinauf, um an dem Orte, wo sie selbst aus dem Ei hervorgingen, auch ihre Brut ins Leben einzuführen. Dort bietet ihnen im Frühling und Sommer das rasch sich erwärmende, von zahlreichen Insecten und Würmern belebte Wasser der großen Bäche und seichteren Flüsse die günstigsten Bedingungen zur Entwickelung ihrer Eier und zur Ernährung ihrer jungen Brut. Der Ort, wo das Laichen vor sich gehen soll, ist oft mehrere hundert Stunden von der Strommündung entfernt. Und doch weiß der Lachs, der Stimme des Instinkts gehorchend, ihn sicher zu finden. In dreieckiger Phalanx, den größten Fisch an der Spitze, überwindet er den Widerstand der Strömung, so wie die Schneegans in keilförmigem Zuge die Luftwogen durchschneidet. Und so weiß man es von allen Fischen, welche zur

Zeit des Laichens eine gewisse Gegend am Ufer aufsuchen, daß sie alljährlich zu demselben Orte — der Stätte ihrer eigenen Geburt — zurückkehren. Und wie genau ist ihr Ortsinn! Wenn man einen Lachs an der Stelle, da er laichte, fängt, und ihm ein Zeichen an eine seiner Flossen macht, kann man sich davon überzeugen, daß der Wandertrieb ihn alljährlich wieder zu derselben Stelle führt. Deslandes, ein französischer Naturforscher, befestigte einen kupfernen Ring an die Schwänze von zwölf Lachsen, und gab ihnen die Freiheit wieder im Flusse Auzun in der Bretagne. Bald waren sie alle verschwunden, aber im folgenden Jahre wurden ihrer fünf an derselben Stelle wieder gefangen; das Jahr darauf drei, und noch einmal drei im dritten Jahre. Und wenn man die Eier, die derselbe abgesetzt hat, aus dem Wasser herausnimmt, und sie in einem Gefäß voll Wasser an einen andern Ort, in einen ganz andern Fluß bringt, in welchem es vorher noch keine Lachse gab, dann ist hiemit der Grund gelegt zu einer allmählichen Bevölkerung des neuen Standortes mit Lachsen. Denn obgleich die Fische später ihren Geburtsort verlassen, und im weit entfernten Meere ihren Aufenthalt nehmen, kehren sie dennoch, wenn sie zum Gebären eines neuen jungen Geschlechtes reif geworden sind, alljährlich dahin zurück, wo sie selber jung geworden.

Alle diese Arten von Wanderthieren wären längst untergegangen, wenn sie sich selbst überlassen geblieben wären. Allein der ihnen angeborne Wandertrieb führt sie mit unwiderstehlicher Gewalt und mit der größten Genauigkeit dahin, wo sie die ihnen nöthige Wärme und Nahrung finden. Auch hierin zeigt sich das Walten einer ebenso weisen als gütigen Vorsehung.

5. Kunst der Thiere bei Errichtung ihrer Wohnungen.

Vielen Thieren ist ein besonderer Kunsttrieb verliehen, der ihnen zu den zweckmäßigsten, niedlichsten und wunder-

vollſten Wohnungen verhilft, welche theils zu ihrem Schutze, theils zur Erhaltung ihrer Nachkommenſchaft dienen. Auch darin bezeugt Gott ſeine Weisheit und Güte. Denn dem Thiere fehlt die Vernunft. Es kann deshalb aus eigener Ueberlegung nicht erkennen, was es zu ſeinem Beſten bedarf. Dennoch führt es die kunſtreichſten Bauten aus, wie ſie für ſein Wohl nicht zweckmäßiger erdacht werden könnten. Von wem kann das Thier dieſen Kunſttrieb nun empfangen haben? Es giebt hierauf nur eine vernünftige Antwort. Es muß einen allweiſen Gott geben, der die Bedürfniſſe des Thieres kennt. Der hat das Thier ſo eingerichtet, daß es aus unbewußtem Triebe das thun muß, was zu ſeiner Erhaltung nothwendig iſt.

Dieſer Kunſttrieb zeigt ſich bei Thieren der verſchiedenſten Art. Die Minir-Spinne gräbt ſich im Lehmboden eine Grube aus, die wie ein Fingerhut geſtaltet iſt. Die Wände bekleidet ſie mit einem ſehr feſten Mörtel; die obere Oeffnung aber, die ſo groß iſt, daß ſie jedem Feinde Zutritt geſtatten würde, verſchließt ſie mit einem Deckel, der ſich ganz wie eine Fallthür in einer Angel bewegt, und zwar ſo genau auf die Oeffnung paßt, daß dieſe Thür als ein Muſter für Zimmerleute gelten kann. Die Angel dieſer Thür ſpinnt die Spinne aus Fäden, die einen Bauſch bilden, der an der Thür und am obern Rande der Grube angebracht iſt. Auf der anderen Seite, da wo ſich an Thüren das Schloß befindet, bringt die Spinne ſowohl an der Thür, wie an der Wand, an welche dieſelbe anſchließen ſoll, eine Reihe kleiner Löcher an, und wenn ein ſie verfolgendes Thier die Thür zu öffnen verſucht, ſteckt die Spinne ihre Beine in dieſe Löcher der Thür und der Wand, und verſchließt ſie auf ſolche Art feſt genug, um ihres Lebens ſicher zu ſein.

Der Birkenrüſſelkäfer (Rhynchites betulæ) rollt im Mai aus abgeſchnittenen ſchmalen Streifchen von Birkenblättern trichterförmige Kämmerchen als Wiegen für

ſeine winzig kleinen Eier zuſammen, und zwar dies mit einer ſtaunenswerthen, ſich ſtets gleich bleibenden, wahrhaft mathematiſchen Genauigkeit, was die Verhältniſſe der niedlichen Behauſungen und ihrer Wände betrifft.

Viele Raupen wiſſen ſich eine Zufluchtsſtätte zu bereiten, indem ſie Blätter zuſammenrollen und ſie mittelſt Fäden verſchließen. Andere bauen ſich Scheiden aus den Ueberreſten von Blättern und andern Stoffen, welche ſie ſehr geſchickt zuzurichten wiſſen. So z. B. die Raupe der Kleidermotte, welche ſich Höhlen in die wollenen Stoffe nagt. Mit den losgetrennten Theilchen baut ſich dieſelbe eine Röhre, welche ſie fortwährend verlängert, und wenn die Raupe zu dick wird, um bequem in ihrer Wohnung zu liegen, ſo macht ſie einen Spalt in jenes Futteral und ſetzt ein Stück ein.

Doch das kunſtvollſte Geſpinnſt iſt der Cocon der Seidenraupe. Wir bewundern mit Recht jene kunſtreichen Maſchinen, welche die Baumwolle zupfen, reinigen und zu den allerfeinſten Fäden verarbeiten. Und doch, wenn wir das Schaffen der Seidenraupe näher prüfen, erkennen wir bald, daß wie überall in der Natur, ſo auch hier mit den einfachſten geringſten Mitteln das Größte geleiſtet wird, und daß die menſchliche Vernunft nur das benutzen und nachahmen kann, was ihr bereits von der in der Natur waltenden Gottesvernunft dargeboten wurde. Die Seidenraupe iſt nämlich nicht bloß eine höchſt geſchickte Spinnerin, ſondern ſie bringt den köſtlichſten Seidenſtoff auch ſelbſt hervor. Dazu iſt der Körper des Thierchens auf das Zweckmäßigſte eingerichtet. Der Darmcanal iſt ein einfacher geradliniger Schlauch ohne Magen, nur durch einige Einſchnürungen gegliedert. Zu beiden Seiten liegen kleine gewundene Canäle, mit vielen Luftröhren umgeben, worin ſich der Nahrungsſaft in eine helle Flüſſigkeit ausſcheidet, die zur Bildung der Seide beſtimmt iſt. Das ganze wunderbar feine

Röhrenſyſtem geht zu beiden Seiten in einen Hauptcanal über, der den flüſſigen Seidenſtoff zum Mund führt, während eine kleine Seitendrüſe noch den Klebſtoff dazu ſpendet. Die Spinnlöcher der Seidenraupe liegen in der Unterlippe. Aus dieſen beiden kleinen Oeffnungen treten zwei winzige helle Tröpfchen hervor, welche das Thier, wenn es ſein Gewebe beginnt, an irgend einen Gegenſtand anklebt. Indem es nun die immer nachquellende Flüſſigkeit durch Hin- und Herbewegen des Kopfes zu zwei höchſt zarten Fäden herauszieht, vereinigt es dieſe zu gleicher Zeit mit Hülfe der beiden Vorderfüße zu einem Faden, welcher an die Luft tretend zugleich feſt und trocken wird. So bringt es ein Gewebe zu Stande, das einen Faden enthält, welcher zuweilen über 1800 Fuß beträgt und ſich bequem abwinden läßt. Wer ſieht hier nicht, daß die Natur eine Werkſtätte Gottes iſt, der darin durch ſcheinbar geringe Mittel die herrlichſten Kunſtwerke ſchafft! Wie wunderbar, daß ein armſeliger Wurm vermag, was alle Chemiker der Welt nicht vermögen, daß er aus Maulbeerblättern den Seidenſtoff gewinnt, der den Menſchen die prächtigſte Kleidung liefert.

Selbſt einigen Fiſchen iſt der Trieb verliehen, zum Schutze ihrer Eier ſich Wohnungen zu bereiten. So iſt der Stichling oft beim Bau ſeines Neſtes bewundert. Nachdem der kleine Fiſch Halme oder Blätter herbeigeſchafft hat, bedeckt er ſie mit Sand, verklebt die Wände mit einem ſchleimigen Stoff, den er ausſondert, und ſorgt für einen paſſenden Eingang. Noch vollkommener iſt das Neſt, welches der Haſſar (Doras costata) verfertigt. Im April fängt der geſloßte Künſtler damit an, ſeine kleine Wohnung aus Pflanzenfaſern zwiſchen den Waſſerpflanzen und Riedgräſern zu erbauen, bis ſie einer hohlen, oben abgeflachten Kugel gleicht. Eine Oeffnung, der Größe der Mutter entſprechend, führt in das Innere. Es liegt ſonſt nicht in der Natur der Fiſche, ſich Neſter zu bauen. Das dieſe Arten es dennoch thun,

hat offenbar ſeinen Grund in einem beſondern Triebe, welchen Gott ihnen eingepflanzt hat.

Nicht ohne Theilnahme kann man den Fleiß der Vögel mit anſehen, welchen ſie auf die Einrichtung der Wiegen ihrer Kinder verwenden. In der Regel trägt das Männchen die Materialien herbei, und das Weibchen baut das Neſt. Bei den Schwalben und einigen andern Arten bauen jedoch beide zugleich. Die wärmſten und am meiſten geſchloſſenen Neſter haben die kleineren Vögel, weil ihre zarte Brut mehr Schutz gegen die Kälte verlangt, als die der größeren Vögel. So ſetzt ſich der Zaunkönig eine koloſſale Mooskugel zuſammen, in deren Mitte er ſein Lager macht. Wenn die Unterlage des Neſtes fertig iſt, ſo wird es von innen mit Thierhaaren, Pflanzenwolle, zarten Fäden und Spinnenwebe auf's Weichſte ausgepolſtert. Im hohen Norden, wo die Umgebung nichts Paſſendes darbietet, reißt die Eiderente die wärmenden Dunen von der eigenen Bruſt, damit es ihrer Brut nur ja nicht an dem nöthigen Schutz gegen die Kälte fehle. Ein ſchönes Beiſpiel mütterlicher Liebe! Ein Vogelneſt iſt immer ein höchſt wundervoller Bau, auf's Künſtlichſte verwebt und durcheinander verſchlungen. Und alles dies verrichtet der Vogel mit Hülfe des Schnabels und der Füße, die keineswegs zu kunſtvoller Thätigkeit vortheilhaft eingerichtet zu ſein ſcheinen.

Eins der merkwürdigſten Neſter iſt das eines kleinen Vogels in Indien, des Baya. Er legt daſſelbe ſo an, daß die Affen, Schlangen und Eichhörnchen, die einen beſondern Appetit nach den Eiern und den Jungen haben, es nicht erreichen können. Zu dieſem Zwecke baut der Baya ſein Neſt am äußerſten Ende eines biegſamen Zweiges, der nicht im Stande iſt, ein anderes Thier zu tragen. Zu größerer Sicherheit aber ſtellt er ſein Neſt nicht aufrecht, ſondern formt es in Geſtalt einer länglichen Birne, hängt es mit der Spitze durch ſehr künſtliche Verſchlingungen von Gräſern an den

Zweig, und macht den Eingang nicht oben, ſondern unten, ſo daß er nur fliegend hineingelangen kann. Dieſes hängende Neſt iſt von den langen Faſern des Buſchmangraſes hergeſtellt und in zwei Abtheilungen getheilt, in deren einer das Weibchen brütet, während in der andern das Männchen ſeine Gattin mit Geſang unterhält.

Der indiſche Schneidervogel (Sylvia hutoria) zeichnet ſich durch die wunderbare Fertigkeit aus, daß er Blätter zu einer Hülle für ſein Neſt förmlich zuſammennäht. Erſt ſpinnt er mit ſeinem Schnabel und ſeinen Pfötchen die Baumwolle zu gehörig ſtarken Fädchen zuſammen, dann pickt er Löcher längs dem Rande der ſteifen Blätter, die er benutzen will, und führt endlich den Faden kunſtgerecht durch. So entſteht ein kleines hängendes Zelt, in welchem er ſein weiches Lager zum Schutz gegen Affen und Schlangen bettet.

Sehr auffallend iſt es, daß der Bautrieb einiger Vögel ſich nach der Verſchiedenheit des Climas richtet und darnach verändert. So enthält das zierliche Neſt des Baltimore (Oriolus Baltimore) in Louiſiana durchaus keine warmen Stoffe. Es beſteht nur aus Tillandſienfaſern, und iſt nur loſe gewebt, damit die Luft durch die Maſchen dringen kann. Als wenn die Alten es wüßten, daß die bevorſtehenden Sommergluthen ihre Jungen beläſtigen würden, bauen ſie dort ihr Neſt mit der Oeffnung nach Nordoſten, damit es jedes kühlere Lüftchen auffangen könne. Dagegen ſtellen ſie in kältern Gegenden, wie in Pennſylvanien und New-York, den Eingang nach Süden, und füttern das Innere mit warmer Baumwolle aus.

Einzig in ſeiner Art iſt das eßbare Neſt der Salanganen. Dieſe ſeltſame Schwalbenart baut ihre Wohnung, welche die Geſtalt einer kleinen Schale hat, an Klippen und Felſen der Meerufer. Wo ſollte ſie da den Thon finden, der zum Ankleben des Neſtes an die Felſenwände nothwendig wäre? Aber Gott hat für dieſen Mangel hin-

reichend geſorgt, indem er der Salangane zwei große Halsdrüſen gab. Dieſe ſondern zur Zeit, wo der Bau vor ſich gehen ſoll, in hinreichender Menge einen klebrigen, zähen, weißlichen, an der Luft erhärtenden Schleim ab, woraus der Vogel ſein Neſt bildet, das von den chineſiſchen Feinſchmeckern ſo hoch geſchätzt und ſelbſt mit Silber aufgewogen wird.

Nicht minder merkwürdig ſind die gewaltigen Geſellſchafts-Neſter, welche der geſellige Webervogel (Ploceus socius Lathami) in Südafrika anlegt. Sie gleichen einem in einen Baum gebauten Strohdache. Unter demſelben befinden ſich eine große Anzahl von Oeffnungen oder Eingängen, die zu förmlichen Straßen führen, mit Neſtern an beiden Seiten, ungefähr zwei Zoll von einander. Zuweilen brüten 800 bis 1000 Vögel ihre Jungen darin in freundſchaftlichem Vereine aus.

Uebrigens erwerben die Vögel das Vermögen, ein Neſt zu bauen, keineswegs auf menſchliche Art durch Nachdenken und Erfahrung, ſondern das Vermögen iſt ihnen angeboren. Nie ahmt ein Vogel die Neſter anderer Arten nach. Junge, das erſtemal brütende Vögel, bauen ihre Neſter eben ſo vollkommen, wie die alten, auch ſelbſt dann, wenn ſie gar nicht im Neſte ihrer Eltern, ſondern in dem Neſte eines andern Vogels ausgebrütet wurden. Vögel, die man in Bauern gefangen hielt, wo ſie nie ein Neſt, wie es im Freien von ihrer Art gebaut wird, geſehen haben, und wo man ihnen künſtliche Neſter bereitete, die ſie auch benutzten, ſind ohne Weiteres, ſobald man ihnen die Freiheit gab, daran gegangen, Neſter zu bauen, wie ſie der Inſtinct ihnen vorſchreibt. Es ſind deshalb die Neſter charakteriſtiſch (eigenthümlich) für jede beſondere Art. Während ein Finkenneſt ſo ausſieht, wie das andere, unterſcheidet es ſich weſentlich von dem Neſte eines Vogels einer andern Gattung. Jede Vogelart wählt beſondere Stoffe zum Bau ihres Neſtes und giebt dieſem eine eigenthümliche Form, welche ſich

theils nach dem Orte, wo es gebaut wird, richtet, theils aber auch nach der Gestalt des Vogels, nach der Zahl der Eier und nach dem zur Ausbrütung der Eier nothwendigen Wärmegrad. Alles das sind sichere Beweise, daß hier nicht der blinde Zufall, noch die vernunftlose Materie waltet, sondern die Weisheit des gütigen Gottes, der den Vögeln zum Schutze ihrer Arten besondere Instincte verliehen hat.

Unter den Säugethieren zeichnet sich der nordamerikanische Biber am meisten durch seinen Kunstfleiß aus. Während des Sommers lebt er einsam. Wenn aber der Winter herannaht, so vereinigt er sich mit Seinesgleichen oft zu Haufen von 2—300, um mit ihnen gemeinschaftlich eine Winterwohnung zu erbauen. Am liebsten wählen sie dazu fließende Gewässer, um ihre Baumaterialien leichter fortschaffen zu können. Da nun der Eingang zu ihren Wohnungen immer unter dem Wasser liegt, so muß das Wasser nothwendig wenigstens drei Fuß über denselben stehen, weil ihnen sonst das Eis den Eingang im Winter völlig verschließen würde. Wunderbar ist nun die Klugheit, womit diese Thiere dem Wasser die nöthige Tiefe geben, damit es nicht bis auf den Grund gefriert. Sie helfen sich nämlich durch Dämme, die sie quer durch den Fluß ziehen. Die Materialien dazu sind Zweige, welche sie mit einander verschlingen und in den Zwischenräumen mit Steinen und Lehm ausfüllen. Endlich bekleiden sie ihn von außen noch mit einem dicken und festen Mörtel. Hat das Wasser nur wenig Strömung, so ist der Damm fast gerade. Ist aber die Strömung heftiger, so bekommt er einen starken Bogen aufwärts gegen den Strom, wodurch natürlich dessen Gewalt mehr gebrochen wird. Dieser Damm hat an seiner untern Fläche gewöhnlich 11—12 Fuß Breite und wird durch Ausbessern so fest, daß er einer großen Eis- und Wassergewalt widerstehen kann. Damit jedoch ihr Teich auch nicht zu tief werde, lassen sie immer eine Oeffnung in dem Damme, da-

mit das Waſſer abfließen könne, wenn es eine gewiſſe Höhe erreicht. Nach Beendigung des Dammes vertheilen ſich die Biber in eine gewiſſe Anzahl von Familien und errichten am Rande des Waſſers ihre Wohnungen, die eine eiförmige Geſtalt haben mit einem Durchmeſſer von 6—7 Fuß. Sie beſtehen aus zwei Stockwerken. Das obere trockene dient zum Aufenthalt der Thiere, das untere im Waſſer ſtehende als Vorrathskammer für die Baumrinden, die ihre Nahrung bilden. Höchſt merkwürdig iſt ihre Klugheit und Vorſicht beim Baumfällen. Wenn der ringsum eingeſchnittene Stamm dem Sturze nahe iſt, meſſen ſie jeden Biß ſorgfältig ab, ſo daß er nothwendig in's Waſſer fallen muß und nicht nach der Landſeite hin, wodurch ihre ganze Arbeit eine vergebliche wäre. Befindet ſich ihre Anſiedlung an den Ufern eines fließenden Waſſers, ſo fällen ſie das Holz oberhalb der Stelle, wo ſie ihre Wohnung bauen wollen, und benutzen die Strömung, um es nach dem Orte, wo ſie es brauchen, hinzuleiten. Alle dieſe Arbeiten, die mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit verrichtet werden, obwohl ſie nur mit den Zähnen und Vorderbeinen geſchehen, werden übrigens nur in der Stille der Nacht betrieben.

Dem Thiere fehlen Vernunft und Selbſtbewußtſein, und dennoch baut es ſich Wohnungen, die wahre Meiſterwerke der Kunſt und Klugheit ſind. Wie wunderbar iſt doch die Natur dieſes Triebes! Vermittelſt deſſelben thut das Thier Dinge, deren Nothwendigkeit es nicht erkennen kann; es verfolgt Zwecke, die es ſich ſelbſt nicht ſetzen kann; es führt Pläne aus, die es ſelbſt nicht machen kann; es gebraucht Mittel, die es ſelbſt nicht wählen kann. Es muß alſo einen unendlich weiſen Geiſt geben, der für die Erhaltung des Thieres ſorgt, indem er für daſſelbe nicht bloß den Plan zu einer zweckmäßigen Wohnung entwirft, ſondern mittelſt des Inſtinctes das Thier auch nöthigt, denſelben auszuführen.

6. Kenntniß des Feindes.

Der Selbſterhaltungstrieb, der den Thieren gegeben iſt, würde ihnen nichts helfen, wenn ſie nicht wüßten, wer ihre Feinde wären. Dann würden ſie denſelben leicht zur Beute werden, und ganze Geſchlechter könnten auf dieſe Weiſe ihren Untergang finden. Allein die Naturgeſchichte zeigt, daß ihnen die Fähigkeit angeboren iſt, ihre Feinde zu erkennen, auch wenn ſie dieſelben vorher noch nie geſehen hatten.

Läßt man zu einem jungen Salamander, der nie einen Blutegel geſehen hatte, ein ſolches Thier, ſo bemerkt man ſofort das Entſetzen des Salamanders vor dem blutdürſtigen Gaſte. Daß hier nicht etwa die Ausdünſtung, die dem Blutegel entſtrömt, dem Salamander ſo widerwärtig iſt, daß er die Flucht ergreifen muß, geht aus einem Verſuche hervor, bei welchem man ein Glas durch eine Glaswand in zwei Abtheilungen trennte, und in die eine den Salamander, in die andere den Blutegel brachte. So lange man eine undurchſichtige Wand zwiſchen die Thiere ſchob, errieth das eine nichts von der Anweſenheit des andern. Sobald man aber die undurchſichtige Wand wegnahm, und nun die Glaswand es geſtattete, daß die Thiere ſich ſahen, bemerkte man ſofort an dem Benehmen derſelben, daß ſie Blutsfeinde ſeien und ſich als ſolche erkannten.

Es iſt ſomit der angeborne Inſtinct, welcher den Thieren, auch wenn man ſie in ein ganz anderes Klima, in eine ihnen ganz neue Pflanzen- und Thierwelt verſetzt, es kund giebt, was der Erhaltung ihres Lebens förderlich ſei oder derſelben gefährlich werden könnte. Pferde, die man aus Europa nach dem ſüdlichen Afrika gebracht hatte, und die noch niemals in die Nähe eines lebenden Löwen gekommen waren, zitterten dennoch vor Angſt an allen Gliedern, als ſie zum erſten Male das Brüllen des Löwen in ihrer Nähe vernahmen. Frettchen, die in der Gefangenſchaft des Menſchen geboren und erwachſen ſind und noch niemals eine gif-

tige Viper sahen, greifen diese mit großer Vorsicht an, indem sie vor allem ihr den Kopf zu zermalmen suchen, während sie schon oft über ungiftigen Schlangen und Blindschleichen, die sie, ohne einen Augenblick zu zögern, bei jedem Theil des Körpers anfaßten, den leichten Sieg errungen hatten. Ueberhaupt weiß jedes Thier im Kampfe mit einem andern alsbald die schwächste, am leichtesten verwundbare oder jenen Theil desselben zu finden, der ihm am meisten zu schaden vermag, sowie umgekehrt jene Stelle des eigenen Leibes am meisten zu schützen und zu verbergen, welche die verletzbarste ist. So springt der Tiger im Kampf mit dem Elephanten zunächst nach dem Rüssel desselben, welchen dagegen der Elephant auf's sorgfältigste dem Angriff zu entziehen sucht, um ihn zur rechten Zeit desto kräftiger zu gebrauchen. Das amerikanische Hausschwein im Kampfe mit der Klapperschlange bemüht sich vor allen den Bissen des springenden Thieres seinen borstigen Nacken entgegenzuhalten, die Schnauze aber demselben zu entziehen und hiebei den rechten Augenblick zu finden, um den Kopf des gefährlichen Feindes mit seinen Hufen zu zertreten.

Somit dient auch dieser Instinct zur Erhaltung der Thiere. Denn dazu hat eine gütige Vorsehung ihnen denselben eingepflanzt, damit sie dadurch in den Stand gesetzt werden, sich den Nachstellungen ihrer Feinde zu entziehen und sich in Sicherheit zu bringen.

7. List der Thiere.

Es giebt Thiere, die auf den ersten Anblick so schwach und hülflos erscheinen, daß man meinen sollte, sie wären dem Kampfe um das Dasein gar nicht gewachsen. Um so wunderbarer sind die Anstalten, welche getroffen wurden, um auch ihnen Leben und Unterhalt zu sichern. Denn zum Ersatz für ihre Schwäche wurde ihnen eine Kunstfertigkeit und List verliehen, die uns in Erstaunen setzt.

Nehmen wir die Spinne mit ihrem weichen, schwachen, lose zusammenhängenden Körperbau. Ohne Rüstung gegen ihre Feinde scheint sie hülflos allen Angriffen blosgestellt zu sein. Wie soll sie die geflügelten Insecten erhaschen, die ihre Nahrung bilden und ihre Feinde erlegen? Dafür ist auf eine so tiefdurchdachte Weise gesorgt, daß wir darin unmöglich eine alles berechnende unendliche Weisheit verkennen können. Es ist ihnen nämlich die Fähigkeit verliehen, zwei Flüssigkeiten abzusondern, welche ihnen den Mangel aller andern Schutz- und Trutzwaffen reichlich ersetzen. Mit einem dieser merkwürdigen Säfte, einem tödtlichen Gifte, lähmen sie plötzlich den Widerstand ihrer Beute; mit dem andern spinnen sie ihre kunstreichen Netze, worin ihre Beute sich fängt.

Nicht umsonst ist diesen Thierchen ein so unverhältnißmäßig großer Hinterleib gegeben, denn ihre Bedürfnisse erheischen eine bedeutende Menge Spinnstoff. Dieser besteht in einer eiweißartigen, gerinnbaren Flüssigkeit, und wird von Drüsen ausgesondert, welche den größten Theil des Bauches ausfüllen. Diese Drüsen münden nach hinten in vier bis acht gegliederten, am Ende siebförmig durchlöcherten Warzen aus. Jede ist mit 100 bis 400 feinen Röhren oder Oeffnungen versehen, woraus eben so viele Fäden kommen, die sich bald zu einem einzigen vereinigen und sogleich an der Luft verhärten. So fein sind diese einzelnen Fädchen der Sieblöcher, daß erst mehrere tausend die Dicke eines Menschenhaares erreichen. Und doch bilden sie, sobald sie aus dem Körper dringen, sofort einen festen Faden, an dem die Spinne sich halten und den sie sogleich bearbeiten kann.

Wenn unsere Hausspinne im Winkel eines Zimmers ihr Nest anlegen will, so öffnet sie ihre vier Spinnwarzen, und es zeigt sich ein kleines Tröpfchen klebrigen Saftes, den sie an die Wand drückt. Hierauf geht sie fort, den Faden nachziehend, und wirft sich auf eine sehr merkwürdige Weise an

die Stelle der gegenüberliegenden Wand, wo das andere Ende befestigt werden soll. Dies ist der äußerste und folglich auch der längste Faden des Zettels. Dann tritt sie eine halbe Linie weiter herein, heftet wieder einen Faden an und läuft am ersten zurück. Das treibt sie so fort, bis alle parallelen Fäden gemacht sind, worauf sie die Querfäden zieht, bis das Netz vollendet ist. Auch über demselben sind oft noch eine Menge einzelner Fäden ausgespannt, die sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, wie das Tauwerk eines Schiffes. Die vorübereilende Fliege stößt gegen eins dieser Seile, und fällt in das darunter aufgespannte Netz, in welches ihre Anstrengungen, sich zu befreien, sie nur um so mehr verwickeln.

Doch um die gehoffte Beute nicht abzuschrecken, ist es nöthig, daß der Jäger sein grimmiges Angesicht verberge. Unter dem Netze webt sich also die vorsichtige Spinne eine seidene Zelle mit zwei Oeffnungen, wo sie sich vollständig verstecken kann. Wie soll sie aber erfahren, was oben vor sich geht? Auch dafür hat die kluge Baumeisterin gesorgt; denn vom Rande des Netzes bis zu ihrer Höhle sind mehrere Fäden wie Telegraphendrähte ausgespannt, die durch ihre Schwingungen sie sogleich vom Fange einer Fliege benachrichtigen, und ihr zugleich als Brücke dienen, um den Gefangenen desto schneller beizukommen.

Ebenso bewunderungswürdig ist die Weise, wie sich die Larve des Ameisenlöwen, eines kleinen, den Eintagsfliegen sehr ähnlichen Insectes ihre Nahrung zu verschaffen weiß. Sie ist etwa drei Viertelzoll lang und kann fast nur rückwärts gehen. Um Ameisen und andere Insecten zu fangen, macht sie in lockerem, feinen Sande eine Falle. Scheint ihr der Boden geeignet, so beginnt sie damit, einen Zirkel auf demselben zu ziehen, der den Rand der Grube darstellt, in die ihre Beute herabstürzen soll. Sodann begiebt sie sich in die Mitte des Kreises und beginnt von hier aus zu graben,

wobei sie sich des einen Fußes als Schaufel bedient. Die ausgegrabene Erde legt sich das Thierchen auf den Kopf, und durch einen heftigen Ruck wirft es dieselbe so weit, daß die Erde noch ein paar Zoll über den gezogenen Kreis hinausfliegt. So entsteht endlich eine trichterförmige Grube, die gewöhnlich drei Zoll im Durchmesser hat bei einer Tiefe von zwei. Nun gräbt sie sich im Boden derselben halb ein, nimmt ein wenig Erde und Sandkörnchen auf den Kopf und wartet geduldig, bis eine Ameise oder ein anderes Thierchen dieser Art in die Grube hinabstürzt. Ist dies der Fall, so wird es sofort ergriffen und ihm das Blut ausgesogen. Stürzt das Schlachtopfer aber nicht hinab, sucht es auf halbem Wege zu halten und zu entfliehen, so schleudert der Ameisenlöwe einen Sandhagel auf dasselbe, daß es betäubt herab und in seinen Tod stürzt.

Nicht geringer ist die List, welche der Hummer oder Seekrebs anwendet, um sich der Austern zu bemächtigen. Die Auster bewegt sich im Wasser dadurch, daß sie ihre Schaalen mit außerordentlicher Geschwindigkeit öffnet und zusammenklappt. Der Hummer würde schlimm ankommen, wenn er versuchen wollte, seine Fangscheere zwischen die Schaalen zu stecken, da die Auster mit so außerordentlicher Kraft die Schaalen zu schließen versteht, daß der Räuber ihr Gefangener werden würde. Er bedient sich deßhalb der List, im Augenblicke des Oeffnens einen Stein zwischen die Schaalen zu stecken, so daß sie sich nicht schließen kann und die Auster seine Beute wird.

Auch bei einigen Fischen hat man die Anwendung von List beobachtet, wie beim Sternseher (Uranocopus scaber), der im Schlamme versteckt den langen und schmalen Fleischlappen, der im Innern des Mundes vor der Zunge liegt, ausstreckt und damit kleine Fische anlockt, die, statt den vermeintlichen Wurm zu fressen, nun selbst gefressen werden. Nicht umsonst sitzen seine Augen ganz oben auf dem Kopfe,

denn dadurch ist er in den Stand gesetzt, seinen Fang um so besser überwachen zu können.

Der Froschteufel oder Seeteufel (lophius piscatorius) benutzt auf gleiche Weise die ihm vor den Augen stehenden langen haarartigen Borsten und Bartfäden. In den Schlamm sich einwühlend und mit offenem Rachen auf die Fische lauernd, spielt der listige Froschteufel mit jenen Kopfanhängseln, wie der Angler mit der künstlichen Fliege, die er über dem Wasser tanzen läßt, und verschlingt die Fischlein, die er auf diese listige Weise herbeilockt. Zu demselben Zweck verbirgt er sich auch zwischen den Seetang oder zwischen Sandhügelchen, Steinen und Klippen. Da seine Farben matt sind, so ist er vom Boden nicht zu unterscheiden, wodurch die Täuschung um so vollkommener wird.

Da das Thier keine Vernunft hat, so sollte man meinen, es könne ebensowenig List anwenden, wie ein Stock oder ein Stein. Freilich ist die List bei den Thieren nicht wie bei den Menschen das Resultat einer vernünftigen Ueberlegung, die sich eines bestimmten Zweckes bewußt ist und unter allen möglichen Mitteln diejenigen wählt, welche am schnellsten, leichtesten und sichersten zur Erreichung desselben dienen. Sondern bei den Thieren hat die List ihren Grund in dem ihnen verliehenen Instinkte, wodurch es genöthigt wird, das zu thun, was zu seiner Erhaltung das zweckmäßigste ist. Das Vieh führt also nicht aus, was seine eigene Vernunft ihm eingiebt, denn es hat keine, sondern was eine fremde Vernunft ihm vorschreibt, und ist somit ein unwiderleglicher Beweis für das Dasein Gottes.

V.

Nutzen der Thiere.

1. Das Kameel.

Es giebt in Asien und Afrika bewohnte Länder, die durch ungeheure Wüsten, wie durch Meere, von einander getrennt

sind. Diese Wüsten sind Einöden, worin die volle Hitze der Sonne wüthet, und der Himmel wie Erz und die Erde wie Eisen glüht. Dort sieht das Auge nichts als Sandmassen, Steine und Felsen, und wird nur selten durch den Anblick einer Pflanze oder eines Thieres erfreut. In einigen Theilen derselben fällt gar kein Regen, und Brunnen werden nur hie und da in den tiefsten Thälern gefunden.

Mitten in dieses Sandmeer ist ein Wesen gesetzt, welches als Haus-, Last- und Reitthier den dortigen Völkern von unschätzbarem Werthe ist, und auf die vielfachste Weise zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dient: das ist das Kameel. Dasselbe gewährt dem Araber Nahrung und Kleidung. Die Milch des Kameels ist für ihn ein Hauptnahrungsmittel, denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Thiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist, und in Gefäßen, mit Fett bedeckt, aufbewahrt wird. Die Haut giebt ein gutes Leder; das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen, und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin.

So ist das Kameel vielen Völkern Asiens und Afrikas Alles, was sie bedürfen. Doch den höchsten Nutzen gewährt es als Lastthier. Es vermittelt in diesen Wüsteneien, in denen kein anderes Hausthier würde ausdauern können, den Handel, und verbindet so die durch Sandmeere getrennten Kulturländer mit einander. Diese Verbindung würde ohne seine Genügsamkeit, ohne seine Fähigkeit, auf lange Zeit des Wassers entbehren zu können, und ohne seinen schnellen Gang gar nicht stattfinden. Ohne das Kameel würde Egypten von Abyssinien, die Berberei von den Ländern jenseits der Sahara, Syrien und Persien, und Arabien von der ganzen Welt abgeschnitten sein; die Wüsten würden dem Verkehr zwischen diesen Ländern unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, aller Handel hörte auf und dadurch würden die Menschen in die größte Noth gerathen.

Alles iſt aber auch im Körperbau des Kameels mit der höchſten Zweckmäßigkeit auf die Wüſte berechnet. Nicht nur hat es überhaupt wenig Getränk nöthig, ſondern es kann ſich auch auf einmal für viele Tage damit verſehen; denn von den vier Abtheilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Thieren gemein hat, iſt die größte derſelben der Panſen, mit zahlreichen Zellchen verſehen, in welchen ſich das genoſſene Waſſer anhäuft, und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfniß etwas in den Schlund zurücktritt. Dieſe körperliche Eigenthümlichkeit befähigt das Kameel, oft drei bis vier Tage ohne den Genuß des Waſſers hinzubringen, ja, die beſten Kameele ertragen den Durſt zehn bis zwölf Tage. Dafür kann es aber auch auf einmal 50, 60, ja ſogar 100 Pfund Waſſer zu ſich nehmen. Entſteht gefährlicher Waſſermangel, ſo rettet das im Magen des geſchlachteten Kameels befindliche Waſſer die Reiſenden, die ſonſt in der Wüſte verſchmachten müßten. Dazu hat das Kameel einen ſehr ſcharfen Geruchsſinn. Aus ſtundenweiter Entfernung, worin der Menſch auch nicht die geringſte Ahnung vom Vorhandenſein einer Quelle hat, vermag es dieſe zu entdecken. Mit weit geöffneten Nüſtern des emporgeſtreckten Kopfes ſaugt es den feuchten Luftſtrom, den Dunſt des Quells ein, und ſeine letzte Kraft aufbietend, eilt es unaufhaltſam der Waſſerſtelle zu, auf dieſe Weiſe ſich und ſeinen Herrn rettend.

In eben ſo auffallender Weiſe, wie auf langes Ertragen des Durſtes, iſt der Körper des Kameels auch auf langes Hungern angelegt. Mitten auf ſeinem Rücken hat es einen Höcker, der aus einer fettigen Maſſe beſteht. In Zeiten, wo das Thier reichlich Futter empfängt, ſchwillt derſelbe unverhältnißmäßig an, „gleich eines Schmiedes Blaſebalg,“ wie der Dichter ſagt. Dagegen ſchrumpft er zuſammen und verſchwindet faſt gänzlich, wenn das Thier lange darben muß und übermäßig angeſtrengt wird. Somit lebt das

Thier zur Zeit, wenn es keine Nahrung zu ſich nimmt, von dem in die Säftemaſſe eingeſogenen Fette ſeines Höckers, welcher bei ihm die Stelle einer Vorrathskammer vertritt. Außerdem aber findet das Kameel auch in der Wüſte, wo nur der ſpärlichſte Pflanzenwuchs ſich zeigt, immer noch Nahrung. Selbſt da, wo es auf üppigen Wieſen ſich nähren könnte, ſucht es die trocknen, ſtachlichſten Kräuter auf, als Diſteln, Neſſeln, Ginſter, ferner Geſträuch und Baumrinden, zu deren Zerkauen ſeine Zähne trefflich eingerichtet ſind. Denn ſein lederartiger Gaumen und ſein furchtbares Gebiß geſtattet ihm, dornige Pflanzen ohne Schaden zu zermalmen. Vermöge der zerſpaltenen, knorpeligen Oberlippe aber iſt es, ſo gut wie unſer Schaf, im Stande, den dürftigſten Grashalm abzufreſſen.

Zu dieſem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durſt, der dem Kameele gegeben iſt, kommt nun noch ſeine merkwürdige Schnelligkeit. Ein Kameel der flüchtigen Race, welche die Araber Maharri nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig beladen wird, ſeinen ſchnellen Lauf, der in einem harten, heftigen Trabe beſteht, 24 Stunden lang ununterbrochen fortzuſetzen, ohne auszuruhen oder Verlangen nach Futter zu zeigen, und in dieſer Zeit 24—28 deutſche Meilen zurückzulegen. Eine ſolche Schnelligkeit können die belaſteten Kameele natürlich nicht entwickeln. Doch legen ſie täglich, mit einer Bürde von 6—10 Centnern belaſtet, in der Regel 7, mitunter auch 10 Meilen zurück. Indeß machen ſie in einem Tage auch 35, ja 40 Stunden, wenn man ihnen am folgenden Tage Ruhe gönnt.

Außerdem ſind ihm noch folgende werthvolle Eigenſchaften verliehen. Es hat nur ein geringes Bedürfniß des Schlafs, ſo daß es wie ein Seeſchiff Tag und Nacht zu ſegeln vermag. Unter den Füßen befinden ſich breite Ballen, die mit ſtarker, ſchwieliger, aber nicht harter Haut überzogen ſind, welche, elaſtiſchen Kiſſen vergleichbar, das Einſinken im

Sande verhüten, ſo daß es leicht darüber hinſchreiten kann. An der Bruſt, den Vorder- und Hinterbeinen hat es ſieben hornartige Schwielen, die beim Niederkauern zum Ruhen und Schlafen die meiſte Laſt tragen. Dazu kommt das Hochhalten des Kopfes und die Verſchließbarkeit der Naſenlöcher, um ſich vor dem niedrig ſtreifenden Samum und gegen das Einathmen des vom Winde aufgejagten Wüſtenſandes zu bewahren.

Mit Recht wird das Kameel „das Schiff der Wüſte" genannt. Es iſt für dieſelbe geſchaffen; beide ſind offenbar dem einheitlichen Gedanken eines Schöpfers entſprungen. Zeigt ſchon ein Seeſchiff oder ein Ocean-Dampfer, daß dieſelben in allen ihren einzelnen Theilen von einem weiſen Baumeiſter auf das Zweckmäßigſte dazu angelegt ſind, um damit das Meer zu befahren, wie vielmehr weiſt der geiſtvolle Plan, wonach das lebende Wüſtenſchiff, das Kameel, gebaut iſt, auf einen Schöpfer hin, der voll Weisheit und Güte darauf bedacht war, auch die Wüſtenländer bewohnbar zu machen. Hier offenbart ſich ein alles berechnender Verſtand, der die Bedürfniſſe der Menſchen, die Beſchaffenheit und das Klima der Wüſte vor Augen hatte, und mit Rückſicht darauf ein Weſen erſchuf, das all dieſen Zwecken entſprach, und ſo gleichſam „ein Complement," eine Ergänzung der Wüſte bildete, wie man es paſſend genannt hat. So iſt das häßlichſte der Thiere zugleich das nützlichſte, es iſt, wie der berühmte Geograph Karl Ritter treffend ſagt, „der Vermittler, der von Anfang der Schöpfung beſtimmt war, die kontinentalen Völker auf friedlichen Bahnen zuſammen zu führen, und den Verkehr zwiſchen dem Orient und Occident ebenſo anzubahnen, wie die menſchliche Kunſt durch das Meerſchiff die Geſtadewelten des Erdballes einander gegenſeitig, wenn ſchon in ſpäteren Perioden, befreunden ſollte." Wie lächerlich, wenn die Gottesleugner das dem blinden

Zufall zuſchreiben, was ſich ſo ſonnenklar als das Werk eines denkenden Geiſtes beweiſt!

2. Das Rennthier.

Sehen wir auf die hochnordiſchen Länder, ſo möchte es uns auf den erſten Blick ſcheinen, daß jener Theil der Erde für Menſchen völlig unbewohnbar ſei. Denn dort herrſcht eine furchtbare Kälte, die nur von einem kurzen Sommer unterbrochen wird. Dort breiten ſich endloſe Schneefelder aus, die ſelbſt im Sommer nicht völlig aufthauen. Keine Getreideart vermag dort zu gedeihen, um dem Menſchen ein nährendes Mehl zu liefern. Kein Baum bietet ihm ein erquikkendes Obſt. Nur kümmerlich iſt der Pflanzenwuchs, welcher dort die Einöden bedeckt.

Aber auch dort war die ewige Liebe bemüht, ein Weſen zu erſchaffen, welches die Bewohner jener Gegenden nicht bloß mit Nahrung und Kleidung verſorgen, ſondern ihnen auch als Zug- und Reitthier dienen ſollte. Dies iſt das Rennthier. Ganze Völker im hohen Norden von Aſien, Amerika und Europa, die Lappländer, Samojeden, Koräken, Oſtjaken, ꝛc. ſind mit ihrer Exiſtenz auf das Rennthier angewieſen. Daſſelbe gewährt ihnen Alles, was ſie zu dieſem Leben bedürfen.

Betrachten wir nun den Bau und die Lebensweiſe dieſes Thieres näher, ſo erkennen wir, wie eine erfinderiſche Weisheit alles aufgeboten hat, um daſſelbe der Bodenbeſchaffenheit und dem Klima des hohen Nordens anzupaſſen. Um es gegen die Kälte zu ſchützen, iſt ihm ein ſo dickes Fell gegeben, wie es kaum irgend ein anderes Geſchöpf beſitzt und welches noch dazu mit einem dichten Pelze bedeckt iſt. An dem niedern Theile des Halſes verſtärkt noch ein Haarbüſchel den Schutz gegen die Kälte. Die Hufe ſind dem Lande wohl angepaßt. Statt ſchmal und ſpitzig zu ſein, wie die Hufe der Rehböcke und Dammhirſche, ſind ſie ſehr breit, platt und

weit. Auch hat das Rennthier es in seiner Gewalt, beim Niedersetzen den Huf auszubreiten oder zusammenzuziehen, je nach der Beschaffenheit der Oberfläche, auf der es sich bewegt. Wenn der Schnee auf dem Boden liegt, so giebt ihm die Breite seiner Hufe, die es dann so weit macht, daß sie einem Pferdehuf gleichkommen, eine feste Haltung auf dem Schnee, und hindert es, so tief hineinzusinken, als es sonst geschehen würde, besonders nach frischem Schnee, dessen Oberfläche noch nicht gefroren ist. So merkwürdig nun diese Eigenschaften sind, so hat die Vorsehung doch noch ein Mittel angewandt, um dem Thiere einen festen Gang zu geben. Das ist die lange und stachelartige Afterklaue am Hufe, welche ihm beim Laufen über glattes Eis und Schnee einen sichern Halt giebt, da sie wie das Steigeisen des Gemsenjägers das Ausgleiten verhindert. Die eigenthümliche Bildung und Stärke des Halses, der Schultern und des Vorderbuges deuten schon darauf hin, daß das Thier zum Ziehen bestimmt sei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen bestätigen dies. In Sibirien und Kamschatka gebraucht man es auch zum Reiten. Vor den Schlitten gespannt, legt es in einem Tage ohne sonderliche Mühe 30 deutsche Meilen zurück. Sie sind im Stande, eine Last von circa 300 Liespfund (à 20 Pfund) zu ziehen. Die Schnelligkeit, mit der es die größten Lasten zieht, ist außerordentlich, denn sie beträgt im Durchschnitt acht engl. Meilen in der Stunde, wohl zu merken auf gebirgigem Terrain.

Merkwürdig ist das klappernde Geräusch, welches gehört wird, wenn das Thier geht. Es kommt von dem Zusammenziehen der Hufe beim Aufheben vom Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Theile im Hufe gegen einander. Dieses Geräusch ist von keinem unbeträchtlichem Vortheil, da es die zerstreute Heerde sammelt. Die Rennthiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne vernehmen.

Auch das ist höchst wunderbar, daß die Größe und Kräftigkeit der Rennthiere nicht, wie bei den Pflanzen und meisten andern Thieren, abnimmt, je weiter sie nach dem Norden vorrücken, sondern zunimmt. Tritt die Sonnenwärme ein, so suchen sie das kühle Gebirge und die Stellen auf, wo noch Schnee liegt.

Blicken wir nun auf ihre Ernährung, so zeigt sich auch darin das Walten einer gütigen Vorsehung. Im Sommer streifen sie die Blätter von den Birken, Weiden und Espen begierig ab, sie fressen auch das junge Gras und die zarten Sprossen der Sträucher auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenstrahl schnell hervorlockt. Aber auch im Winter, wenn alles Gras und Grün von der Kälte längst vernichtet ist, ist ihnen ein reichlicher Tisch gedeckt. Ueber das ganze Land sind nämlich eine Fülle von Flechten, Leberkräutern und Moosen verbreitet, welche so organisirt sind, daß sie eine lange und strenge Kälte vertragen können. Diese bilden dann ihre einzige Nahrung; besonders das Rennthiermoos, ein äußerst nahrhaftes Gewächs, welches sie unter dem mehrere Fuß hohen Schnee mit ihren harten Hufen hervorscharren.

Ungemein mannichfaltig ist der Nutzen, welchen das Rennthier gewährt. Alles daran ist brauchbar. Die nahrhafte Milch ist neben dem Fleische des Rennthiers die gewöhnliche Speise der Nordländer. Die Hufen, Blasen, Knochen und Geweihe werden zu mancherlei Gefäßen und Geräthen verarbeitet. Der dicke Pelz liefert den Nordländern die warme Winterkleidung, ohne welche sie sich gegen die Kälte nicht schützen könnten. Außerdem geben die Felle Material zu Decken, Betten, Zelten ꝛc. Kurz, das Rennthier ist den Bewohnern des hohen Nordens ihr Ein und Alles, und fast noch mehr als alle unsere Hausthiere zusammengenommen.

Mit Recht sagt deshalb Brooke, der einen Winter in Lappland zubrachte, bei seiner Beschreibung des Rennthiers:

„Wir müſſen die Vorſehung bewundern, welche ein Thier geſchaffen hat, das dem Menſchen es möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, und ihm das ganze übrige in Kälte erſtarrte Naturleben erſetzt.“

3. Der Seehund.

Einem armen Manne wurde, als der kalte Winter ſich nahte, ein Korb in's Haus geſtellt, der nicht bloß nahrhafte, für den Winter ganz beſonders geeignete Speiſen und Getränke, ſondern auch warme Kleider und eine Menge nützlicher Geräthe enthielt. Es gelang ihm nicht, zu entdecken, wer ihm dieſen Korb gebracht habe. Dies Ereigniß wurde nun von ſeinen Nachbarn ſehr verſchieden beurtheilt. Einige ſahen in der Erſcheinung des Korbes das Spiel des Zufalls. Andere meinten, die Natur habe denſelben hervorgebracht. Noch Andere, die ſich beſonders weiſe dünkten, ſagten, die Materie habe dieſen Korb aus Stoff und Kraft zuſammengeſetzt. Als dies der Arme hörte, rief er aus: „Ihr Thoren! Dieſer Korb iſt das Geſchenk eines treuen Freundes, der meine Noth kennt, und liebend für die Abhülfe derſelben geſorgt hat.“

Viel nützlicher, wie dem Armen jenes Geſchenk, iſt den Bewohnern der Polargegenden der Seehund. Darin finden ſie alles beiſammen, was ſie zum Leben bedürfen, Nahrung, Kleidung und Material zum Leuchten, Brennen und allerlei Geräth und Handwerkszeug. Er iſt ihr tägliches Brod, weshalb man zu ſagen pflegt, das Meer ſei der Acker und der Seehundsfang die Ernte der Grönländer. Das Fleiſch derſelben und der eingeſalzene Speck iſt ihnen ein willkommenes, ſchmackhaftes Gericht; das Blut wird zur Bereitung von Suppen benutzt. Der Thran giebt ihnen einen Labetrank, und wird zugleich ſtatt des Oeles in den Lampen und als Feuerung gebraucht. Aus den waſſerdichten Fellen verfertigen ſie ſich ihre ganze Kleidung, Riemenwerk, Teppiche

und Ueberzüge für ihre Kähne, Schlitten, Zelte und Wohnungen. Die gegerbte Haut liefert ein treffliches Leder, woraus gute, wasserdichte Schuhe und Stiefel gemacht werden. Die Sehnen werden zu Zwirn, die Gedärme und Blasen zu halbdurchsichtigen Fensterscheiben, zu Vorhängen der Zelte, zu Hemden, Thranschläuchen und Segeln verarbeitet; die Knochen zu Nadeln, Messern und Gabeln und andern Geräthschaften. Die Schulterblätter dienen zu Spaten, die Rippen zu Dachsparren und Nägeln, auch werden sie als Spreithölzer zum Trocknen der Felle und als Schiffsrippen verwendet.

So zeigt sich bei der Einrichtung dieses Thieres eine Absicht, welche Alles auf den Nutzen des Menschen berechnet. Wo aber eine solche absichtliche Berechnung hervortritt, da offenbart sich sonnenklar das Walten eines unendlich weisen Geistes, der die Bedürfnisse des Menschen kennt und ihnen in der zweckmäßigsten Weise abhilft. So ist die ganze Natur mit ihren auf den Nutzen des Menschen berechneten Geschöpfen und Einrichtungen ein Spiegel einer unendlichen Weisheit und Güte, und bezeugt uns, daß ein Gott ist.

XXII.

Sittenlehre der Gottesleugner.

Bei vielen Gottesleugnern findet sich so viel Gerede von Tugend, Edelmuth ꝛc., daß Einfältige leicht auf den Gedanken kommen könnten, es wäre den Gottesleugnern noch irgend etwas an der Sittlichkeit gelegen. Allein das ist ein irriger Wahn, wogegen die Ehrlichen unter den Gottesleugnern selbst entschieden protestiren. Am aufrichtigsten sagt wohl der atheistische Doctor La Mettrie, was eigentlich ihre Religion sei, indem er z. B. folgendes schreibt:

„Die Glückseligkeit ist das Recht eines jeden Menschen; er muß sie finden, wo sie ist; sie gehört dem Lasterhaften so

wohl und ſo billig, wie dem Beſten. Der Genuß der Liebe in ſeinem natürlichen und den Thieren vernehmlichen Verſtande, die feinſte Kitzelung der Sinne, iſt unſer einziges Gut; es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beifall der Welt uns glücklich. Dieſes zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend nicht abhalten. Sie iſt ein Hirngeſpinnſt, eine Brut der Kunſt und ein fremdes Gewächs das in unſerem Buſen nicht von Natur keimt. Die Reue, die ſo hartnäckig iſt, uns zu verfolgen, muß man aus den Gedanken verbannen, und das unbequeme Gewiſſen, eine Frucht der in unſerer Kindheit empfangenen Schläge und Vorurtheile muß man betäuben, ſchweigen heißen, und ſo lange ihm den Mund ſtopfen, bis es nicht mehr ſprechen kann. An Gott iſt nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben giebt, iſt erwieſen; alſo hat man nichts zu fürchten, als das einzige Weſen, das unſerm Glauben im Wege iſt: den Henker. — Vor dieſem Richter muß der Philoſoph freilich ſich in Acht nehmen, da er ſonſt nichts weder über der Erde, noch unter derſelben fürchtet."

Die Gottesleugner bekennen alſo ſelbſt, was ſie für die höchſte Glückſeligkeit und das einzige Gut halten, nämlich ſich in den gemeinſten viehiſchen Wollüſten zu wälzen und alle Verbrechen und Laſter zu begehen, wenn ſie nur die feinſte Kitzelung der Sinne gewähren. Um ſich in dieſen Genüſſen nicht ſtören zu laſſen, müſſe man alle Reue verbannen, das Gewiſſen betäuben, und alle Gedanken an Gott, Ewigkeit, Gericht und Hölle zu ertödten ſuchen. Bei ſolchem ſchandbaren Laſterleben werden nun natürlich alle göttlichen und menſchlechen Geſetze mit Füßen getreten, und dadurch kommt man in Gefahr, von der Obrigkeit beſtraft zu werden. Darum gilt bei den Gottesleugnern als das höchſte Geſetz: Laß dich nicht ertappen, fürchte den Henker über alles! Denn

freilich, wenn dich der erwiſcht, ſo hat die ganze Herrlichkeit ein Ende, weil mit dem Tode alles aus iſt.

Das iſt die verruchte Moral (Sittenlehre), zu welcher die Gottesleugnung immer geführt hat, und nothwendig immer führen wird.

XXIII.

Unvereinbarkeit des Atheismus mit der Wohlfahrt des Staates.

1. Zeugniß aus dem Alterthum.

Ein Staat, deſſen Bürger das Daſein Gottes leugnen und ſomit alle Religion verwerfen, kann nicht beſtehen. Denn mit der Religion fällt auch alle Sittlichkeit dahin. Wo die Gottesfurcht aufhört, da muß auch alle Liebe, Achtung und Gerechtigkeit gegen den Nächſten untergehen. Wer ſich erfrecht, das Daſein Gottes zu leugnen, der iſt auch frech genug, gegen ſeinen Nächſten jedes Unrecht zu begehen. Denn der Gottesleugner glaubt keinen gerechten Richter und deshalb auch keine ewige Vergeltung. Für ihn giebt es keinen Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen gut und böſe. Ihn binden nicht die klarſten Geſetze der Natur, noch die heiligſten Verträge. Er ſpottet des Eidſchwurs, da der Eid nur beim Namen Gottes geleiſtet werden kann. So hält den Gottesleugner keine ſittliche Rückſicht ab, gegen ſeinen Nächſten die größten Verbrechen zu begehen. Er folgt nur einem Triebe, dem Eigennutze oder der Selbſtſucht. Wenn er meint, ſein eigner Nutzen erfordere es, ſo wird er jedes Geſetz übertreten und alle Schranken durchbrechen. Um ſein eigenes Beſtes zu befördern, wird er rückſichtslos das Glück ſeines Nächſten zerſtören, und ihn um ſeine theuerſten Güter, um ſein Leben, Eigenthum und ſeine Rechte bringen.

Demnach kann ein Staat, der aus lauter Gottesleugnern beſteht, ſeine Aufgabe, die zeitliche Wohlfahrt ſeiner Bürger

zu ſichern, nicht erfüllen. Denn wo alle Achtung vor den Rechten des Nächſten untergegangen iſt, wo nur die Selbſtſucht regiert, da kann kein Geſetz und keine Obrigkeit mehr helfen. Da löſen ſich alle Bande der ſittlichen Ordnung. Jeder ſucht ſein Glück auf Koſten des Nächſten. Darum unterdrückt, beraubt und ermordet er ihn, ſo bald er es in ſeinem eigenen Intereſſe für nöthig hält. Daraus entſteht endlich eine völlige Geſetzloſigkeit, ein Krieg aller gegen alle, eine allgemeine Unſicherheit des Lebens und Eigenthums. Daß aber ſolche Zuſtände den Untergang eines Staates herbeiführen müſſen, kann keinem Zweifel unterliegen.

Dieſe Wahrheit, daß ein Staat ohne Religion nicht beſtehen könne, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß ſie ſchon in den älteſten Zeiten erkannt und ausgeſprochen wurde. Selbſt die Heiden haben dies eingeſehen. Cicero ſagt: „Mit dieſem falſchen Vorgeben (nämlich, daß es keine göttliche Vorſehung gebe) können weder die übrigen Tugenden, noch die Frömmigkeit beſtehen, mit welcher zugleich auch nothwendig die Heiligkeit und die Religion aufhören muß; wenn aber dieſe untergegangen ſind, ſo erfolgt eine Umwälzung des Lebens und eine große Verwirrung. Und ich glaube, wenn die Frömmigkeit gegen die Götter vernichtet würde, ſo würde damit auch die gewiſſenhafte Treue und die Geſellſchaft des menſchlichen Geſchlechtes und zugleich die ausgezeichnetſte Tugend, die Gerechtigkeit vernichtet werden.“ [1] Aehnlich ſagt Plutarch: „Leichter beſteht, wie mir ſcheint, eine Stadt ohne Grundlage, als ein Staat, worin die Meinung von den Göttern völlig aufgehoben iſt.“ [2]

Die Religion iſt, wie die Alten richtig erkannten, die Grundlage der Staatswohlfahrt. Cicero drückt dies ſo aus: „Wer wird leugnen, daß dieſe Meinungen (nämlich von den Göttern und ihrer Vorſehung) nützlich ſeien, wenn er bedenkt, wie vieles durch Eidſchwur bekräftigt wird, wie

heilsam die religiöse Weihe der Bündnisse sei, wie viele die Furcht vor der göttlichen Strafe von Verbrechen abgehalten habe, und wie heilig die Gemeinschaft der Bürger unter sich sei, indem die unsterblichen Götter bald als Richter, bald als Zeugen in's Mittel treten." [3]

Wie lebendig die Alten von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß die Gottesleugnung zum Verderben des Staates führe, erhellt aus ihrem Verfahren gegen die Epicuräer. Diese leugneten nämlich die göttliche Vorsehung und damit im Grunde die Gottheit selbst. Darüber finden wir beim Suidas aus einer verlornen Schrift des Claudius Aelianus[8] über die Vorsehung gegen die Epicuräer folgende Nachricht:

„Die Epicuräer wurden durch einen Senatsbeschluß aus Rom verbannt; und die Messenier vertrieben in Arkadien alle diejenigen, die gleichsam aus derselben Krippe gegessen hatten, weil sie eine Pest für die Jünglinge seien, und durch ihre Ueppigkeit und Gottesvergessenheit der Philosophie einen Schandfleck anhingen. Daher befahlen sie ihnen, vor Sonnenuntergang aus den Grenzen des messenischen Gebietes zu weichen, und nachdem sie vertrieben waren, ließen sie die Tempel durch die Priester weihen und von den Timuchen (so heißen die messenischen Beamten) die ganze Stadt reinigen, als sei sie nun von Schmutz und Unrath befreit.

„Auch auf Creta vertrieben die Lyctier einige dahin gekommene Epicuräer und schrieben in ihrer Landessprache folgendes Gesetz aus: Den Epicuräern, den Urhebern einer weichlichen, entarteten und schändlichen Philosophie, den Feinden der Götter, wird durch die Stimme des Herolds befohlen, Lyctus zu verlassen." [4]

2. Beweis aus der französischen Revolution.

Die französische Revolution beweist, daß es keinen größern Feind der Staatswohlfahrt giebt, als den Atheismus.

Als nämlich in Frankreich die Gottesleugnung zur herrſchenden Denkweiſe wurde, da führte ſie zum Umſturz aller göttlichen und menſchlichen Ordnung. Es entſtand eine ſo entſetzliche Tyrannei, Sittenloſigkeit und Rohheit, wie ſie wohl nie auf Erden ihres Gleichen gehabt hat. Und Gräuel wurden verübt, deren ſich ſelbſt die entmenſchteſten Cannibalen ſchämen würden. Die ſittliche Fäulniß war eine unbeſchreibliche. Selbſt ein Danton, einer der blutdürſtigſten atheiſtiſchen Wütheriche, mußte von ſeinen Zeitgenoſſen bekennen: „Es ſind lauter Kains und der Zuſtand Frankreichs bleibt ein unermeßlicher Schlamm!“ Ebenſo ſagte der ſterbende Mirabeau: „Frankreich ſtirbt an innerer Fäulniß!“

Seit vielen Jahren hatten Voltaire und andere Spötter durch ihre gottesleugneriſchen Schriften „die Ausrottung des Infamen,“ wie ſie das Chriſtenthum läſterten, erſtrebt. Dies blieb auch das Ziel der Gottesleugner. Im Jahre 1793 traten Hebert und ſeine Genoſſen in Paris mit der Loſung auf: „Man muß den König des Himmels ebenſo, wie die Könige der Erde entthronen.“ Sie fanden damit allgemeinen Beifall. Der Nationalconvent decretirte, daß kein Gott ſei, und ſchaffte die chriſtliche Religion ab. Statt deſſen wurde die Verehrung der Vernunft eingeführt.

Die Abſchaffung des Chriſtenthums wurde in Paris am 10. Nov. 1793 mit einem Feſte gefeiert. Es hieß das Feſt der Vernunft. Im Innern der Kirche Notre-Dame wurde ein ſogenannter Tempel der Philoſophie errichtet. Darin ſaß eine Opernſängerin als Göttin der Vernunft, mit einer rothen Jakobiner-Mütze auf dem Kopfe und einer Pike in der Hand. Dann ging der Feſtzug nach dem Conventhauſe. Die Göttin der Vernunft wurde auf einem Tragſeſſel von vier Männern vorausgetragen. Im Sitzungsſaale angekommen, hielt Chaumette eine Anrede an den Präſidenten und ſprach: „Geſetzgeber! Der Fanatismus hat der Vernunft den

Platz geräumt! Die Franzoſen feiern heute ihren wahren Gottesdienſt, den der Freiheit und der Vernunft. Wir haben die lebloſen Götzenbilder verlaſſen, und uns zur Vernunft gewendet, zu dieſem belebten Bilde, zu dieſem Meiſterſtück der Natur.“ Chaumette, als Hoherprieſter, entſchleierte ſie hierauf und führte ſie dem Präſidenten zu, der die neue Göttin umarmte und küßte. Dann wurde ſie auf einen geſchmückten Wagen geſetzt, und in den Tempel der Vernunft zurückgebracht, von einem Schwarm umtanzt und von den Mitgliedern des Nationalconvents begleitet. Dort wurde ſie auf den Hochaltar geſetzt, und unter Verneigungen, wahnwitzigen Reden und Freiheits-Geſängen verehrt.

Das war der mehr als heidniſche Götzendienſt, den die Gottesleugner einrichteten. Dieſer Unfug wurde in mehreren tauſend Kirchen des Landes nachgeahmt. Nirgends fehlte dabei die Göttin der Vernunft. Zuweilen wurden tugendhafte und ſchüchterne Mädchen gezwungen, ſie vorzuſtellen. Häufig wurden Huren dazu gewählt, und in den mit einem Vorhang verhüllten Kapellen wurde dann der Cultus der neuen Göttinnen geübt. Anſtatt des Predigers trat der Maire auf die Kanzel, verſpottete das Chriſtenthum, läſterte auch wohl die Gottheit und leugnete ihr Daſein. Auf dem Altar wurden anſtatt des Kreuzes die Büſten von Voltaire und Rouſſeau aufgeſtellt, welche die Stelle der Heiligen vertreten ſollten. Ueber die Pforten der Kirchhöfe ſchrieb man: „Ewiger Schlaf.“

Damit nicht zufrieden, ſuchten die Gottesleugner ihren Aberglauben auch den Chriſten aufzudrängen. Am 13. Nov. 1793 bevollmächtigte der Convent alle Behörden, die Reſignationserklärungen der Geiſtlichen anzunehmen, und forderte die Geiſtlichen auf, dem Chriſtenthum zu entſagen. In Straßburg wurden am 21. Nov. die Lehrer aller Religionsbekenntniſſe vor den Maire gerufen und aufgefordert, ihren Glauben abzuſchwören. Am 22. Nov. wurde allen Biſchö-

fen und Pfarrern, welche ihr Amt aufgeben wollten, eine Penſion zugeſichert. Ein Katechismus der Menſchheit, der den Atheismus verkündigte und voller Gotteslästerungen war, fand große Verbreitung. Um die Erinnerung an Chriſtum zu vertilgen, wurde von dem Convent eine neue Zeitrechnung eingeführt, welche nach Jahren der Republik oder der Freiheit und Gleichheit zählte, und mit dem 20. Sept. 1793 begann. Die chriſtlichen Sonn- und Feiertage wurden abgeſchafft. Jeder Monat hatte 30 Tage und zerfiel in 3 Dekaden, Wochen von 10 Tagen, deren erſter Tag an die Stelle des chriſtlichen Sonntags trat. Die fünf Ergänzungstage, die durch Eintheilung des Monates in je 30 Tage nöthig wurden, ſollten zu Feſttagen des Genies, der Arbeit, der Dankbarkeit ꝛc. verwendet werden. Die Monate bekamen andere Namen. Anſtatt der Heiligennamen hatte jeder Tag einen Namen, der von einem Naturgegenſtande hergenommen wurde. So hieß der erſte Vendemiaire: Weintraube, der zweite: Safran, der dritte: Kaſtanie. Bei verſchiedenen Tagbezeichnungen bemerkt man die Abſicht der Gotteslästerung. Angelegentlich wurde die Beobachtung des neuen Kalenders eingeſchärft und Niemand durfte es wagen, den Sonntag zu feiern. Ein ſechzigjähriger Mann wurde hingerichtet, weil man ihn hatte beten ſehen; eine Mutter, weil ſie ihr Kind das Zeichen des Kreuzes machen lehrte. Die Atheiſten hatten ſomit die Religionsfreiheit aufgehoben.

Zugleich wurde das Volk von einer teufliſchen Wuth ergriffen, alles Heilige und was an das Chriſtenthum erinnerte, zu vernichten. Viele Kirchen wurden niedergeriſſen, andere als Kriegsmagazine benutzt. In Straßburg wurde die Nikolai-Kirche in einen Kuhſtall, die Neue Kirche in einen Schweineſtall und der Münſter in einen Tempel der Vernunft verwandelt. Man ging damit um, auch den Straßburger Münſter niederreißen zu laſſen, fand aber die Sache zu ſchwer. Hebert ſtellte im Pariſer Gemeinderath den An-

trag, alle Glockenthürme, als dem Principe der Gleichheit zuwider, abzutragen. Chaumette wollte die Bildhauerarbeiten in der Kirche Notre-Dame in Paris zerstört wissen. Viele Kirchen wurden beraubt, die Altäre zertrümmert, die Kanzeln verbrannt, die Bilder und Statuen verstümmelt, die Kirchengefäße entweiht und die Kirchglocken eingeschmolzen. In vielen Kirchen riß das Volk die Särge auf, beraubte die Leichname ihrer Kostbarkeiten, verwüstete das Innere der Kirchen, hielt Gelage darinnen, wobei mit allen Cultusgegenständen Spott getrieben wurde. In Straßburg wurden Gesang- und Gebetbücher zusammengetragen, um öffentlich verbrannt zu werden.

Mit gleicher Wuth wandte sich das Volk gegen alle Denkmäler christlicher Kunst und Wissenschaft. Die Atheisten hatten eine besondere Lust am Verbrennen von Bibliotheken, Vernichten von Dokumenten und alten Handschriften. Zahllose Denkmale, sobald sie an die Kirche erinnerten, wurden zerstört. Viele unschätzbare Alterthümer und Kunstwerke sanken damals in Trümmer. So gingen eine große Menge von kostbaren Manuscripten und Büchern für immer verloren. Der Haß der Atheisten gegen alles Edlere bewies sich auch dadurch, daß alle höhern Bildungsanstalten, die Akademieen, Universitäten und Gymnasien aufgehoben wurden. Hierin zeigt sich recht deutlich, daß der Atheismus endlich zur Barbarei führt.

Mit der Entchristlichung ging die größte Entsittlichung des Volkes Hand in Hand. Die 25 Theater und 60 Tanzsäle in Paris waren stets gefüllt, und unterstützten den neuen Götzendienst treulich. Bürgerliche Verbrechen blieben meist unverfolgt und unbestraft. Die Zahl der Findelkinder verdoppelte sich. Für die Meisten war die Revolution nur das Mittel, um ihren Ehrgeiz, Rachlust und Genußsucht zu befriedigen. Während die Opfer ihres Hasses die Qualen des Gefängnisses und der Todesangst erlitten, schwelgten sie

des Abends und Nachts an reich besetzten Tafeln im Umgang mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen.

Eine andere Frucht, welche der Atheismus hervorbrachte, war der blutdürstigste Despotismus. Vor Allem wandte sich die Mordlust gegen den König Ludwig XVI. und seine Anhänger. Dies geschah von Anfang der Revolution an. Bei der Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 ward der königlichen Besatzung freier Abzug versprochen. Trotzdem wurde der Commandant derselben, Launay, mit fünf seiner Offiziere von dem Volke unter entsetzlichen Mißhandlungen erschlagen, und dann eines jeden Kopf auf einer Pike im Triumph umhergetragen.

Aehnlich erging es dem Minister des Königs, Foulon, einem 74jährigen Greise. Er wurde von Bauern auf seinem Landgute überfallen, mit einem Kranze von Nesseln um den Hals, einem Büschel Disteln in der Hand und einem Bündel Heu auf dem Rücken nach Paris geschleppt, wo ihn der Pöbel an einen Laternenpfahl aufhängte. Dann trugen sie seinen Kopf, den Mund voll Heu gestopft, auf einer Pike seinem Schwiegersohn Berthier entgegen. Dieser wurde gleichfalls getödtet, sein noch zuckendes Herz in den Stadthaussaal getragen, und auf den Tisch der Beamten geworfen, dann auf einen Säbel gespießt, und unter dem Kannibalengesang des mordgierigen Pöbels in ein Kaffeehaus getragen.

Zwar hatte die französische Constitution allen Bürgern Freiheit, Gleichheit und persönliche Sicherheit versprochen, allein sie blieb ein todter Buchstabe. In Wirklichkeit herrschte die Tyrannei der Masse, deren Wuth von den Jakobinern bis zur Raserei aufgestachelt wurde. Sie verfolgte schonungslos alle, welche anderer Meinung waren. So wurden alle Priester, welche den Eid auf die neue Constitution und die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit verweigerten, verhaftet und verbannt. Marat verlangte die massenhafte Ausrottung aller Royalisten (Anhänger des Königs),

kurz Aller, die den Glauben der Jakobiner nicht theilten. In Kurzem wurden alle Pariſer Gefängniſſe überfüllt, allein in der Nacht vom 29. auf den 30. Auguſt 1792 wurden 3000 Perſonen als Verdächtige den Gefängniſſen überliefert. Um die Hinrichtungen zu beſchleunigen, wurde eine neu erfundene Köpfmaſchine angewendet, die Guillotine, welche ein ſchweres Fallbeil hatte, und mittelſt deſſelben das Köpfen ſehr geſchwind verrichtete.

Darauf kam es in Paris zu den entſetzlichſten Metzeleien. Die Mordluſt war auf das Höchſte geſtiegen. „Alle Augen," ſagt Frau von Staël, in ihren Erinnerungen an jene Zeit, „waren wie mit Blut gefüllt." Das Morden währte vom 2—7 September. Gegen 400 Prieſter wurden theils erdolcht, theils mit Flintenſchüſſen, theils mit Säbelhieben umgebracht. So oft ein Gefangener beim Herausgehen, nicht: Es lebe das Volk! rufen wollte, wurde er vom umſtehenden Pöbel kurzweg maſſacrirt. Von den Schweizerſoldaten wurden 156, obgleich ſie um Gnade baten, zuſammengehauen. Maillard, der an der Spitze des Blutgerichtes ſtand, entſchied nach kurzem Verhör über die Gefangenen. Eine Mörderbande, die mit Spießen, Säbeln und Aexten bewaffnet war, ſtand bereit, die Verurtheilung ſofort zu vollſtrecken. Die Prinzeſſin von Lamballe, eine Freundin der königlichen Familie, durch Schönheit und Seelenadel ausgezeichnet, wurde auf's Gräßlichſte ermordet. Ein Soldat riß ihr das Herz aus, und rühmte ſich deſſen. Der Kopf der Prinzeſſin wurde auf eine Pike geſteckt, und an den Fenſtern der königlichen Familie vorbeigetragen, um ſie zu kränken. Die Königin fiel bei dieſem Anblick in Ohnmacht. Dann zogen die Mörder mit 7 Kanonen nach dem Bicetre und machten dort 3000 Galeerenſträflinge mit Kartätſchenſchüſſen nieder. Es gab daſelbſt auch ein Kranken- und Armenhaus. Von den darin erzogenen Waiſenkindern wurde, ein Gräuel ohne Gleichen, ein großer Theil umge-

bracht. Gegen 3000 Menſchen, darunter die angeſehenſten und verdienteſten Männer Frankreichs, wurden in dieſer Zeit hingemordet. Aehnliches geſchah in den Provinzen. Robespierre billigte dies und belobte das Volk wegen ſeiner Gerechtigkeit.

Seit dem 10. Aug. 1792 ſchmachteten der König und ſeine Familie in der Gefangenſchaft, worin ſie der roheſten und unwürdigſten Behandlung preisgegeben waren. Während ſein Prozeß noch ſchwebte, heulten Pöbelbanden des Abends in der Nähe ſeiner Wohnung, wie hungrige Wölfe, und verlangten den Kopf des Königs. Er wurde wider alles Recht zur Hinrichtung verurtheilt. Am 21. Jan. 1793 erlitt er den Tod mit chriſtlicher Ergebung. Seine letzten Worte waren: „Ich vergebe meinen Feinden! Möge mein Blut nicht auf Frankreich zurückfallen!“ Als der Scharfrichter ſein Haupt emporhielt, erhob die entmenſchte Menge ein raſendes Freudengeſchrei. Bald folgten ihm die Königin und ſeine Schweſter auf das Blutgerüſt. Sein Sohn wurde dem Schuſter Simon, einem Trunkenbold, zur Aufſicht übergeben. Dieſer Unmenſch ſuchte ihn durch die ausgeſuchteſten Mißhandlungen aus dem Leben hinauszuquälen, was ihm auch ſo gut gelang, daß er bald dahin ſiechte und ſtarb. So erhielt die Revolution „eine neue blutige Weihe und einen unauslöſchlichen Charakter,“ wie die Blutmenſchen ſich ausdrückten.

Jetzt ging es auf der Bahn zum Verderben mit Rieſenſchritten vorwärts. Die Königsmörder zerfielen in mehrere Partheien, die ſich bis auf den Tod bekämpften. Die gemäßigtere Parthei wurde immer von der wüthenderen vernichtet. Die Girondiſten wurden von den Jakobinern auf das Schaffot gebracht. Darauf zerfielen die Jakobiner unter ſich ſelbſt. Robespierre ließ den Danton und ſeine Freunde hinrichten. Ein Aufſtand, ein Gemetzel folgte auf das andere. Die Bauern der Provinz Vendee erhoben ſich gegen die Tyrannei des Convents, und ſchlugen mehrere

gegen sie ausgesandten Heere, wurden aber endlich von der Uebermacht überwältigt. Wie reißende Wölfe fielen die Revolutionsheere über die unglücklichen Bewohner her, steckten Dörfer, Städte, Bauernhöfe und Gehölze in Brand, tödteten die Heerden und verwandelten das Land in eine Wüste.

Die Guillotine ruhte nicht. In Paris wurde ein bleibendes Revolutionstribunal errichtet, dem eine Armee von 6000 Mordknechten zur Seite stand, um die Urtheile des Blutgerichts zu vollziehen. Ein General, der eine Schlacht verlor, wurde mit dem Tode bestraft. So wurden die Generäle Luckner, Beauharnais, Houchard, Westermann, Biron, la Marque, Brunet u. a. geköpft. Dazu kam am 12. August 1793 das Gesetz gegen die Verdächtigen. Wer sich nur lau gegen die Republik erwies, oder Achtung und Mitleid gegen Hingerichtete bezeugte, verfiel dem Tode. Wer einen Verdächtigen verheimlichte, wurde bestraft, der Angeber belohnt. Niemand war vor seinem Nächsten sicher, daher bald die Gefängnisse überfüllt waren, und, um sie zu leeren, die Hinrichtungen häufiger wurden. Einmal wurden fünf junge Mädchen aus Verdün hingerichtet, deren ganzes Verbrechen darin bestand, auf einem daselbst dem Könige von Preußen gegebenen Balle getanzt zu haben.

Alle diese Gräuel wurden noch überboten durch die Schreckensherrschaft unter Robespierre. Am 10. Juni 1794 setzte er das Gesetz durch: daß forthin Zeugen zur Feststellung der Schuld nicht nöthig seien, und daß hierzu das von ihrer Liebe zum Vaterlande aufgeklärte Gewissen der Geschworenen ausreichend sein sollte. In der kurzen Zeit vom 10. Juni bis zum 27. Juli wurden in Paris 1400 Personen guillotinirt. Binnen vier Monaten wurden dort allein 112 Frauen geköpft. Außerdem wurden 8000 Verdächtige in 28 Gefängnissen aufbewahrt. Zuletzt reichte der bisherige Begräbnißplatz für die Guillotinirten nicht mehr

aus, und es wurde ein neuer für ſie eingerichtet. Die zahlreichen Hinrichtungen drohten bei der großen Sommerhitze durch die Ausdünſtung der nicht tief genug beerdigten Leichen die Luft zu verpeſten. Der Platz, wo die Guillotine ſtand, war ſo mit Blut überſchwemmt, daß ein Graben zu deſſen Ablaſſung gezogen werden mußte.

Ebenſo wurde in den Provinzen gewüthet. In Lyon ließ Collot d'Herbois Tauſende von Männern und Frauen, die in den Gefängniſſen ſchmachteten, verurtheilen und mehrere Monate hindurch die Guillotine Tag und Nacht arbeiten. Die übrige Bevölkerung war gezwungen, den Hinrichtungen beizuwohnen, und wer nicht in den Ruf: Es lebe die Republik! einſtimmte, oder wer Mitleid zeigte, wurde ebenfalls hingerichtet. Doch die Blutarbeit ging den Würgern nicht ſchnell genug. Man erfand die ſogenannten Mitrailladen, d. h. Maſſenerſchießungen. Die Gefangenen, welche in Haufen dicht zuſammentreten mußten, wurden mit Stricken und Ketten umwunden. Dann wurde ſo lange mit Kartätſchen unter ſie geſchoſſen, bis ſie todt am Boden lagen. Die bloß verwundet waren oder unverſehrt blieben, wurden mit Bajonetſtichen und Säbelhieben zu Tode gebracht. Der Convent hatte beſchloſſen, die ganze Stadt ſollte dem Erdboden gleich gemacht werden. 25000 Arbeiter wurden in Sold genommen, die Häuſer niederzureißen oder mit Pulver in die Luft zu ſprengen. In die Habe der wohlhabenden Bürger theilte ſich der Pöbel. Zuletzt ward auf dem geebneten Trümmerhaufen eine Säule mit der Inſchrift errichtet: „Lyon lehnte ſich gegen die Freiheit auf, Lyon iſt nicht mehr!“ Man rechnet, daß 6000 Menſchen dort hingeſchlachtet wurden, viele bloß darum, weil ſie reich oder von ihren Feinden und Neidern angegeben waren.

Nicht minder mußte Toulon, welche ſich für den König erhoben hatte, die Rache des Convents fühlen. Von den gefangenen Bürgern bluteten 800 unter den Kugeln einer

savoyischen Mörderbande. Barras und Freron würgten binnen drei Monaten über 1800 Bürger ohne Beweis und Untersuchung hin. Zur Feier eines republikanischen Festes schickte man eilf junge und schöne Frauen auf das Schaffot. Eine Menge Häuser wurden niedergerissen, und den Reichen ihr Vermögen abgepreßt. Selbst diejenigen, welche an dem Aufruhr keinen Theil genommen hatten, waren eine sichere Beute des Todes, wenn sie reich waren.

Nach Nantes, dem Hauptorte der Vendee, wurde Carrier geschickt, um Rache dafür zu nehmen, daß die Vendeer sich gegen den Convent erhoben hatten. Tausende von ihnen, Männer, Frauen und Kinder, waren den Republikanern in die Hände gefallen, und wurden, wenn nicht augenblicklich niedergemacht, nach Nantes abgeführt. Hier wetteiferte nun das Revolutionstribunal und ein Kriegsgericht mit einander, wer dem Tode am meisten Opfer liefern würde. Der Blutdurst kannte keine Grenzen mehr, und riß Carrier zu immer größeren Gräueln fort. Er hatte eine Leibwache, die Compagnie Marat genannt, welche aus sechzig Banditen bestand, von welcher jeder Mann täglich zwei Dollar erhielt. Diese war beauftragt, die Gefangenen vor der Stadt zu erschießen, während innerhalb derselben die Guillotine vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Bewegung war. Auf diese Weise wurden 4000 Menschen hingeschlachtet. Die Mörder und Henker ermüdeten indessen bald, da es täglich 150 bis 200 Todesurtheile zu vollziehen gab.

Da ließ Carrier Schiffe bauen, deren Boden geöffnet werden konnte, so daß die darauf befindlichen Personen in's Wasser fallen mußten. Sobald es dunkel geworden, wurden die Gefangenen in diese am Ufer der Loire liegenden Fahrzeuge gebracht, und während der Nacht auf diese Art im Flusse versenkt. Der erste Versuch wurde mit neunzig eidweigernden Priestern gemacht. Bei einer einzigen dieser Ertränkungen kamen über dreizehnhundert Personen um. Man

glaubt, daß es deren dreiundzwanzig gegeben hat. Allein sechshundert Kinder wurden auf diese Weise umgebracht. Dies waren die sogenannten „Noyaden.“ Carrier nannte sie „republikanische Taufen.“ Während dieser Ersäufungen hielt er in der Nähe auf einem Lustschiffe schwelgerische Gelage, und sah unter lautem Gelächter dem Ringen und Kämpfen der unglücklichen Schlachtopfer zu. Doch wußte er die Grausamkeit noch zu steigern. Er ließ Männer und Frauen nackt an einander binden, und so in den Fluß werfen und ertränken. Dies nannte er „republikanische Hochzeiten.“ Am Ufer standen mit Säbeln bewaffnete Banditen, welche denjenigen Gefangenen, die nahe daran gewesen waren, sich durch Schwimmen zu retten, die Hände abhieben, und dieselben in den Strom zurückstießen. Den Tod in der Loire finden, hieß in der Sprache der nanteser Terroristen (Schreckensmänner): aus der großen Schaale trinken. Die vielen Leichname verpesteten den Fluß so, daß man das Trinken des Wassers und das Fangen der Fische verbieten mußte. Der Fluß warf die Leichen in Masse wieder aus, und die Luft war weit und breit mit Verwesungsgeruch erfüllt. Carrier's Gehülfen, Francastel und Hentz, ließen auf einer Wiese 2700 Gefangene, darunter Weiber und Kinder, erschießen. Carrier empfahl seinen Henkern besonders, keine der gefangenen vendeeischen Frauen am Leben zu lassen: „denn,“ sagte er in ruchlosem Scherz, „sie würden lauter Royalisten in die Welt setzen!“ Damals wurden in und um Nantes 15,000, nach andern 40,000 Menschen durch Erschießen, Köpfen und Ertränken umgebracht.

In Arras und Cambrai wüthete Lebon, ein ehemaliger Pfarrer. An beiden Orten errichtete er Revolutionstribunale, und ließ diejenigen, welche von dem einen losgesprochen wurden, vor das andere stellen und verurtheilen. *Er schrieb* an den Wohlfahrtsausschuß nach Paris:

„Die Maſchine iſt hier in gutem Zuge, und die Guillotine ſteht nicht mehr ſtill. Die Köpfe der Herzöge, Marquis und Barone, männliche wie weibliche, fallen wie Hagel unter dem Beil.“ Er ließ Leute hinrichten, die weiter nichts gethan hatten, als für ihre gefangenen Angehörigen Fürbitte einzulegen. Die auf der Guillotine Angekommenen mußten zuweilen erſt die Verleſung der eingelaufenen Siegesberichte anhören, ehe ſie abgeſchlachtet wurden. Andere ließ er, um ihre Todesqual zu vermehren, in der zur Hinrichtung erforderlichen Stellung eine Zeitlang liegen, bevor dieſe ſelbſt erfolgte.

Maignet, ein Vertrauter Robespierre's, wurde nach den Departements Vaucluſe und der Rhonemündungen geſchickt. Um ſich des Vermögens der wohlhabenden Einwohner bemächtigen zu können, ließ der Präſident des Revolutionscommite's in Bedouin, einer kleinen aber reichen Fabrikſtadt, den Freiheitsbaum während der Nacht umhauen, und bürdete dies dann dem antijakobiniſchen Theile der Bevölkerung auf. Man rief Soldaten herbei, bewaffnete den Pöbel und ſetzte ein Revolutionstribunal ein, das an einem Tage 63 Perſonen hinrichten ließ. Dann wurde der Ort geplündert und angezündet, wobei große Seidenvorräthe in Feuer aufgingen. In der Stadt Orange, welche höchſtens 7000 Einwohner hatte, wurden 500 Todesurtheile vollzogen. Maignet ſelbſt rühmt ſich, in den beiden Departements 15,000 Perſonen in die Gefängniſſe geworfen zu haben.

Die Volksrepräſentanten Lequinio und Laignelot luden in Rochefort den Henker zu Tiſche und ernannten ihn zum Vorſteher der Volksgeſellſchaft. Sie zwangen die Angehörigen der Hingerichteten, einen Umzug um die Guillotine zu halten, und in dem Blute ihrer Verwandten zu waten. In Breſt veranlaßte Raoul, Richter am dortigen Revolutionstribunal, den Vater des Generals Moreau, die Schulden eines Ausgewanderten zu bezahlen, gab

ihn darauf an und ſtimmte für ſeinen Tod. Maure veranſtaltete in Auxerre ein ſogenanntes Feſt des Schreckens, wobei die zur Hinrichtung nöthigen Werkzeuge in Pomp vorangetragen wurden. Eulogius Schneider, ein ehemaliger deutſcher Schneider, der in Straßburg wüthete, ſagte ſich bei einem dortigen Bürger zum Eſſen an, und ließ ihn, der nichts ahnte, am andern Tage hinrichten.

Nach einer mäßigen Berechnung iſt während der Schreckensherrſchaft eine Million Menſchen auf dem Schaffot oder im Gefängniß geſtorben.

Der Zuſtand Frankreichs war damals ein über alle Maaßen unglückſeliger. Es herrſchte die wildeſte Geſetzloſigkeit und die blutigſte Tyrannei. Niemand war ſeines Lebens ſicher. Die Mordluſt der Schreckensmänner wendete ſich gegen alle, die ſich durch Rang, Vermögen, Bildung, Ruhm und Adel der Geſinnung auszeichneten. Ja, ſelbſt Jugend und Schönheit, als Vorzüge der Natur, fielen dem Götzen der Gleichheit zum Opfer. Jeder ſchwebte in ſteter Lebensgefahr. Die boshafte Verleumdung eines Feindes, die Angabe eines Spähers, der Haß eines Sanscülotten genügte, einen Unſchuldigen in den Kerker und vom Kerker auf's Schaffot zu bringen. Die Armen wütheten gegen die Reichen, der mordluſtige Pöbel, die Sanscülotten (Ohnehoſen) gegen die Gebildeten Alle Bande der geſellſchaftlichen Ordnung waren zerriſſen. Das Leben war dem beſſeren Theile der Bevölkerung zur unerträglichen Laſt geworden.

Das baare Geld war aus dem Verkehr verſchwunden. Das Papiergeld, die Aſſignaten, war entwerthet. Handel und Kunſtfleiß lagen völlig danieder. Auf dem Lande ſtockte der Ackerbau. Denn da die Bauern zu Lieferungen gezwungen wurden, ſo minderte ſich der Anbau des Landes. Deshalb machte der Convent die Gemeinden für die Beſtellung der Aecker der einzelnen Eigenthümer verantwortlich, und bedrohte die nachläſſigen Wirthe mit Gefängniß bis zu drei

Monaten. Bei Lyon wurden die Landleute durch die Drohung sofortigen Erschießens zur Bebauung der Felder gezwungen.

Auf den seit Jahren verfallenden Landstraßen begegnete man überall Gensdarmen, welche die der herrschenden Partei Verdächtigen nach Paris abführten, oder Bauern, welche das werthlose Papiergeld nicht annehmen wollten, nach dem nächsten Gefängniß schleppten. Volksrepräsentanten sah man sehr oft, von einer ambulanten (wandernden) Guillotine und einer Mörderbande begleitet, von Ort zu Ort ziehen, wo sie Tod und Schrecken verbreiteten. Nicht selten stieß man auf ganze Schaaren von Männern, Weibern und Kindern, welche in den von inneren Kämpfen verheerten Departements heimathlos umherirrten. Zahllose Kirchen, Klöster, Kapellen, Schlösser und Landhäuser waren ganz oder zum Theil verbrannt oder niedergerissen worden. Der christliche Gottesdienst konnte nur im Geheimen abgehalten werden. Ueberall wurden die bewaffneten Diener und Späher der revolutionären Behörden angetroffen, welche unter dem Vorwande der Ueberwachung die ärgste Willkühr ausübten. Niemand reiste mehr zu seinem Vergnügen. Alles war verstummt und vermied sich. Die Zügellosigkeit der Einen und die Unterdrückung der Andern war zu einer sonst nie dagewesenen Höhe emporgestiegen. Dieser unnatürliche, qualvolle Zustand dünkte denen, welche ihn erdulden mußten, eine Ewigkeit zu sein.

Zum härtesten Despotismus kam nun auch die widerlichste Heuchelei. Während die Machtgeber raubten, mordeten und praßten, und von den Gütern der Unterdrückten sich bereicherten, redeten sie nur von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von Menschenrechten, Staatswohlfahrt und Völkerglück. Mit solchen schönen Redensarten suchten sie ihre Tyrannei zu verdecken. So sprach Marat viel von seinem reinen Herzen, St. Just rühmte immer die Weisheit, Danton die

Kühnheit, Robespierre die Tugend, Andere führten andere Schlagwörter im Munde.

Doch alle dieſe Schreckensmänner nahmen endlich ſelbſt ein Ende mit Schrecken. Sie wurden von ihren ehemaligen Anhängern entweder guillotinirt, oder verbannt. Viele brachten ſich ſelbſt um; Andere flüchteten ſich und ſtarben beim Umherirren vor Hunger und Kummer, und ihre Leichname fand man von Hunden halb zerriſſen auf dem Felde. Robespierre ließ endlich vom Convent beſchließen, daß es doch einen Gott gebe. Dann veranſtaltete er ein aberwitziges Feſt des höchſten Weſens, wobei er als Oberprieſter auftrat. Da ſeine ehemaligen Parteigenoſſen ſeine Macht fürchteten, ſo vereinigten ſie ſich zu ſeinem Untergange. Er ſuchte ſich mit einem Piſtolenſchuß zu tödten, aber ſeine Hand zitterte ihm, und er zerſchmetterte ſich nur das Kinn. Man legte ihn auf einen großen Tiſch, da trat ein Bürger an ihn heran, ſahe ihn lange ſchweigend an und ſagte endlich: „Ja, Robespierre, es giebt einen Gott!“ Als er am 28. Juli 1794 geköpft wurde, jauchzte und tanzte das Volk um das Blutgerüſt, wie es achtzehn Monate zuvor beim Tode des Königs gejauchzt und getanzt hatte.

XXIV.

Troſtloſigkeit des Unglaubens.

Die Ungläubigen bekämpfen das Chriſtenthum häufig auf folgende Weiſe. Sie behaupten nämlich, die chriſtliche Religion ſei ein finſterer Aberglaube, der den Menſchen nur zu einem trübſinnigen Kopfhänger mache. Dagegen ſei nichts beſeligender, als der Unglaube. Erſt dann, wenn der Menſch alle Religion verwerfe und an keinen Gott mehr glaube, gelange er zum wahren Frieden, erſt dann erblühe ihm ein beglückendes Paradies. Allein dieſe Behauptungen der Ungläubigen ſind lauter Lügen. Nichts macht den Menſchen

unzufriedener und verzagter, als der Unglaube. Diejenigen, welche die Bibel verwerfen, verwerfen damit den einzigen Weg zu wahrer, ewiger Freude. Ja, sie bekennen selbst, daß sie keinen Trost wüßten, und daß nur Traurigkeit, Angst und Schrecken ihr Inneres erfülle. Dadurch wird in überraschender Weise die Wahrheit der Bibel bestätigt, die von allen denen, welche das Wort Gottes verachten, sagt: „Die Gottlosen haben keinen Frieden.“ Jes. 48, 22.

Zum Beweise dienen die folgenden Bekenntnisse solcher, welche das Wort Gottes verworfen und dem Unglauben gehuldigt haben.

Geständniß eines Atheisten.

Ein an seinem Orte berühmter und vornehmer Mann, erzählt Scriver, kam zu einem christlichen Lehrer, und als sie auf dessen Studirstube allein waren, und der Prediger allerlei gottselige Reden und zwar mit besonderer Freudigkeit führte, gerieth jener darüber in solche Betrübniß, daß er anfangen mußte zu weinen. Der Prediger meinte, daß er durch das gottselige Gespräch aus Andacht und Freude Thränen vergösse und fuhr darinnen fort, fragte ihn jedoch endlich, was die Ursache solches Weinens wäre, und bekam zur Antwort: „Wir sind hier allein, darum will ich Euch meinen ganzen Zustand, der Euch bisher unbewußt, offenbaren. Ihr sollt wissen, daß ich ein Atheist bin, und von Allem, was Eure Bibel und Eure Priester sagen, nichts glaube. Ob ich nun wohl meines Unglaubens guten Grund habe, und daß die christliche Religion ein Aberglaube und Menschenerfindung sei, genugsam versichert bin, so verdrießt mich's doch, daß, da ich Euch hier mit solcher Gewißheit von Eurem Aberglauben reden höre, und sehe, wie Ihr dabei so freudig und vergnügt seid, ich hingegen in stetiger Furcht und Schrecken lebe und keine Ruhe meines Gewissens erlangen kann.“ Als der Prediger sich hierüber ent-

ſetzte und ſagte, er wollte und könnte nimmer glauben, daß er ſolches im Ernſt redete, er hätte ja bisher gar chriſtlich gelebt, und nicht allein für ſeine Perſon die Kirchen fleißig beſucht und zum hochheiligen Liebesmahl des Herrn ſich fleißig eingefunden, ſondern auch die Seinigen dazu gehalten und ſie gar chriſtlich erziehen laſſen, antwortete er: „Was mich betrifft, ſo hab' ich Alles, was ich gethan, darum gethan, daß ich meinen guten Namen und mein Anſehen und Kredit bei den Leuten nicht verlieren möchte, weil mir nicht unbewußt, daß ich keine Beförderung zu hoffen oder in meinen Ehrenämtern verbleiben könnte, wenn man an mir merken ſollte, was ich in meinem Herzen habe. Daß ich aber auch die Meinigen nach allgemeiner Sitte erziehen laſſe, habe ich zwar auch darum gethan, weil ſie ſonſt unter den Leuten nicht fortkommen könnten, am meiſten aber, daß ſie nicht ſolchen Kampf, Angſt und Furcht erleiden dürfen, wie ich bisher erlitten, ſondern in dem allgemeinen Aberglauben (damit meinte ſein gottloſer Mund das Chriſtenthum) ihr Gemüth Ruhe und Vergnügung haben möchte." Ob nun wohl der Prediger ſich bemühte, ihn zu überzeugen, daß ſein Unglaube müßte vom Teufel ſein, weil er ſolch Unvergnügen, ſolche Angſt und Furcht mit ſich führte, und was ſonſt zu ſagen war, fleißig vorſtellete, ſo half es doch nichts, ſondern er blieb dabei, daß ſein Unglaube recht; die Unruhe aber des Gemüths käme daher, daß er deſſen, was er in ſeiner Jugend von chriſtlicher Religion gelernt, nicht gänzlich vergeſſen könnte, wie er doch gerne wollte.

La Mettrie.

Der berüchtigte Gottesleugner La Mettrie ſchreibt: „Ich geſtehe es, daß meine ganze Philoſophie mir nichts hilft, daß ich nicht den Tod als die traurigſte Nothwendigkeit der Natur betrachten ſollte; und ich wollte, daß ich dieſe Vorſtellung, die mich ſo niederſchlägt, auf ewig ver-

bannen könnte, Denn ich höre gleichsam schon auf zu sein, so oft ich daran gedenke, daß ich einmal nicht sein werde." [1]

Der trostlose Gottesleugner.

Spener erzählt, er habe einen Atheisten gekannt, der ihm im Vertrauen gestanden habe, daß er bei seiner Atheisterei elend sei, und diejenigen für glücklicher hielte, die obwohl irrig etwas glaubten. Derselbe habe ihm versichert, wenn er Kinder haben würde, sollten sie nie erfahren, was in seinem Herzen sei, sondern sie möchten bei der gemeinen Einbildung bleiben, da man sich noch einen betrogenen Trost machen könnte, welches noch glücklicher wäre, als gar nichts von Trost zu haben. [2]

Göthe.

In den Gesprächen mit Eckermann äußert der große Dichter Göthe: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte." [3] — Ein Beweis für die Wahrheit der Bibellehre, daß der Unglaube keinen Frieden giebt.

Lessing.

Jakobi schreibt von Lessing: „Ich möchte sehr gerne wissen, wie viel geheimer Gram zu Lessing's Tode beigetragen haben mag. Es lag eine gewaltige Schwermuth auf ihm, und ich werde nie einen Morgen vergessen, den ich auf meiner Rückreise bei ihm zubrachte. Erst disputirten wir; ich widerlegte einige seiner Behauptungen so nachdrücklich, daß er nicht weiter konnte. Sein Gesicht

wurde entſetzlich (iſt auch im Text unterſtrichen); ich habe nie ſo ein Geſicht geſehen. . . . Er klagte mir, daß ihn alles verließe." [4]

König Friedrich der Große.

König Friedrich, der Große, von Preußen zog die leichtfertigen Franzoſen Voltaire, Maupertuis, d'Argens, La Mettrie u. ſ. w. an ſeinen Hof und verſpottete alle poſitive Religion als Vorurtheil. Doch die ungläubige Philoſophie, welche er dem Chriſtenthum vorzog, gewährte ihm keinen Troſt. Er ſchreibt im Jahre 1757 an d'Argens:

„Die Philoſophie, mein Theurer, iſt gut, um vergangene und künftige Uebel zu mildern; aber ſie wird zu Schanden durch das gegenwärtige Unglück." „Das Gefühl im Menſchen iſt mächtiger, als die kalte Vernunft. Ich habe den dritten Geſang des Lucretius (eines heidniſchen Dichters) geleſen und wieder geleſen; aber ich habe darin nur die Nothwendigkeit des Uebels und das Unnütze der Heilmittel gefunden. Linderung für meinen Schmerz gewährt nur die tägliche Arbeit, welcher obzuliegen ich verpflichtet bin, und die fortwährende Zerſtreuung, welche mir die Zahl meiner Feinde verurſacht. Jetzt muß ich noch auf dieſem ſtürmiſchen Meere fahren, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Glück verſchafft, das ich auf dieſer Welt nicht habe finden können." Er hoffte auf die Glücksgöttin. „Wenn die Glücksgöttin," ſchreibt er im Jahre 1762, „fortfährt, mich ſo unerbittlich zu verfolgen, ſo werde ich ohne Zweifel erliegen; ſie allein kann mich noch aus meiner jetzigen Lage ziehen." In ſeinem Unglücke ging er öfters mit dem Gedanken um, Selbſtmord zu begehen. Nach der Schlacht bei Kolin im Jahre 1757 wiederholte er gegen ſeinen Bruder Heinrich zu verſchiedenen Malen, daß er zu ſterben wünſche, und daß er ſich ſelbſt das Leben nehmen würde. Später ſchrieb er an ihn: „Mein Entſchluß iſt gefaßt. . . .

Ich will mich krank ſtellen, und mir noch vor meiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. . . . Der Zuſtand, in dem ich mich befinde, iſt länger nicht zu ertragen und ſchlimmer als der Tod.“ Nach der Schlacht bei Hochkirch 1758 ſagte er zu Le Catt: „Auf jeden Fall führe ich etwas bei mir, um das Trauerſpiel zu endigen.“ Der König führte während des ganzen Krieges ein Giftpulver bei ſich, das man nach ſeinem Tode gefunden hat. „Entweder,“ ſchrieb er 1760, „laſſe ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem Geſchick, das mich verfolgt, dieſer Troſt noch zu ſüß ſein ſollte, ſo werde ich mein Unglück zu endigen wiſſen, wenn es nicht mehr möglich ſein wird, es zu tragen. Wie? ich ſollte ein kraftloſes Alter vorziehen, voll Verdruß und Schmach, voll Betrübniß über vergangenes Glück, und voll Beleidigungen? Nein:

Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung ſelbſt zerbricht,
Dann iſt das Leben Schimpf, und Sterben wird uns Pflicht.“

In dieſen Verſen Voltaire's, die in der höchſten Noth den Selbſtmord zur Pflicht machen, ſuchte er Beruhigung.

Graf von Cheſterfield.

Der Graf von Cheſterfield (geb. 1694, geſt. 1773), ausgezeichnet durch Geburt, Talent und Erziehung, einer der gebildetſten Männer in Europa, hervorragend in der politiſchen, wie in der eleganten Welt, ſchreibt am Ende ſeines langen Lebens, nachdem er jeden Kelch der Luſt, den dieſe Welt darbietet, geleert hatte:

„Ich habe das langweilige Einerlei der Geſchäfte und Vergnügungen durchgemacht, ich habe alle Freuden dieſer Welt genoſſen und ihre Nichtigkeit erkannt; ich wünſche ſie mir nicht zurück. Ich ſchätze ſie nach ihrem wahren Werthe, d. h. ſehr niedrig. Wer ſie nicht kennt, der pflegt ſie zu hoch anzuſchlagen. Man ſieht nur die liebliche Außenſeite und läßt ſich durch deren Glanz verblenden. Ich bin hinter den

Couliſſen geweſen. Da habe ich die ſtaubigen Stricke und hölzernen Winden geſehen, welche die prächtige Maſchinerie in Bewegung ſetzen; ich habe die Talglichter geſehen und gerochen, welche die Dekoration (Theaterverzierung) illuminiren (beleuchten) und Bewunderung und Staunen der unwiſſenden gaffenden Menge erregen. Wenn ich jetzt zurückdenke an Alles, was ich gehört, geſehen und gethan habe, ſo kann ich mir kaum vorſtellen, daß dieſer ganze, leere Wirrwarr von weltlichem Treiben und weltlicher Luſt wirklich vorhanden geweſen iſt; es iſt mir, als hätte ich Opium genommen, und das Alles geträumt, und mich gelüſtet keineswegs, das ekele Tränkchen noch einmal zu nehmen, um den weſenloſen Traum noch einmal durchzumachen. Soll ich nun ſagen, daß ich dieſe trübſelige Lage mit der verdienſtlichen Standhaftigkeit und Selbſtverleugnung trage, der die Meiſten ſich rühmen? Nein, ich müßte lügen; ich trage ſie, weil ich ſie tragen muß, ich mag wollen oder nicht. Mein Dichten und Trachten geht nur dahin, die Zeit, nun ſie meine Feindin geworden iſt, zu tödten, ſo gut ich kann; ich habe mich entſchloſſen, den noch übrigen Theil der Reiſe im Wagen ſchlafend zuzubringen." ◦

Volney.

Der durch ſeine Reiſen und als Schriftſteller bekannte franzöſiſche Gelehrte Volney, Verfaſſer der „Ruinen," ein das Chriſtenthum, wo er nur konnte, verſpottender Freidenker, machte im Jahre 1797 eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Nordamerika, auf welcher er einmal mit ungefähr zwanzig Perſonen über den breiten See Ontario hinüberfuhr. Er war ſehr redſelig, ließ keine Gelegenheit, das Chriſtenthum zu verſpotten, vorbei und betrug ſich überhaupt auf eine ſehr weltliche Art. Während der Ueberfahrt kam ſchnell ein entſetzlicher Sturm, das Schiff ſtieß auf eine Sandbank oder *einen Felſen in* beträchtlicher Entfernung von einem zugäng-

lichen Ufer, und litt fortwährend so gewaltig von den Wellen, daß sie jeden Augenblick fürchteten, das Schiff möchte zertrümmert und sie alle unvermeidlich eine Beute des Todes werden. In dieser Lage verlor der große stolze Philosoph buchstäblich alle Macht seiner Vernunft. In einem Augenblicke war er völlig rasend, im andern blickte er voll wilder Bestürzung in eines der Werke von Voltaire, die er gewöhnlich in seinem Busen trug, dann ergriff ihn völlige Verzweiflung, er stieß ganz unzusammenhängende Reden hervor, und bot dem Capitain eine ganz unglaublich große Summe Geldes an, wenn er ihn in einem kleinem Boote an's Ufer setzte, was rein unmöglich war. In all seinem Elend hatte er einen Genossen an dem Koch, welcher sich an den Vordermast anband und dann im heftigsten Verzweiflungskampf die fürchterlichsten Verwünschungen ausstieß. Unter den übrigen Passagieren waren zwei Schwestern aus dem ehemaligen französischen Canada, welche, von der drohenden Gefahr unterrichtet, in der Kajüte niederknieten, und etwa zehn Minuten lang still beteten, dann sich erhoben, einige Worte auf französisch sprachen und einander umarmten; darauf setzten sie sich nieder mit ruhiger Ergebung in Alles, was da kommen möchte. Das Schiff hielt in der gleichen Lage ungefähr zwei Stunden aus, worauf der Wind sich legte, das Schiff wieder flott wurde und am folgenden Tage glücklich am Orte seiner Bestimmung anlangte. Nach dem Sturme zeigte sich Volney nicht weniger als ein elender Schwächling, indem er mehrere der Mitreisenden bat, sie möchten doch nirgends von seinem Benehmen während der Gefahr Erwähnung thun.“

A. v. Humboldt.

Wie derselbe zum Christenthume stand, darüber geben uns seine Briefe an Varnhagen von Ense Aufschluß. Darin nennt er das Christenthum „einen historischen Roman der apostolischen Mythensammler,“ und Alles, was jenseits des Grabes

liegt, bezeichnet er als „blaue Dinge.“ Während ihm das Evangelium eine Thorheit war, ſuchte er Frieden in der Welt und ihrer Weisheit. Daß er ſie darin nicht gefunden hat, bezeugt er ſelbſt in den erwähnten Briefen. Darin klagt er: „Bei den Verwirrniſſen meines öden Lebens.“ „Es iſt für mich eine trübe, ſchwere Abendluft.“ „Ich lebe monoton (einförmig) und trübe et mourant avant le principe (und ſterbend vor der Zeit)“. Von einer Krankheit geneſen ſchreibt er an Varnhagen: „Ich habe ernſte Todesgedanken gehabt, comme un homme, qui part ayant encore beaucoup de lettres à écrire (wie ein Menſch, der ſcheidet, während er noch viele Briefe zu ſchreiben hat). . . . Ich glaube mich in voller Geneſung, da ich aber viel auf dem Bette habe unbeſchäftigt ruhen müſſen, ſo haben Traurigkeit und Unfrieden mit der Welt in mir zugenommen. Das ſage ich Ihnen allein.“ s

H. Heine.

Nachdem der Dichter Heine, ein geborener Jude, ſein Leben in Laſter und Gotteslästerung zugebracht hatte, verfiel er in eine ſchmerzliche Krankheit, worin er bekannte: „In manchen Momenten (Augenblicken), beſonders wenn die Krämpfe in der Wirbelſäule allzuſtark rumoren, durchzuckte mich der Zweifel, ob der Menſch wirklich ein zweibeinigter Gott iſt, wie mir der ſelige Profeſſor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren zu Berlin verſichert hatte. Im Wonnemond mußte ich mich zu Bette legen, und bin ſeitdem nicht wieder aufgeſtanden. Unterdeſſen, ich will es freiwillig geſtehen, iſt eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein Gott mehr, ich bin nicht mehr „der freieſte Deutſche nach Göthe,“ wie mich Ruge in geſunderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide No. 2, den man mit dem weinumkränzten Dionyſos verglich, während man meinem Collegen No. 1 Göthe den

Titel eines Großherzoglich Weimarschen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger Hellene (Grieche) mehr, der auf trübsinnige Nazarener (Christen) herablächelte. Ich bin jetzt nur noch ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch.“ [9]

Schiller.

Schiller erklärte es für einen „Wahn,“ wenn ein Mensch glaube, daß er jemals die Wahrheit erkennen werde. Er sagt in seinem Gedichte: Die Worte des Wahns:

Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang er die Schatten zu haschen sucht ...
So lang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.

Wohl ahnt er eine himmlische Ruhe:

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh' ...
Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein.

Allein er klagt:

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier.

Ebenso bekennt er in seinem Gedichte: Resignation:

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit. [10]

In seiner letzten Krankheit sagte Schiller: Der Tod kann kein Uebel sein, weil er etwas Allgemeines ist. Das war sein Trost im Tode.

Erklärung einer Zeitung.

Nachdem allein am 3. und 4. Juli 1849 in St. Louis nach den Gottesacker-Berichten 267 Personen, meist an der Cholera, gestorben waren, als die Stadt kaum noch die Hälfte der jetzigen Einwohnerzahl hatte, da fügte der alte Anzeiger des Westens in seiner Nummer vom 6. Juli der von ihm gegebenen Begräbnißliste wörtlich folgende Erklärung hinzu:

„Wer will — wer kann in der gegenwärtigen Zeit Trost geben — wer Trost empfangen? Wir wüßten keinen zu spenden, wir wüßten auch keinen, der uns zufriedenstellen kann. Verluste — Opfer — Schmerzen, das war das Loos eines Jeden in diesen Tagen; — Besorgniß, — Beklemmung, — Hoffnungslosigkeit, — das ist es, was allerwegen herrscht und uns entgegentritt.“ [11]

Turnertrost im Tode.

Ein Turner in Newport, Kentucky, hielt am Grabe eines Mitturners eine Rede, worin er unter anderem von dem Verstorbenen sagte: „Als Turner erschien ihm der Tod nicht in der Schmerzensgestalt eines Gespenstes, sondern als die Sichel, vermittelst welcher der Mensch in sein früheres Nichts zerfällt. [12]

Ein Materialist beim Tode seines Kindes.

Ein hochberühmter (berüchtigter?) Vertreter des Materialismus in Deutschland hatte ein Kind nach schmerzvoller Krankheit verloren. Ein Freund glaubte condoliren (sein Beileid bezeugen) zu sollen, wurde aber abgeschnauzt mit der Erklärung: „Laß mich in Ruhe! Die Stoffcombination (sc. das Kind) hat sich gelöst — die Geschichte ist zu Ende — ich will nichts mehr davon hören — es ist mir unangenehm! Das ist consequenter Materialismus in Theorie und Praxis. Man stelle daneben 2 Sam. 12, 16 ff. [13]

Man sieht, der Materialismus führt nicht zur Humanität, *sondern zur Bestialität.*

W. Reed.

Vor kurzem ſtarb Winnewood Reed, einer von Englands Literaten. Mit ſeiner ſchon im Tode erlahmenden Hand ſchrieb er unter anderem folgendes: „Ich habe das alte Evangelium mit ſeiner Unſterblichkeitslehre aufgegeben und die Humanitäts-Religion angenommen, welche darin beſteht: Liebe tugendhaft, ehre den Planeten, auf welchem Du wohnſt, und dann, du erſtes und edelſtes der Weſen, ſtirb und werde zu Staub und das iſt Alles."

XXV.

Das Ende der Ungläubigen.

La Mettrie fraß ſich zu Tode; er genoß eine Wurzel-Paſtete ſo unmäßig, daß er bald darauf erſtickte.[1]

Bernhardt von Mandeville führte ein unmäßiges und wildes Leben. Er ſtarb, wie er gelebt hatte, nämlich in der Betrunkenheit, und giebt einen deutlichen Beweis, daß die meiſten Feinde des Chriſtenthums dieſes nur deswegen angreifen, damit ſie ohne Furcht und ungeſtört ihre Wollüſte befriedigen können.[2]

Euſtathius Budgell, ein dem berüchtigten M. Tindal befreundeter Freigeiſt, ſtürzte ſich aus Verzweiflung in die Themſe.[3]

Voltaire, dieſem witzigen und geiſtreichen, aber gottloſen und frechen Chriſtusſpötter, dieſem Manne des eingefleiſchteſten Unglaubens war ein hohes Alter, eine lange Gnadenzeit vergönnt; aber auch unter dem grauen Haar ſchlug er nicht in ſich, that keine Buße. Da hat auch ihn in der Todesſtunde die Angſt der Verzweiflung und der Schrecken des ewigen Gerichtes mit Macht überfallen. Sein Arzt, der ſeinen letzten Lebensſtunden und ſeinem Todeskampfe beigewohnt hat, ſchreibt mit ſichtlich erſchütterter Feder von ihm: "Furiis agitatus abreptus est!" „Von den Furien, d. i. den ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſen hin und her gezerrt, fuhr

er von dannen!“ — Es bleibt dabei: Das Sterben iſt die Probe des Lebens. Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten!“

Als der Arzt des Herzogs von Orleans, Namens Tronchin, zu dem alten Religionsſpötter geſchickt wurde, um ihn in ſeiner Krankheit zu behandeln, ſagte Voltaire zu ihm: „Mein Herr, ich wünſche, daß Sie mir das Leben retten; ich gebe Ihnen die Hälfte meines Vermögens, wenn Sie meinen Tagen noch ſechs Monate zuſetzen. Wo nicht, ſo fahre ich zum Teufel, und nehme Sie mit mir.“

Der berühmte Rouſſeau glaubte die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens, daß ſich alle Menſchen gegen ihn verſchworen hätten, und er war in ſeinem argwöhniſchen Wahnſinne von dieſer allgemeinen Verſchwörung ſo ſehr überzeugt, daß er den Tod des Königs Ludwigs XV. beweinte, weil dieſer bisher den allgemeinen Haß mit ihm getheilt habe, der ſich nun in ihm allein vereinige.“

Endlich wurde ſeine Zuhälterin Thereſe ihm untreu und hing ſich an einen Stallknecht. Da nahm er Gift und ſchoß ſich, da das Gift nicht gehörig wirkte, mit einer Piſtole todt.

Daß Diderot dem Tode nichts als Verzweiflung entgegen zu ſetzen wußte, bezeugt er ſelbſt, indem er bei dem Gedanken daran eine Stelle aus Montaigne citirte: „Ich ſtürze mich ſtumpfſinnig und kopfüber in dieſe ſtumme Tiefe, welche mich augenblicklich verſchlingt und erſtickt. Der Tod, welcher nur ein viertelſtündiges Leiden ohne Folge und ohne Nachtheil iſt, erfordert keine beſonderen Vorſchriften.“ Bei einem heftigen Krankheitsanfall, der mehrere Monate vor ſeinem Hinſcheiden als ernſter Bote des Todes bei ihm anklopfte, brachte er drei Tage und drei Nächte in einem „kalten und raiſonnirenden Delirium“ zu, ſprach über lateiniſche und griechiſche Grabinſchriften, über die Tragödie, citirte Verſe aus Horaz und Virgil, von Troſtſprüchen der heiligen Schrift aber kam keiner in ſein Gedächtniß. So

war es ihm denn auch beſchieden, mit gebührendem „Stumpfſinn“ zu ſterben. Am Abend vor ſeinem Tode empfing er ſeine Freunde und ſprach mit ihnen über die verſchiedenen Wege zur Philoſophie zu gelangen. „Der erſte Schritt zur Philoſophie iſt der Unglaube“ — ſo lautete ſein letztes Bekenntniß. Mit dieſer Lüge iſt er dahin gefahren.[6]

Als Humes' philoſophiſche Freunde ihn an ſeinem Sterbebette beſuchten, ſchien er ihnen heiter zu ſein, und war ſogar außerordentlich ſcherzhaft. Aber als dieſe Freunde nicht gegenwärtig waren, ſoll es ganz anders mit ihm geweſen ſein, und er ſoll zu der Perſon, welche ihm aufwartete, geſagt haben, daß er ſein ganzes Leben nach Erkenntniß geſtrebt habe, aber jetzt in einer größeren Finſterniß denn je ſich finde.[7]

Der Skeptiker (Zweifler) Condorcet vergiftete ſich ſelbſt, um dem Schaffot zu entgehen, auf welches ihn ſeine vormaligen republikaniſchen Freunde hatten bringen wollen.[8]

Nachdem Carl Blount, ein engliſcher Edelmann, vieles gegen das Chriſtenthum geſchrieben hatte, verfertigte er einen Tractat, in welchem er beweiſen wollte, daß auch ein Chriſt ſeines Bruders Wittwe ohne Blutſchande heirathen könnte, da er ſich in die Wittwe ſeines Bruders verliebt hatte. Da er daran verzweifelte, die Bewilligung der engliſchen Kirche zu dieſer Heirath zu erlangen, beging er Selbſtmord, indem er ſich erſchoß.[9]

Der Gottesleugner Th. Hobbes hatte während ſeines Lebens das Chriſtenthum immer als einen Popanz dargeſtellt, womit kluge Staatsmänner das Volk zu ſchrecken und im Zaume zu halten geſucht hätten. Endlich verfiel dieſer ſonſt ſo ſcharfſinnige Mann in eine ſo kindiſche Geſpenſterfurcht, daß er ſich nirgends allein zu ſein getraute.[9]

Der bekannte Satyriker Swift, der während ſeines Lebens nicht nur Menſchen, ſondern auch die Religion ſelbſt mit den beißendſten Spottreden durchzog, beſtimmte in ſei-

nem Teſtamente den größten Theil ſeines Vermögens zu einem Hoſpitale für Mondſüchtige und Blödſinnige, „um,“ wie er ſelbſt ſagt, „mit einem ſatyriſchen Zuge darzuthun, daß kein Land deſſen ſo ſehr bedürfe, als England.“ Gott ließ es jedoch geſchehen, daß Swift endlich ſelbſt im Wahnſinne ſtarb.[10]

Der große Philoſoph Kant ſtarb in dem Wahne, er ſei eine Gans, und konnte allein durch vorgeſtreute Gerſte beruhigt werden.[11]

Plattner verharrte in ſeinem Unglauben bis an ſein Ende, und doch verſchied er unter der ſchrecklichſten Furcht vor dem Teufel, den er vom Katheder herab immer geleugnet hatte.[12]

In Kiel lebte ein Profeſſor, Namens Gadendamm, welcher ein abgeſagter Feind des chriſtlichen Glaubens war, und ſich ein Geſchäft daraus machte, Studenten an ſich zu ziehen und ſie zu fragen, was ſie glaubten, dann aber, wenn er ſie gläubig fand, durch Scherz und Spott ſie vom Glauben abzubringen trachtete. Er pflegte dann zu ſagen: „Sei doch kein Narr und glaube das!“ „In ſolcher Weiſe,“ erzählt ein Einſender im Stader Sonntagsblatt, „verſuchte er es auch bei meinem Vater, der zwiſchen 1760—70 zu Kiel Theologie ſtudirte, deſſen Erzählungen davon, die ich im treuen Gedächtniſſe bewahrt habe, hier gegeben werden. Gadendamm fand bei meinem Vater Widerſtand, der Jüngling bekannte gegen den Mann von Jahren treu den chriſtlichen Glauben; deshalb nannte der Profeſſor ihn ſpottend und neckend „den kleinen Orthodoxen,“ blieb ihm aber ſtets freundlich zugethan. Nach Verlauf längerer Zeit, da mein Vater den Profeſſor nicht geſehen hatte, ſchickte derſelbe plötzlich zu ihm, ließ ihm ſagen, er ſei krank und wünſche deshalb ſeinen Beſuch. Als mein Vater hinkam, fand er den Profeſſor auf dem Krankenbette, und wurde von ihm mit dem Angſtrufe empfangen: „Ach! was meinen Sie, lieber B.,

ſollte ich wohl ſelig werden!“ Dann brach er in Angſtgeſchrei aus und rief: „Nein! ich kann nicht ſelig werden! ich habe zu viel Menſchen um ihren Glauben gebracht!“ Erſchrocken ſtand mein Vater, der Jüngling, am Bette dieſes nun in Verzweiflung jammernden Mannes. Nach einigem Beſinnen ſuchte er alle ihm bekannten Bibelſtellen hervor, die dem verzagenden Sünder den Troſt der Gnade anbieten, und ſagte ſie dem unglücklichen Manne; dieſer hörte ſie an, aber wenn es geſchienen hatte, als beruhigten ſie ihn, ſo brach er immer wieder auf's Neue in das Jammergeſchrei aus: „Nein! Ich finde keine Gnade, ich habe zu viele Menſchen verführt!“ Da mein Vater nicht länger bei ihm für dieſes Mal verweilen konnte, bat der Profeſſor ihn, er möge den folgenden Tag ihn wieder beſuchen; dies geſchah, aber mein Vater fand ihn wieder in der ſchrecklichſten Verzweiflung, wie Tags zuvor. Gadendamm wies ihm eine Bibel, aus der ſollte er ihm vorleſen; das geſchah auch, und der Profeſſor ſchenkte ſie meinem Vater, und bat ihn, ſie zu ſeinem Andenken zu bewahren. Die Bitte hat mein Vater treu erfüllt, ſie wurde ſeine Kanzel-Bibel, und ich habe ſie noch im Hauſe. Aber das auf's Neue geſagte Gotteswort blieb wieder fruchtlos; er konnte nicht mehr an die Gnade des HErrn glauben! — Am letzten Tage vor ſeinem Ende beſuchte mein Vater ihn wieder, fand ihn abermals in der ſchrecklichſten Verzweiflung, und mußte es erleben, daß der Profeſſor plötzlich mit einem lauten Schrei der Verzweiflung aus der Welt ging! — Da ſehe, wer noch ſehen kann, wie troſtlos und elend der Unglaube macht!“ — [13]

Der berühmte Dichter Göthe ſtarb den 22. März 1832. Im Todeskampfe rief er: „Seht den ſchönen weiblichen Kopf — mit ſchwarzen Locken — und prächtigem Colorit auf dunklem Hintergrunde!“ — Das erfüllte bis zuletzt ſeine Seele. [14]

Bahrdt's Tod war ſeinem Leben entſprechend. Er

ſtarb an einer zum höchſten Grade ausgebildeten ſyphiliti-ſchen Krankheit, die er ſich durch ſeine Sünden wider das ſechſte Gebot zugezogen hatte, mit Geſchwüren bedeckt, indem die inneren Theile des Gaumens und Mundes in Fäulniß übergingen. [15]

Lord Bolingbroke führte nach ſeinen verwerflichen Grundſätzen ein ſchändliches Leben. Er verſchwendete die Lebhaftigkeit ſeiner Jugend in viehiſchen Ausſchweifungen, und in den männlichen Jahren erwählte er aus Neigung für ſeine Lüſte eine Parthei, die das Vaterland mit Blut be-deckte. Die Unvernunft war in ſeinem Leben und in ſeinen Schriften gleichgroß, und in beiden zeigte er Widerſprüche. Er ſtarb unter den Händen eines Marktſchreiers, Gott lä-ſternd und ſeinen Bedienten fluchend. [16]

Tindal war bald ein Glied der römiſchen, bald einer andern Gemeinde und die Ausſicht auf Gewinnſt beſtimmte ſeine Entſchließung. Ein unzüchtiges Leben und andere La-ſter machten ihn noch nach ſeinem Tode verwerflich, den er eben dadurch vor der Zeit beſchleunigte. [17]

Frau von Stael war eine Dame, die in den ſchönſten Idealen lebte, einen ſogenannten ſtarken, männlichen Geiſt beſaß, über Alles im Himmel und auf Erden, Politik, Mo-ral, Leben, Kunſt und Wiſſen ſehr klug zu reden wußte, und auch von ſich ſelbſt keine geringe Idee hatte. Und was ſagte dieſe kluge und hochfliegende Frau, als ſie in ihrem 50. Jahre 1817 auf dem Sterbebette lag? Sie ſagte zu ih-rem Arzte: „Retten Sie mich und ich gebe Ihnen mein gan-zes Vermögen; denn mir graut vor dem Tode!“ [18]

Wie troſtlos das Ende Lord Byron's, des großen engli-ſchen Dichters, war, geht aus ſeinen Worten hervor:

„Meine Tage ſind dem gelben Blatte gleich,
Die Blüthe und des Lebens Frucht iſt hin;
Der Wurm, der Krebs und nur der Gram
Sind mein allein.“ [19]

Die Unsterblichkeit der Seele.

H. Eine Frage, die mich oft beunruhigt, ist die: Ist die Seele des Menschen unsterblich oder nicht?

R. Diese Frage beunruhigt einen Christen gar nicht. Denn derselbe ist aus Gottes Wort fest überzeugt, daß die Seele unsterblich ist.

H. Sagt denn das die Bibel mit solcher Bestimmtheit?

R. Gewiß. Um nur einen Spruch anzuführen, so sagt Christus, der Herr: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten?

H. Kannst Du mir aber die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft beweisen?

R. Ich stelle an Dich die Gegenfrage: Kannst Du die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft widerlegen?

H. Der Hauptbeweis der Materialisten ist dieser: Weil man die Seele mit den Sinnen nicht wahrnehmen kann, so existirt sie auch nicht. Das, was in uns denkt, ist nicht die Seele, sondern das Gehirn. Mit dem Tode vergeht das, was man die Seele nennt. Es bleibt für den Menschen keine andere Unsterblichkeit übrig, als einst mit seinem Leibe ein guter Düngerstoff zu werden. So sagen Vogt, Moleschott und andere.

R. Der Grundsatz, worauf die Materialisten alles bauen, lautet also: Nur das ist wirklich da, was sinnlich wahrnehmbar ist; was man aber nicht fühlen, schmecken, riechen, hören und sehen kann, das existirt auch nicht. Diese Behauptung ist eine öffentliche Lüge, und darum auch eigentlich gar keiner Antwort werth. Denn alles Höhere und Geistige, Verstand und Vernunft, Klugheit und Einsicht, Kunst und Wissenschaft ist unsichtbar, sollte es darum nicht existiren? Wenn nur das wirklich existirt, was wir mit einem der fünf Sinne wahrnehmen, dann giebt es weder Weisheit noch Wahrheit, weder Gutes noch Böses; denn alles dies läßt sich mit den fünf Sinnen nicht erfassen.

H. Fürwahr, dieſer Beweis gegen die Unſterblichkeit beweiſt nur, daß es den Materialiſten am geſunden Menſchenverſtand fehlt. Auch früher ſchon konnte ich mich nie recht überzeugen, daß er wahr ſei.

R. Dann iſt es Dir ergangen, wie jenem Officier, der dem alten Moſer erklärte: „Alles, was er von der Unſterblichkeit ſage, ſei lauter Firlefanz; nach dem Tode ſei Alles aus.“ Da fragte ihn Moſer mit ſeiner Donnerſtimme ganz einfach: „Wiſſen Sie das gewiß?“ Und ſiehe da! der Kriegsmann verſtummte, ward bleich und entfernte ſich ſchweigend.— Weißt Du keinen andern Beweis gegen die Unſterblichkeit?

H. Ich weiß keinen.

R. Schon dies ſollte Dich aufmerkſam machen. So lange auch die Gottesleugner bisher geforſcht und gegrübelt haben, ſo haben ſie bis jetzt doch noch keinen einzigen Beweis wider die Unſterblichkeit finden können, der vor der Vernunft wirklich Stich hielte. Alles was ſie dagegen vorbringen, iſt nur ein unſinniges, lächerliches und widerliches Gerede, deſſen Unverſtand jedem Vernünftigen beim erſten Blicke einleuchtet.

H. Das iſt allerdings ſehr merkwürdig.

R. Sodann frage ich Dich: giebt es etwas troſtloſeres, als die Leugnung der Unſterblichkeit? Heißt das nicht, dem Menſchen alle geiſtigen Vorzüge abſprechen und ſeine Natur auf das greulichſte ſchänden? Iſt die Seele ſterblich, dann ſchwindet die Hoffnung des ewigen Lebens, die wie ein lieblicher Stern im Dunkel des irdiſchen Elendes uns entgegen leuchtet. Vergeht die Seele im Tode, dann erliſcht die frohe Ausſicht, einſt unſere Lieben wiederzuſehen, welche vor uns aus dieſem Leben geſchieden ſind. Wenn die Seele ſterblich iſt, dann ſind die Chriſten die elendeſten unter allen Menſchen, da ſie der ſinnlichen Luſt dieſer Welt entſagen, und eine neue ſchönere Welt erwarten, wo ewige Freude lacht und ſelige

Vollendung wohnt. Giebt es keine Unsterblichkeit, dann ist der Tod ein grauenvolles Ungeheuer, welches nicht bloß den Leib zerstört, sondern auch die Seele vernichtet. Dann bleibt dem Menschen nur die Verzweiflung übrig.

H. Das ist freilich eine trostlose Aussicht.

R. Es ist die Aufgabe des Menschen, seinen Geist auszubilden, Kunst und Wissenschaft zu pflegen, das Ewige und Göttliche zu erkennen und an dem Wahren, Guten und Schönen sich zu freuen. Das hat bisher der bessere Theil der Menschheit geglaubt. Was thun dagegen die Gottesleugner? Hohnlachend rufen sie den Menschen zu: „Ihr habt keine unsterbliche Seele, ihr seid nichts mehr und nichts besser, als die Thiere, darum dürft ihr euch auch nicht mit höheren und himmlischen Dingen beschäftigen. Hinweg mit der Ordnung der Ehe, der Obrigkeit und allen Gesetzen, welche eure thierischen Freuden stören! Es giebt nichts, als das Irdische und Sichtbare. Ihr habt nur eine Sorge, nämlich, daß ihr zu essen und zu trinken habt; nur eine Freude, das sind die sinnlichen Genüsse; nur einen Gott, das ist der Bauch. Genießet also euer Leben, indem ihr mit viehischem Behagen dem Bauche dienet und euch fröhlich im Schlamm der Wollüste wälzet, esset und trinket, denn morgen seid ihr doch todt und mit dem Tode ist Alles aus!“ So suchen die Gottesleugner den Menschen aller Humanität zu entkleiden und die Erde in einen großen Stall zu verwandeln, worin die Menschen nur mit irdischen Genüssen gefüttert und gemästet werden, bis der Tod sie mit Leib und Seele abschlachtet. Wie gefällt Dir diese Lehre der Materialisten?

H. Ich bitte Dich, wie kannst Du nur so fragen? Sie ist doch gar zu abscheulich.

R. Sie führt zu noch größeren Greueln. Wird die Unsterblichkeit geleugnet, so fällt damit natürlich auch alle Religion dahin. Wer die Seele für sterblich hält, der lacht über den Glauben an eine Vergeltung nach dem Tode, der

spottet über Gewissen und Eidschwur, über Gerechtigkeit und alle Tugend und Sittlichkeit. Für den Leugner der Unsterblichkeit giebt es keinen Unterschied zwischen gut und böse, recht und unrecht. Nichts hält ihn ab, die größten Verbrechen zu begehen. Er kennt nur einen Trieb, das ist die Selbstsucht, ein Gesetz, nämlich: laß Dich nicht ertappen, und nur ein Ziel, sein Leben möglichst zu genießen. Um dieses zu erreichen, benutzt er jedes Mittel. Wenn nach seiner Meinung Mord, Meineid und Ehebruch dazu dienen, seinen Lebensgenuß zu erhöhen, so wird er diese Greuel mit Freuden vollbringen. In einem Staate, worin die Leugner der Unsterblichkeit existiren, kann es somit keine geordnete Ehe, keine Sicherheit des Lebens und Eigenthums, weder Gesetze, noch Obrigkeit geben. Denn wo der Glaube herrscht, daß mit dem Tode alles aus sei, da wird jeder morden, rauben, stehlen, lügen und betrügen, so viel er nur kann, wenn er meint, dadurch seine Glückseligkeit vermehren zu können. Die Armen werden natürlich den Reichen alles nehmen, die Starken den Schwachen zum Knechte machen, der Listige wird den Einfältigen betrügen, Alte, Gebrechliche, Kranke und Kinder, deren Verpflegung lästig wird, werden einfach umgebracht, die Keuschheit wird überwältigt: denn der Mensch ist, wie die Materialisten glauben, nur ein Thier; man muß sein Leben genießen und mit dem Tode ist doch alles aus. Siehe da das Paradies der Materialisten! Das ist der kannibalische Zustand, den sie herbeizuführen suchen.

H. Schon deshalb muß ich die Lehre der Materialisten, daß die Seele des Menschen sterblich ist, als falsch verwerfen, weil sie, konsequent durchgeführt, ein so entsetzliches Verderben anrichten würde.

R. Es ist wahr, man kann die Seele mit keinem unserer Sinne wahrnehmen. Sollen wir nun daraus mit den Materialisten schließen, daß sie gar nicht existirt? Das wäre die größte Thorheit. Ein Vernünftiger wird vielmehr so

denken. Alles Sichtbare, und ſei es auch noch ſo herrlich, iſt doch endlich dem Vergehen und der Vernichtung unterworfen. Nun iſt aber die menſchliche Seele unſichtbar und darum viel edler, als das Sichtbare. Sie iſt nicht zuſammengeſetzt, ſondern einfach, nicht eine Vielheit von Gliedern, ſondern eine Einheit von Kräften. Sie iſt zwar mit dem Leibe verbunden, aber ſeine Regentin, ſie iſt nichts körperliches, ſondern ein ſelbſtbewußter Geiſt. Sie iſt die Beherrſcherin der Erde, die Krone der Schöpfung. Da nun das Weſen der Seele ſo herrlich iſt, ſo berechtigt uns dies zu dem Schluſſe, daß ſie auch unſterblich iſt. Denn weil die Seele nichts körperliches, ſondern ein Geiſt iſt, ſo bietet ſie ja dem Tode nichts, was er zerſtören könnte. Ein heftiger Froſt kann zwar das Waſſer in Eis verwandeln, aber das Sonnenlicht kann er nicht zerſtören. So kann auch der Tod nur den Leib tödten, nicht aber das ſchönſte Licht der Natur, die Seele. Und wenn ſie im Tode vom Leibe ſich ſcheidet, ſo wird ſie zwar in einen andern Zuſtand übergehen, ihr Weſen aber kann in alle Ewigkeit fortdauern.

H. Wie Du ſelbſt andeuteſt, wird durch dieſen Grund die Unſterblichkeit nur ſehr wahrſcheinlich.

R. Dieſe Wahrſcheinlichkeit nimmt zu, je mehr wir die Vorzüge der Seele betrachten. Jeder Menſch weiß, daß er einen Leib und eine Seele hat. So lächerlich es wäre, den Leib zu leugnen, eben ſo thöricht wäre es, die Seele zu leugnen. Daß ich einen Leib habe, bezeugen mir meine Augen und mein unmittelbares Gefühl. Daß ich eine Seele habe, bezeugt mir das Auge meiner Seele, die Vernunft, und meine unmittelbare Erfahrung. Die menſchliche Seele unterſcheidet ſich nun von der Materie dadurch, daß ſie unſichtbar und unkörperlich iſt, und von der Thierſeele dadurch, daß ſie ein ſelbſtbewußter Geiſt iſt. Denn alle Kräfte und Vermögen unſerer Seele, Gewiſſen, Vernunft, Gedächtniß, Phantaſie und Wille ſchließen ſich zu einer lebensvollen

Einheit zuſammen in unſerem Selbſtbewußtſein oder Ich, wodurch der Menſch eine Perſon wird. Iſt es Dir nun wahrſcheinlich, daß dies unſer Ich jemals ſich in das Nichts auflöſen werde?

H. Keineswegs.

R. Es iſt Thatſache, daß das Gottesbewußtſein uns angeboren iſt. Unſer Herz bezeugt uns, daß Gott unſer Schöpfer und Herr iſt. Es iſt deshalb unſere Aufgabe, Gott zu erkennen. Dies wußten ſchon die Heiden. Seneca ſagt: „Wenn ich nicht zur Erkenntniß Gottes aus der Natur gelaſſen wäre, ſo würde es nicht der Mühe werth ſein, daß ich lebe. Denn warum ſollte ich mich freuen, daß ich lebe? Etwa darüber, daß ich Speiſe und Trank in meinem Leibe verdauete? Oder daß ich dieſen ſterblichen und hinfälligen Körper, der, wenn er nicht immer angefüllt wird, untergeht, beſtändig damit ausſtopfen und alſo mein Leben zum Dienſt des gebrechlichen Leibes hinbringen möge? Oder daß ich mich vor dem Tode fürchte, zu dem wir alle geboren werden?“ Nimm dieſes unſchätzbare Gut der Erkenntniß Gottes hinweg, ſo iſt das menſchliche Leben nicht werth, daß ich ſchwitze und Unruhe übernehme. O! was iſt der Menſch für ein verächtliches Ding, wofern er nicht über das Irdiſche ſein Gemüth erhebt.“ [1] So erklärten es ſchon die Heiden für die höchſte Beſtimmung des Menſchen, Gott zu erkennen. Da nun aber unſere Erkenntniß Gottes hienieden eine unvollkommene iſt, ſo nöthigt uns dies zu der Annahme, daß es nach dem Tode noch ein anderes Leben giebt, worin der Menſch zur vollkommenen Erkenntniß Gottes gelangen und ſo den Zweck ſeiner Beſtimmung erreichen wird.

H. Auch dies ſpricht für die Unſterblichkeit.

R. Die menſchliche Seele iſt zu edel, als daß dieſe ſichtbare und vergängliche Welt ſie wahrhaft befriedigen könnte. Sie erkennt die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irdiſchen. Sie ſehnt ſich nach einer ewigen Freude an einem unendlichen

Gute, an Gott. Da aber dieſe Sehnſucht in dieſer Welt nicht geſtillt wird, ſo erwarten wir billig ein Leben nach dem Tode, worin dieſe Sehnſucht ihre vollkommene Befriedigung finden wird.

H. Dieſe Erwartung ſcheint mir wohlbegründet.

R. Nur Gott, der die Seele geſchaffen hat, kann ſie auch vernichten. Nun hat Gott die Seele dazu geſchaffen, daß ſie ihn erkenne. Er hat ihr ſelbſt das Gottesbewußtſein eingepflanzt. So iſt die Seele gleichſam ein Spiegel, der von der Erkenntniß Gottes, wie von einem himmliſchen Lichte beſtrahlt wird. Dafür aber, daß Gott dieſen Spiegel wieder zertrümmere und die Seele zerſtöre, kann kein genügender Grund aufgewieſen werden.

H. Ich verkenne das Gewicht dieſer Gründe nicht. Sie machen mir die Unſterblichkeit ſehr wahrſcheinlich. Sie bewegen mich, hinfort die Fabeln der Materialiſten zu verachten, welche die Seele leugnen. Allein vollkommen überzeugend erſcheinen ſie mir nicht.

R. Es giebt auch ſolche Gründe, welche die Unſterblichkeit jedem zwingend beweiſen, welcher der Wahrheit nicht muthwillig widerſtrebt. Solche Beweiſe ſind die Zeugniſſe unſeres eigenen Gewiſſens.

H. Wie? unſere Seele ſelbſt verſichert uns, daß ſie unſterblich iſt?

R. Gewiß. Das Gewiſſen bezeugt einem jeden Menſchen: Du ſollſt Gott dienen! Das iſt die Stimme Gottes, welche uns ſein Geſetz vorhält, das uns in's Herz geſchrieben iſt. Dies Gebot iſt klar und deutlich, und fordert unbedingt: dem ewigen Gott ſollſt Du ewigen Gehorſam leiſten. Sollen wir aber Gott ewig gehorchen, ſo m u ß unſere Seele unſterblich ſein.

H. Das Gewiſſen fordert alſo keinen bloß zeitweiligen Gehorſam gegen Gott.

R. Keineswegs. Zeitweilig iſt unſere Verpflichtung

nur gegen Menſchen, z. B. gegen die Obrigkeit und die Eltern. Denn alle irdiſchen Machthaber und Autoritäten ſind ſelbſt ſterblich und vergänglich, können uns alſo nur ſo lange verpflichten, als ſie leben. Anders iſt aber unſer Verhältniß zu Gott. Uns iſt die Erkenntniß angeboren, daß Gott unſer allmächtiger und ewiger Schöpfer und Herr iſt, welcher Recht und Macht hat, uns zu gebieten. In unſerem Gewiſſen hören wir nun das Geſetz Gottes, welches uns befiehlt, Gott zu dienen. Macht das Gewiſſen dabei etwa die Einſchränkung: Du ſollſt Gott nur zeitweilig dienen, nämlich nur ſo lange, bis Deine Seele im Tode vergeht?

H. Nein, denn das Gebot des Gewiſſens lautet unbedingt und ohne alle Einſchränkung: Du ſollſt Gott dienen!

R. Das Gewiſſen verpflichtet uns alſo zu einem ewigen Gehorſam gegen Gott. Damit bezeugt Dir Dein Gewiſſen: Du biſt unſterblich, Deine Seele iſt zum ewigen Dienſte Gottes, alſo auch zu ewiger Fortdauer beſtimmt.

H. Dieſer Grund für die Unſterblichkeit iſt zwingend.

R. Ferner bezeugt das Gewiſſen einem jeden Menſchen, daß Gott ihn richten und die Uebertreter ſeines Geſetzes ſtrafen wird. Kein Menſch kann aus ſeinem Gewiſſen die Stimme Gottes loswerden, welche ihm eine ewige Vergeltung vorhält. Mag der Menſch ſich dagegen ſträuben, ſo viel er will: immer heißt es in ſeinem Innern mit der größten Gewißheit: Gott wird Dich richten!

H. Das iſt eine unleugbare Thatſache. Indem uns das Gewiſſen eine ewige Vergeltung bezeugt, zwingt es uns auch zugleich, die Unſterblichkeit zu glauben.

R. Ich frage Dich weiter: woher kommen die Schrecken des böſen Gewiſſens und die Todesfurcht? Die Gottesleugner ſagen: von dem Pfaffengeſchwätze, daß es eine Hölle und ewige Verdammniß gebe. Allein dieſe Todesfurcht findet ſich auch bei den Heiden, die nichts von der Bibel wußten. In einer Schrift des heidniſchen Philoſophen Plato heißt es:

„Wisse wohl, o Sokrates, daß, wenn jemand dahin gekommen ist, daß er glaubt, dem Sterben nahe zu sein, ihn alsdann Furcht und Bekümmerniß wegen desjenigen überfällt, was er vorher nicht geachtet. Denn die ihm erzählten Bilder von der Hölle, als wenn diejenigen, welche ehemals Unrecht gethan, daselbst gestraft werden, die er bisher verlacht, foltern sein Gemüth, ob sie vielleicht wahr sein möchten, und er selbst sieht und betrachtet sie mehr, wie sonst, entweder aus Schwachheit des Alters, oder weil er den Dingen, die daselbst sind, näher ist. Deswegen wird er alsdann mit ängstlichen Gedanken und Furcht erfüllt, und überlegt bei sich selbst und untersucht, ob er jemandem Unrecht gethan. Wenn er nun findet, daß er in seinem Leben viel Unrecht ausgeübt habe, so fährt er gleichsam, wie die Kinder, aus dem Schlafe auf, und ist voller Furcht, und lebt mit einer unseligen Hoffnung.“ [2]

H. Diese Todesfurcht der Heiden beweist, daß sie die Unsterblichkeit glaubten und die ewige Vergeltung nach dem Tode fürchteten.

R. Auch solche Heiden, welche keinen menschlichen Richter zu fürchten brauchten, welche die höchste Gewalt besaßen, die jemals ein Mensch besessen hat, wie die römischen Kaiser, haben die größte Gewissensangst und Todesfurcht empfunden. Von dem Kaiser Tiberius berichtet Tacitus: „Den Tiberius schützte nicht sein Glück, auch nicht die Einsamkeit, indem er bekannt, daß die Qualen, die sein Herz zerrissen, seine Strafe seien.“ [3] Als der Kaiser Nero seine Mutter Agrippina ermordet hatte, konnte er, wie Dio Cassius berichtet, keine Ruhe mehr finden. Seine Angst war des Nachts so furchtbar, daß er plötzlich aus dem Bette sprang. Den Tag über erschreckten ihn Flötentöne, welche vom Grabe der Agrippina zu kommen schienen, weshalb er anderswohin ging, und da sich dort dasselbe wiederholte, so wanderte er voll Entsetzen wieder anderswohin, und indem

er ſo hin und her flüchtete, erzitterte er, ſo oft ein Hund bellte, oder ein Hahn krähte, oder ein Blatt rauſchte."

H. Wie groß iſt doch die Macht des Gewiſſens! Selbſt die größten Böſewichter, welche die höchſte Gewalt beſitzen: können es nicht unterdrücken.

R. Das Gewiſſen bezeugt alſo einem jeden Menſchen, Du ſollſt Gott ewig dienen, und: Gott wird Dich richten. Damit beweiſt es unwiderleglich die Thatſache, daß die menſchliche Seele unſterblich iſt. Dieſe Thatſache bleibt ewig und unerſchütterlich feſt ſtehen. Sie iſt freilich den Ungläubigen höchſt unangenehm und unbequem. Sie ſpotten und lachen drüber, ſie ſuchen ſie auf alle Weiſe zu leugnen. Aber alles vergeblich. An der Thatſache ſelbſt läßt ſich nicht das Geringſte ändern. Es bleibt bei dem Worte eines großen deutſchen Dichters:

Unſterblichs Leben
Wird, der Dich ſchuf, Dir geben.

Anmerkungen.

III.—Aus der in Deutſchland erſcheinenden Zeitſchrift: Beweis des Glaubens.

IV.—1. J. Ph. Freſenius, Paſtoralſammlungen XIII., 118. — 2. Boileau in ſeinen Satyren. — 3. Diogenes Laertius in Bione, l. IV., c. 55. — 4. Tit. Livius Dec. I., l. I., c. XXXI. — 5. Lettres nouvelles de Mnsr. Boursault, p. 18. — 6. Bayle, Wörterbuch, Artikel: Henault. — 7, — Bayle, Artikel: Bion. — 8. Lutheraner, Jahrg. III., 106.

V.—1. Jamblichus, de myst., c. 1. — 2. Cicero, de natura Deorum, lib. II., 4. 5. — 3. Leonhardi, Nacht und Morgen, I., 81. — 4. Dio Chrysostomus, Orat. XII., pag. 201, edit. Morelli. — 5. Tusculan., quæst., lib. I., 30. — 6. Cicero, de nat. Deor., lib. I., 44.

VI.—Aus Beweis des Glaubens, III., 357.

VIII.—1. Servius, ad Aen., XI., 301. — 2. Dr. Luthardt, Apologetiſche Vorträge, S. 247. — 3. De republ., lib. III., Fragment. — 4. The works of W. Jones, 7, 344. — 5. Chriſtliche Ethik, von Dr. A. Harleß, S. 45. — 6. De legg., II., 4. — 7. Demosthenes, Orat. I. contra Arist. — 8. K. v. Raumer, Lehrbuch der allgemeinen Geographie, S. 492. — 9. Xenophon, Memorabilia Socratis, lib. IV., c. IV., 19. — 10. Xenoph. Cyropaed., lib. VIII., 7. — 11. Seneca, Epist. LXXXIII. — 12. Epictet, Dissert., I., c. 16. — 13. Plato, de legg., lib. X., p. 945 — 14. Cicero, de nat. Deor., lib. I., 54. — 15. Cicero, de nat. Deor., II. — 16. Nouveau Journal asiatique, Tome I., 1828, S. 363. — 17. Cicero pro Milone. — 18. In der Rede für den Sextus Roscius, c. 24. — 19. Juvenal. Satyr. 13, 2, 192. seq. — 20. Dr. Harleß, chr. Ethik, S. 22. — 21. Plautus, in captivis. — 22. Xenophon, Mem. Socrat. IV., 21. — 23. Valerius Maximus, lib. I., c. 1. — 24. Oedip. Colon. 277—281.

IX.—1. Cicero, de legg., I., 8. — 2. Cicero, de nat. Deor., lib. I. — 3. Cic. Tusculan. quæst., lib. I., 30. — 4. Ονειροκριτικῶν, I., c. 8. — 5. Seneca, Epistol., c. XVII. — 6. Plutarchus adversus Colotem Epicuraeum, pag. 1125. — 7. Maximus Tyrius, Diss. I., — 8. Fabelhafte Geſchöpfe. Hippocentaur: halb Menſch, halb Pferd. Chimaera: ein feuerſpeiendes Ungeheuer, vorn Löwe, mitten Ziege, hinten Drache. — 9. Cic., de nat. Deor., lib. II., 5.

XII.—1. Gott in der Natur oder die Einheit in der Schöpfung, von Dr. G. Hartwig, S. 148.

XIII.— Kosmos. Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung, von A. v. Humboldt, S. 462, 76, 514.

XV.—Xenophon, Memorabilia Socrat., lib. I., cap. IV.

XVI.—Lutheraner.

XVII.—Lutheraner.

XVIII.—1. Deliamet ow Entretiens, etc.

XIX.—1. Cicero, de nat. Deor., lib. II., 153. — 2. Cic. Consolat., Tom. IV., pag. 628. Tusculan. quaest., lib. I., 66. — 3. Cic., de nat. Deor., lib. II., 147. — 4. Seneca, de Benefic., lib. IV., cap. 6. — 5. Homer. Ilias, lib. 15, v. 47. — 6. Xenoph. Memorab. Socrat., lib. I., cap. IV.

XXI.—Nach den naturgeſchichtlichen Mittheilungen von Dr. G. H. von Schubert, Dr. G. Hartwig, Gruber ꝛc.

XXII.—Traité de la vie heureuse.

XXIII.—I. 1. Cic., de nat. Deor., l. I. — 2. Plutarch adversus Col. Epicur., p. 1125. — 3. Cic., de leg., l. II. — 4. J. A. Fabricii, Delectus Argumentorum, &c., p. 375. — II. Weltgeſchichte von Becker, Dittmar, ꝛc.

XXIV.—1. La Mettrie in ſeinem Abrégé des Systemes, § 8. — 2. Uebereinſtimmung mit der Augsburgiſchen Confeſſion, Art. prælim. I., th. 7, § 8, p. 14. — 3. Geſpräche mit Eckermann, Th. 1, S. 106. — 4. Tholuck, Vermiſchte Schriften, II., 410. — 5. J. Kutzen: Aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, S. 62, 257, 151: Becker's Weltgeſchichte, XII., 385. — 6. Denkwürdigkeiten aus dem chriſtlichen Leben, II., 8. — 7. Lutheraner, IV., 58. — 8. A. v. Humboldt in ſeinen Briefen an Varnhagen von Enſe, S. 175, 63, 183, 237. — 9. Lutheraner, 8, 36. — 10. Schiller's Werke, amerik. Ausg., I., 75, 40, 41, 17. — 11. Lutheraner, 23. 22. — 12. Luth., 19, 125. — 13. Zeitſchrift für die geſammte luth. Theologie ꝛc., von Dr. Delitzſch und Guericke, 1875, S. 757. — 14. Aus: A Sermon preached by Rev. G. Douglass in Boston, 1875.

XXV.—1., 2., 3. Aus: J. L. von Mosheim's Geſchichte der Feinde der chriſtlichen Religion, herausgegeben von G. Winkler, S. 207, 268, 278. — 4. Stader Sonntagsblatt. Lutheraner 4, 127. — 5. Die letzten 120 Jahre der Weltgeſchichte, 1740—1860. Von W. Menzel, I., 227. — 6. Evangeliſche Kirchenzeitung. — 7. Die Wahrheit und Auctorität der göttlichen Offenbarung, von Robert Haldane, S. 41. — 8, 9, 10, 11, 12 aus Lutheraner, Jahrg. 3, S. 106. — 13. Stader Sonntagsblatt. — 14. Freimund, Jahrg. 1858, No. 34, S. 395. — 15. Vermiſchte Schriften von A. Tholuck, II., 119. — 16. 17. Aus: Ausführlicher Grundriß einer Vertheidigung der chriſtlichen Religion von Dr. F. S. Bock, I., 83. — 18. Abendſchule, 13, 95. — 19. The Christian at work, II., No. 2, p. 8.

Zugabe.—1. Seneca, in Præfat. ad quaest. nat. — 2. Plato, Dialog. I., de republ. — 3. Tacitus, lib. VI.

Inhalt.

Seite

I.—Thorheit des Atheismus ... 7
1. Die Gottesleugner können nicht beweisen, daß die Welt unendlich sei ... 11
2. Es ist wider die Vernunft, zu glauben, daß die Welt unendlich sei ... 13
3. Es kann nicht bewiesen werden, daß die Welt ewig sei ... 16
4. Daß die Materie den Grund ihres Daseins nicht in sich selbst haben kann ... 20
II.—Ursache der Gottesleugnung ... 24
III.—Der überführte Gottesleugner ... 29
IV.—Giebt es Atheisten? ... 31
V.—Das angeborene Gottesbewußtsein ... 37
VI.—Ein merkwürdiger Beweis, daß das Gottesbewußtsein einem jeden Menschen angeboren sei ... 42
VII.—Die Stimme des Gewissens ... 43
VIII.—Aussprüche von Heiden über das Gewissen ... 48
IX.—Uebereinstimmung aller Völker im Glauben an das Dasein Gottes ... 53
X.—Das Zeugniß der Schöpfung ... 59
XI.—Die Bewohnbarkeit der Erde ... 63
XII.—Die Schönheit der Natur ... 69
XIII.—Die Ordnung der Welt ... 79
XIV.—Die Welt des Zufalls ... 84
XV.—Des heidnischen Philosophen Sokrates Beweis für das Dasein Gottes ... 92
XVI.—Bekenntniß armer Heiden ... 99
XVII.—Geschlagener Unglaube ... 99
XVIII.—Wie die Gottesleugner die Entstehung des Menschen erklären. 100
XIX.—Urtheile der Heiden über den Ursprung des Menschen ... 107
XX.—Thorheit des Materialismus ... 109
1. Die vernunftlose Materie kann den vernünftigen Menschengeist nicht hervorgebracht haben ... 109
2. Aus dem Unorganischen kann von selbst nichts Organisches entstehen ... 115

3. Der bewußtlose Stoff kann nicht die Ursache dieser zweckmäßig geordneten Welt sein. 126
XXI.—Die zweckmäßige Einrichtung der Natur kann ihren Grund nur in der unendlichen Weisheit Gottes haben..... 127
I. Ernährung der Thiere..... 140
II. Schutzmittel der Thiere..... 148
III. Erhaltung der Thiere..... 155
IV. Instinkt der Thiere..... 156
1. Jedes Thier kennt sein Element..... 156
2. Wahl der Nahrungsmittel..... 158
3. Sammeltrieb..... 161
4. Wandertrieb..... 163
5. Kunst der Thiere bei Errichtung ihrer Wohnungen..... 168
6. Kenntniß des Feindes..... 177
7. List der Thiere..... 178
V. Nutzen der Thiere..... 182
1. Das Kameel..... 182
2. Das Rennthier..... 187
3. Der Seehund..... 190
XXII.—Sittenlehre der Gottesleugner..... 191
XXIII.—Unvereinbarkeit des Atheismus mit der Wohlfahrt des Staates 193
1. Zeugniß aus dem Alterthum..... 193
2. Beweis aus der französischen Revolution..... 195
XXIV.—Trostlosigkeit des Unglaubens..... 210
XXV.—Das Ende der Ungläubigen..... 220
Zugabe.—Die Unsterblichkeit der Seele..... 225

Stereotypie und Druck von H. Ludwig, 30 Centre-Str., New-York.

BT101.F44
Es ist ein Gott :
Andover-Harvard
000895109
3 2044 077 905 602